# Leopold Komperts sämtliche Werke

## in zehn Bänden.

Mit sechs Bildnissen, zwei Abbildungen und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe sowie einer biographischen Einleitung

von

**Dr. Stefan Hock.**

---

### Zweiter Band.

Inhalt: Böhmische Juden.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

# Inhalt.

# Der Dorfgeher.

Aus dem Hause des Rabbi, das hart an der Synagoge steht, kam eines Freitags nachmittag ein hastiger Knabe gesprungen, der unter seinem linken Arm einen schweren dicken Folianten trug. Das Gesicht dieses etwa elfjährigen Kindes glühte von dem Feuer einer inneren Aufregung, oder gar von der Last des Buches — es war in diesem Augenblick wunderbar schön! Keinem von allen, wie sie da in der Gasse herumstanden oder gingen, fiel es ein, diesen Knaben um die Rosen auf seinen Wangen, oder um den perlenden Tau auf seiner Stirne zu fragen! Da hätte man Wind und Atem zugleich sein müssen, aber auch unbarmherzig dabei: denn, störet die Kinder nicht, wenn sie freudig dahinrennen, ihr werfet einem Blinden Steine vor den Fuß, und das verbietet die Bibel!

Aber wie der Knabe an der „Schlafstub“ vorüberkam, da, wo gewöhnlich die fahrenden Bettler auf den Sabbat einkehren, stand dort einer von diesen Gästen, der ihn nicht ungefragt vorüberlassen wollte.

„Jüngel Leben,“ rief der Bettler, „kannst du mir sagen?“

Das Kind mußte sich wie einer, der einen steilen Berg hinabläuft, fast wie ein hastiges Rad absperren, ehe es zum Stehen kam.

„Was?“ fragte es sich umdrehend, leisen Verdruß um die feinen Mundwinkel.

„Kannst du mir sagen, wo da Schimme Prager wohnt?

Ich hab' eine Plett*) für ihn, ich soll bei ihm auf den Sabbat essen."

„Und warum soll ich das nicht wissen?" rief der Knabe verwundert. „Das ist ja mein eigener Vater."

Da tat der Bettler einige Schritte auf den Knaben hastig vorwärts. „Ist das auch wahr, was du sagst?" rief er, indem er ihn stürmisch bei der Hand ergriff, mit unaussprechlich bebender Stimme.

„Und wer denn soll mein Vater sein?" fragte das Kind mit jenem leicht erklärlichen Ärger, wie ihn vielleicht nur ganz lebhafte Kinder empfinden, wenn man sich in etwas verfänglicher Weise nach ihren Eltern erkundigt.

„Verzeih, verzeih mir," fuhr der Bettler in derselben heftigen Aufregung fort, „heißest du nicht Benjamin, mein Kind, und hast du nicht eine Schwester, die Röfele heißt? Hat sie nicht schönes schwarzes Haar? Und ist sie noch so lustig und herzfreudig, daß man's selbst wird, wenn man sie nur ansieht? Singt sie noch so prächtige Lieder, besonders Freitag abends, wenn der Vater aus der Synagoge heimkommt? Weißt du das: Salem Alechem, Alechem Salem? Und die Mutter, nicht wahr! Sie heißt Channe und ist Gott Lob und Dank frisch auf und gesund? Sie trägt noch das schwarze Sammetband auf der Stirn — und den Golddukaten um den Hals, hat sie den noch?"

Plötzlich hielt der Bettler inne; er fuhr sich über den Mund, als ob der zu viel verraten hätte, dann sagte er leise lächelnd: „Wenn du's also weißt, mein Kind, wo Schimme Prager wohnt, so führ mich hin — aber du mußt wollen."

Benjamin, und es war dies in der Tat sein Name, wußte vor Staunen und Erregung nicht, was er von der so seltsamen Erscheinung des Bettlers denken sollte; mit einer

---

*) Anweisung des Gemeindekassierers auf Sabbatkost bei einem der Familienväter.

solchen Stimme, die ihm bis an das Herz drang, hatte er noch niemanden nach den Familienverhältnissen sich erkundigen gehört; er antwortete nicht.

Sonderbar! der Bettler schien auch nicht darauf zu warten; mit niedergesenkten Blicken, aber ein herrliches Lächeln auf den Lippen, das sich im Weitergehen immer schöner und siegreicher entfaltete, schritt er an der Seite des Knaben durch alle Windungen und Krümmungen der Gasse, ja sogar durch das finstere Durchhaus, das man sonst ohne Wegweiser nicht finden konnte. Mit einem Male standen sie vor Schimme Pragers Wohnung; da mußte dem Knaben die frühere Freudigkeit seines Laufes eingefallen sein; mit einem mächtigen Sprunge sich von seinem Begleiter losreißend, war er ins Haus hinein. Der Bettler blieb draußen auf der Schwelle der Tür, er wagte nicht einzutreten.

„Hab' ich dir's gesagt," hörte er drin den Knaben ausrufen, „daß ich auf Freitag werd' mein erstes Blatt Talmud können? Mein Wort hab' ich gehalten, Mutter, jetzt hält es an dir."

„Ja ja, mein Kind," bestätigte darauf eine weibliche Stimme, die den Bettler erbleichen machte, „ja ja, aber nicht eher, bis dich der Vater hat verhören lassen aus dem gewissen Blatt. Heutzutag, Benjaminleben, muß man sicher gehen; aber Freud' wird er genug haben, wenn er daheim kommt. Willst du aber ein Draufgeld?"

Ehe aber Benjamin noch antworten konnte, war es dem lauschenden Ohre des Bettlers, als legten sich drin zwei weiche mütterliche Lippen auf die Wangen des Kindes; minutenlang schallte dieser süße Austausch zwischen Geben und Nehmen, und eine so gewaltige Erschütterung tobte in den Adern des Bettlers, daß er sich an der Tür festhalten mußte. Nun hörte er, wie Benjamin drin von seinem Begegnis mit einem „merkwürdigen" Bettler erzählte, den er draußen habe stehen lassen.

Gleich darauf traten Mutter und Kind heraus, und der Bettler hatte nur noch Zeit, zur Seite zu springen.

„S'Gott's willkumm, Gast," sprach ihn die Mutter an, „Ihr bringt mir eine Plett?"

Keines Wortes mächtig, reichte ihr der Bettler die schriftliche Anweisung auf die Sabbatkost hin, aber wie ein Donnerschlag traf's ihn, als die Mutter den Zettel mit der Hand abwies und meinte: „Soll ich leben, es tut mir leid, daß ich Euch wieder zurückschicken muß; ich kann Euch nicht behalten, der Schabbes ist schon gemacht, und ich hab' mich nicht gerichtet auf Euch."

„Also muß ich fortgehen?" rief der Bettler bebend, aber mit an den Boden gehefteten Augen. „Ihr wollt mich auf den Sabbat nicht behalten?"

Befremdet und ergriffen durch den eigentümlich schmerzlichen Ton, der in diesem Ausrufe lag, sah die Mutter aufmerksam auf den Bettler, dessen Angst sie nicht zu deuten wußte. Aber sogleich meinte ihr treffliches Herz: „Nu, nu, wenn Euch so viel an armer Leute Kost aufliegt, so bleibt nur! Gast, bleibt nur! Verhungern sollt Ihr nicht auf Schabbes. Channe Prager führt, Gott Lob und Dank, nicht so ein Haus, daß, wo fünf Mäuler voll werden, ein sechstes soll leer von ihr ausgehen."

„Weißt du was?" sagte Benjamin einfallend, „ich geb' dem Gast meinen Fisch!"

„Nu, seht Ihr, Gast," fuhr die Mutter mit einem triumphierenden Lächeln auf den Knaben fort, „nu, seht Ihr, daß Ihr werdet satt werden? Benjamin will Euch seinen Fisch geben, und an einem Stück Barches*) wird er's auch nicht fehlen lassen. Also bleibt nur und kommt. Weiß ich denn, ob mein Sohn Elije, der auch in der Fremde ist, wird heut' auf Schabbes etwas zu essen haben? Ich be-

*) Das weiße Sabbatbrot.

greif' mich gar nicht, wie ich das habe vergessen können. Also kommt nur, verhungern werdet Ihr nicht, ich will schon dafür sorgen."

Es traf sich glücklich, daß um diesen Augenblick der heimkehrende Schimme Prager, der Vater des Hauses, den Bettler, der antworten und danken wollte, jedes Wortes überhob. Es war ein Mann ins Haus getreten, dem man an dem schweren Packe, den er auf dem Rücken trug, den „Dorfgeher" ansah; ihm entgegen flog Benjamin und rief: „S'Gott's willkumm, s'Gott's willkumm, Vater! Weißt du schon, daß ich mein erst' Blatt Talmud wie ein Wasser kann?"

Der Dorfgeher, ehe er antworten wollte, berührte früher die geheiligte Stelle an der Türpfoste, wo der geheimnisvolle Name Gottes „Schadai" durch ein glänzendes gläsernes Fensterchen hindurchblickte, mit der Hand, die er dann andächtig an die Lippen führte. Dabei wurde die ganze Gestalt des Dorfgehers höher und mächtiger, als man bei seinem ersten Anblick vermutet hätte; es war, als hebe ihn die Nähe seines Gottes über die Wucht seines Packes und über sich selbst hinaus. Auch sein Antlitz war nun besser zu sehen; es war eines jener von Kummer, Lebensmüh' und Plackerei tief eingefurchten, wie sie nur das Ghetto zu zeichnen vermag! Der Bettler erschrak innerlich vor diesem Anblick!

In der Stube vorschreitend, wo er den Pack wie eine Riesenraupe von sich abschüttelte, sprach erst der Dorfgeher: „Das sagst du, Benjaminleben, was sagt aber die Welt dazu? Heutzutag lassen sich die Leut' nicht foppen, und ein Blatt Talmud ist kein Spaß."

„So laß mich verhören," meinte Benjamin mit leicht erklärlichem Stolz.

„Das heißt gered't, wie man soll reden," rief kopfnickend der Dorfgeher. „Wenn du also willst und Lust hast, gehen wir morgen zum Vetter Wolf, hörst du gut? Zum

Vetter Rebb Wolf, zu dem großen Frommen, dem wirst du sagen: Vetter, verhört mich, mein Vater will nicht glauben, daß ich schon mein erstes Blatt Talmud kann. Das aber sag' ich dir, Benjaminleben, bestehst du so, wie ein rechtschaffen Jüngel bestehen soll — kein Grafenkind auf der ganzen Erd' soll hernach ein schöneres Röckchen bekommen, als ich dir machen will. Das Tuch kannst du dir selber bei Maier Tuchhändler aussuchen."

Jetzt erst trat Channe vor, die als eine gute Mutter ihrem Kinde die ersten Blüten des Empfanges überlassen hatte. „S'Gott's willkumm, Schimme," rief sie mit einem leisen Anflug von Groll, „mich verlangst du ja gar nicht zu sehen! Was heißt das?"

Lächelnd reichte ihr der Dorfgeher die Hand; sie war versöhnt. „Was hast du für eine Woche gehabt, Schimme?" fragte sie dann.

„Wie ich noch keine gehabt, Channe, Geld hab' ich auch gelöst, aber das Beste war doch die schöne Bäuerin, ja, die schöne Bäuerin." — Hierbei lächelte der Dorfgeher auf ganz geheimnisvolle Weise.

„Was ist das mit der Bäuerin?" fuhr Channe auf, und eine schöne Röte lag auf dem sonst blassen, lieben Antlitze der Mutter, dann setzte sie aber lachend dazu: „Vielleicht bist du gar verliebt, Schimme? Das fehlt mir noch."

„Vielleicht, vielleicht," lächelte der Dorfgeher noch geheimnisvoller.

„Die Zeiten sind vorüber, mein lieber Schimme," meinte Channe achselzuckend, „du bist ja schon ein alt Äpfele und schmeckst sauer."

„Soll ich leben und glücklich sein," rief dagegen lachend der Vater, „die eifert mit mir! Aber die Bäuerin — meine schöne Bäuerin, die will mir doch nicht aus dem Kopf."

Zwei Augen hatten auf dieser so eigentümlichen Szene zwischen den Eheleuten geruht, die schon längst nicht wußten,

wohin sie sich wenden sollten. Erst jetzt, wo sich der Dorfgeher mit seiner geheimnisvollen „Bäuerin" von der Mutter wegwandte, wurde der noch immer an der Tür stehende Bettler von ihm bemerkt . . . „Salem Alechem," hieß es sogleich, indem er ihm die Hand hinbot. „Alechem Salem," gab der Bettler zurück.

„Wo kommt Ihr her?" ging es sodann ans Verhör.

„Ich — ich komm' aus Ungarn."

„Was seid Ihr eigentlich? Ganz wie ein Schnorrer seht Ihr mir nicht aus, Ihr müßt noch was anderes vorstellen."

„Ich? Ich bin ein Lehrer."

„Und da geht Ihr schnorren? Habt Ihr noch Vater und Mutter?"

„Ja, bis zu hundert Jahren!"

„Ich werd' Euch um eine Narrheit fragen: Wie heißt Euer Vater?"

„Mein Vater heißt — Schimme, meine Mutter — Channe!"

Die beiden Eheleute sahen sich verwundert an, und es stand vielleicht von Seite der Mutter eine neue Reihe von Fragen bevor, als von draußen zu gelegener Zeit der heisere Ruf des Schuldieners, daß der Sabbat im Anzuge sei, schreckensvoll ertönte. Denn Channe besann sich, daß es in Küche und Haus noch manches zu tun gab; die Lampe war noch nicht gefüllt, nicht einmal die Dochte waren noch von Benjamin gedreht; auch lag noch nirgends ein weißes Tuch ausgebreitet. Und der Dorfgeher gar! der stak noch ganz in der „Woch'", und hatte sich noch nicht einmal barbiert. Der Bettler empfahl sich. Gewaltsam mußte er sich von dem Boden losreißen, auf dem er, wie Moses, mit bloßen Füßen hätte stehen sollen. Als er draußen in der Küche an der schaffenden Mutter vorüberkam, rief sie ihm nach: er möge ja nicht vergessen, heute zu kommen, und ihr nichts für

ungut zu nehmen. Er war ihr lieb geworden, dieser fremde seltsame Gast! Mit schnellen Schritten verließ er das Haus und ging auf die „Schlafstube“ zu.

---

Aus einem Briefe Emanuels an Klara.

„Die Lektionen Deines Lehrers haben gar zu wenig gefruchtet, teure Klara! Zwei Stunden im Ghetto haben mich davon überzeugt: Du kennst das Judentum noch gar nicht! Wie auch das? Worauf es besonders ankam, den unergreifbaren, untastbaren Duft des Weines — ich meine das Gemüt — das habe ich dir doch nicht gegeben. Aber bedenke nur eines, Klara! Das Weltgemüt, das mit dem blonden Rabbi von Nazareth am Holze starb, ging aus einem solchen Ghetto hervor; ich sage dir, Funken und Blüten leben noch heute unter seinen Bewohnern! Zwei Stunden haben mich davon überzeugt . . .

Meine Eltern habe ich bereits gesehen; keines hat mich erkannt. Mein Brüderchen Benjamin, eines jener Spätröslein ehelicher Liebe, wie es Gott den Leuten schickt, wenn er sie noch lange will einander zulächeln machen, mein Brüderchen Benjamin habe ich auf offener Straße getroffen! Eine wunderbare Schönheit liegt über dem geistig regen Antlitz dieses Knaben. Dann kam ich zur Mutter und stand ihr gegenüber! Ich spielte mit der Gefahr des Erkanntwerdens wie mit einem spitzigen Instrumente, das wider Versehen einem in das Blut fährt. Aber erkannt hat mich keines. Es ging an mir ein Schauspieler verloren.

Fürchte nichts für mich, geliebtes Mädchen! Ich weiß, wie nötig es für meine Ruhe ist, in dieser Lage zu verharren! — Befriedigt ist nun meine Sehnsucht; ich habe sie alle gesehen, ehe die Wogen eines alten Glaubens über meinem Haupte zusammenschlagen, und ich wieder am Gestade eines neuen auftauche, wo die menschgewordene Liebe meiner harrt. Fürchte nichts!

Diesen Brief erhältst Du übrigens aus einer Gesellschaft, wie Du Dir sie nicht sonderbarer vorstellen kannst. Ich bin in einer ‚Schlafstube‘, der Wohnstätte jüdischer Bettler, wie sie jeder Sabbat haufenweise ins Ghetto führt. Ich selbst bin ein solcher! Zerlumpte Gestalten aus allen Erdteilen, polnische, deutsche, ungarische Bettler lungern um mich herum. In ihrer Gesellschaft schreibe ich diesen Brief. — Zwei Schritte von mir säugt ein polnisches Weib ihr krankes Kind; verwittert und gramzerstört sind die einst schönen Züge ihres Antlitzes, aber ihre Augen — sie haben mich schon oft an Deine gemahnt.

Ins Ghetto zieht der Sabbat ein, die Feder länger zu halten fängt an Sünde zu werden. Ich schließe. Auf baldiges Wiedersehen, teure Klara!“

---

Aus der Synagoge trat Emanuel in die hellerleuchtete Sabbatstube seiner Eltern. Er fand seinen Vater soeben den Friedensgesang: „Salem Alechem, Alechem Salem“ mit seiner uralten Melodie anstimmend. Der Dorfgeher wandelte dabei in der Stube auf und ab, während Benjamin das Gebetbüchlein offen vor sich auf dem Tische liegen hatte. Hell und freundlich klang die feine Stimme des Knaben wie ein silbernes Glöcklein durch den Baß des Vaters, der aber auch nicht dem Ohre unangenehm scholl. Oft hatte Benjamin Solo zu singen, der Vater schwieg, und wie Lerchenwirbel stiegen dann die hellen Klänge des Knaben auf. Zuweilen verbesserte der Vater den Gesang, wenn Benjamin zufällig ein Wort „überschluppert“ hatte, und um so triumphierender und herrlicher erhob er sich dann von den Lippen des Kindes. Das dauerte wohl eine Viertelstunde, während welcher Emanuel schüchtern, wie es einem „Gaste“ ziemt, in einem Winkel der Stube, aber wundersam bewegt, dem Zweigesang von Vater und Bruder lauschte!

Zwischendurch war es ihm aber, als hörte er in der Stube jemanden aus innerstem Herzensgrunde schluchzen, und als er sich umsah, erblickte er im Schatten des Ofens, da wo einst sein Bett gestanden, in dem er die ersten Träume gehabt — in die Kissen desselben Bettes den Kopf gepreßt — erblickte er eine weibliche Gestalt. Das mußte seine Schwester Rösele sein! So sang sie also nicht mehr das schöne Sabbatlied, dem jetzt Benjamin den ganzen Zauber seiner Stimme lieh? So war der Friede aus ihrer Brust gewichen, und sie nicht mehr so herzfreudig und lustig, wie in früheren fernen Zeiten? . . .

Es war gerade jener Augenblick eingetreten, wo der Dorfgeher seinen Gesang unterbrach, um das Silberglöckchen Benjamins allein fortläuten zu lassen; da mochte auch ihm das unterdrückte Weinen des Mädchens auffallen; er blieb mit auf dem Rücken verschränkten Händen vor der Mutter stehen, die, gedankenvoll sinnend, in das Licht der Lampe starrte.

„Was ist denn der schon wieder?“ fragte er sie, mit einem fast zornigen Achselzucken nach Rösele hindeutend. „Was stört sie mir meinen Schabbes?“

„Weiß ich?“ entgegnete Channe mit stummem, lebhaftem Gebärdenspiel, wie es nur dem Ghetto eigen ist. „Weiß ich, was ihr fehlt? Bange wird ihr sein!“

„So setz dich auf den Tisch, wenn dir bang ist,“ rief Schimme nach Rösele hin, „mir aber verstör nicht meinen heiligen Schabbes.“

Aber das Mädchen gab diesen Worten kein Gehör. Das Schluchzen verstärkte sich, und selbst der jubilierende Gesang Benjamins, an den sich jetzt wieder der grollende Baß des Vaters angeschlossen, vermochte über das immer heftiger hervorquellende Herzeleid Röseles keine Decke zu werfen. Jetzt erst, wo es sich wie ein verborgen rauschender Quell des Steines, der ihn drückte, befreit fühlte und sich besprochen

hörte, gab es sich als das, was es eigentlich war, zu erkennen. Es wurde lautes Weinen.

Wieder blieb Schimme vor Channe stehen, aber viel sanfter und leiser in Stimme und Gebärde fragte er sie:

„Warum? Was fehlt ihr wieder? Schreit das nicht zu Gott auf, wenn man mir armen geplagten Mann den einzigen Tag in der Woch', wo ich mich mit Weib und Kind will erfreuen, so verstört? Hab' ich so viel Freuden von meinem Dorfgehen, daß sie mich nicht einmal heut' in Ruh' läßt?"

„Red mit ihr Weisheit aus," meinte Channe kummervoll, „wenn du kannst. Hast du achthundert Gulden im Sack? Kannst du ihr Hochzeit machen? Hernach wirst du sie schon ganz anders sehen! Jetzt laß sie weinen, und ein Mädel muß schon darum weinen, daß sie überhaupt geboren worden ist."

„Großer Gott!" rief, die Hände ineinander schlagend, der Dorfgeher, „will mir also das eigene Weib und das eigene Kind nicht glauben, daß ich ein armer geplagter Mann bin? Hätt' ich denn Röſele nicht schon sechsmal unter die Haub' gebracht, wenn das wäre in meinem Vermögen gestanden!"

„Hast du mich schon so reden gehört?" sprach dagegen Channe. „Meinst du, ich weiß nicht, wo Gott wohnt? . . . Aber ich will nur das sagen, daß man eigentlich von seinen Kindern nichts hat: Hat man Töchter, so machen sie einem die Haare grau vor der Zeit, bis man ‚sie ausgibt', und ein Jüngel? das zieht dir fort von daheim, es hat keinen Vater, es hat keine Mutter mehr. Was haben wir zum Beispiel von unserem Elije? Weißt du gar, wo er jetzt ist?"

„Jetzt kommt sie mir gar mit dem," rief Rebb Schimme mit der Hand abwehrend, als wollte er nicht nur die Worte seines Weibes, sondern die ganze Wucht aufsteigender Gedanken, die ihm wehe taten, zurückdrängen. „Ich bitte dich, Channe, verstör mir den Schabbes nicht?"

In demselben Momente hatte Benjamins Gesang mit König Salomos verherrlichendem Lob des Weibes*) sein Ende erreicht. Als ein wahrhaft guter Sänger hatte er die schönsten Triller bis zuletzt aufgespart, und wie die auf und ab hüpfenden Funken eines verglimmenden Papiers sprangen, zischten und wirbelten die letzten Töne des Liedes auf und nieder. Dieser Gegensatz zwischen tränenvollem Herzeleid und alles verzehrender Freudigkeit eines kindlichen Gemütes ging Emanuel schneidend durch die Seele. Benjamin hatte das Gebetbuch geschlossen und auf die abgesungene Blattseite seine Lippen gedrückt; darauf sah er mit seinen klaren Augen in der Stube um, gleichsam fragend, ob nach einem solchen Gesange jemand noch betrübt sein könne?

Wirklich war auch Röseles Weinen verstummt. Sie hatte sich erhoben, und Emanuel konnte in das bleiche Antlitz einer verschollenen Schönheit, auf die verstörten Züge einer alten Jungfrau sehen. Das Röfele seiner Kindheit erkannte er nicht.

„Soll ich zu Tisch decken?“ fragte sie so ruhig, als hätte sie nie ein Leid gekannt.

„Warum fragst du?“ meinte, sich böse stellend, der Dorfgeher, aber er fügte sogleich hinzu: „Hab' ich dich heut' schon gebenscht, Röfele? Mir scheint, ich hab' noch nicht.“

Ohne Antwort beugte Röfele ihr Haupt und segnend kamen des Vaters Hände darauf zu liegen. Emanuel sah nur, wie seine Lippen sich bewegten, den Segen hörte er nicht.

„Deine Mutter ist mit mir auch sechs Jahre gegangen, bis wir haben können Hochzeit machen,“ sagte er dann wie zum Trost, „wenn mir Gott helfen wird, so kriegst du noch heuer deinen Ascher. — Willst du noch mehr?“

Was Emanuel tief betrübte, war, daß er erkannte, wie die soeben erlebte Szene seiner Familie nichts Neues sein mochte; die beinahe maschinenmäßige Fassung seiner Schwester

---

*) Sprüche Salom. Kap. 31.

erschien ihm als die Folge schon vielen vorhergegangenen Leides, — und sein Vater hatte sie wahrscheinlich schon öfters wegen gewaltsamer Störung seines Sabbats anklagen müssen.

Bei Tische kam Emanuel neben sein Brüderchen Benjamin zu sitzen. Kaum war die Waschung und der Segensspruch über die weißen Brote vorüber, als sich des Vaters schon wieder die ursprüngliche Heiterkeit seines Wesens bemächtigt hatte.

„Channeleben," rief er lustig zwischen dem Essen, „willst du, daß ich dir von meiner schönen Bäuerin erzähle?"

„Ich hab' andere Gedanken im Kopf," entgegnete sie darauf verdrießlich. „Wo ist jetzt unser Elije? Von dem red mir lieber."

„Trag' ich ihn bei mir im Sack," rief lachend der Dorfgeher, „daß ich wissen soll von ihm?"

„Gott! Gott!" schrie da in plötzlicher Aufwallung nicht zurückdrängbarer Gefühle die Mutter, „mein halb Leben gäb' ich drum, könnt' ich jetzt meinen Elije wiedersehen, nur auf eine Minute, nur was man sich sagen kann: ‚Warum kommst du nicht, mein Sohn?'"

Es war eines jener eigentümlichen Seelenrätsel, daß diese Mutter den ganzen Abend an ihren Sohn denken mußte. Eine gewisse Ähnlichkeit mit Emanuel, eine nur dem Mutterauge erkennbare Gebärde konnte das nicht bewirkt haben; denn Emanuel war als ein dreizehnjähriger Knabe aus dem Vaterhause fortgezogen, als Mann war er wieder zurückgekehrt. War es überhaupt die Erscheinung des fremden „Gastes"? Wie wir aber für dieses Rätsel keinen Schlüssel finden, so fehlen uns auch die Worte, um die Qualen des dasitzenden Sohnes zu zeichnen. In dieser Lage, wie wir sie jedem Herzen unerlebt wünschen, tat Emanuel wohl das beste, daß er sich mit seinem Brüderchen Benjamin beschäftigte. Glühend heiß jagte das Blut durch seine Adern!

Das war aber auch ein lieber, freundlicher Bruder, dieser Benjamin, wie man ihn weit und breit nicht finden konnte! Als die Fische auf den Tisch kamen, bestand er fest darauf, dem Gaste seinen Teil abzutreten. Umsonst tat Emanuel lauten Einspruch dagegen.

„Was wirst denn aber du essen!“ rief die Mutter, die in seinen Entschluß einzugehen schien.

„Ich,“ meinte Benjamin mit leuchtendem Auge, „ich werde nichts essen.“

„Was sagst du zu dem Jüngel?“ wandte sich die Mutter selig lächelnd, halbleise zu ihrem Manne. „Soll ihn nicht Gott gesund und stark erhalten? — Der ganze Elije, wie er geht und steht, der ist als Kind auch so gewesen.“

Mit derselben Gemütsstärke, die ihn bewogen hatte, dem Gaste seinen Teil abzutreten, sah nun Benjamin zu, wie er denselben verzehrte! Es gewährte einen eigentümlichen Anblick, wie der schöne Knabe mit auf den Tisch gedrückten Händen, das Antlitz leuchtend von der Freudigkeit seines Entschlusses, oder von keimender Reue, bald auf die Schüssel, bald auf den Verzehrer selbst blickte. Hätte Emanuel den Regungen seiner Gefühle folgen dürfen, er hätte das Kind zwischen seine Arme genommen und es so lange geküßt und geherzt, bis er müde geworden. So begnügte er sich, flammende Röte auf den Wangen, Benjamins Fisch stillschweigend aufzunehmen.

Die Mahlzeit war vorüber, man betete, und Emanuel gestand es sich schamvoll, daß er des Tischsegens nicht mehr ganz mächtig war. Nach dem Gebete brachte Benjamin sein Gesangbuch wieder herbei, und er und der Vater begannen wieder die üblichen Sabbatgesänge; aber es dauerte nicht lange, so wurde die Stimme des letzteren immer schwächer und schläfriger, und Benjamin hatte noch einen tüchtigen Weg vor sich, ehe er zum Ende gelangte, als ein lautes Schnarchen des in den Stuhl zurückgesunkenen Dorfgehers verriet, daß

er den Gott seiner Väter nicht mehr zu lobpreisen brauchte. Auch Röjele war schlaftrunken in die andere Stube gewankt.

Der singende Benjamin, die Mutter und Emanuel waren allein. Emanuel fühlte das Gefährliche seiner Lage; er wollte sie durch einen raschen Entschluß abkürzen. Ohne aufzublicken stand er auf, sagte leise gute Nacht und ging mit schnellen Schritten auf die Tür zu.

„Gast, Gast!“ rief ihm die Mutter nach, „was geht Ihr denn schon? Bleibt doch noch ein bissele, ich hab' ja mit Euch noch gar nichts gered't.“

Emanuel wandte sich um. „Was wollen Sie?“ fragte er beinahe unhörbar.

„Sagt mir, Gast,“ begann die Mutter, „wie kommt Ihr denn eigentlich in die weite Welt? Ihr seht ja gar nicht danach aus, als wäret Ihr ein geborener —“

„Bettler — wollen Sie sagen? Das bin ich auch nicht.“

„Warum also doch? Ich geb' Euch gern zu essen, so soll mir Gott in meiner letzten Stund' beistehn, aber Eure Mutter, ich will drauf wetten, wird das ungern sehn, wenn Ihr Euch keine ‚Kondition‘ (einen Beruf) schafft. Lebt sie noch?“

„Ja, bis zu hundert Jahren.“

„Und?“

„Was?“

„Warum seid Ihr nicht bei ihr geblieben?“

„Es ist mir zu enge geworden daheim.“

„Merkwürdig, merkwürdig! So kann man jedwedes Jüngel reden hören, wenn es fort will in die weite Welt. Es will keines zu Haus bleiben, und wo kommt das her? Weil der Mensch nie genug hat, und als möcht' einer mit der Peitsch' hinter ihm stehen und jagt und treibt ihn, geht er immer besserem Futter nach. Wenn ihm seine Mutter die Kissen vom Bett zurecht macht, daß er leicht liegen soll in der Nacht, so will er lieber, eine Fremde soll ihm Steine unter den Kopf legen. Der Mensch kommt mir vor wie

jenes Kind, was sich von seinem Vater hat nie wollen segnen lassen; erst wie das Kind gestorben war, hat es müssen bitterlich einsehen, daß doch etwas gelegen ist an eines Vaters Segen. Es hat müssen alle Freitag abend aus dem kalten Grab herausgehen und seinen Kopf legen unter seines Vaters Hände; es hat keine Ruh' gehabt. Und das paßt Euch auf jedwedes Jüngel: es kommt immer auf Vater und Mutter zurück, und oft, wenn es schon zu spät ist. Ich sag' Euch, Gast, ein Jüngel, was die Segnungen von seinen Eltern nicht braucht, weil es weit weg ist von ihnen, dem Jüngel kann's nicht ganz gut gehen. Ihr selbst werdet auf meine Red' schon zurückkommen. Eine Mutter, die soll sich deswegen immer nur Töchter wünschen, die bleiben ihr treu, die kann sie zu Haus behalten; aber ein Jüngel, das ist wie eine Schwalb', fliegt fort, wie es nur die ersten Federn hat."

„Sie wünschten also Ihren Elije nicht geboren zu haben?" fragte Emanuel leise. Sein Herz schlug aber lauter als der Klang seiner Stimme.

„Lebendiger Gott," rief die Mutter entsetzt, „hab' ich so etwas gesagt? Ich kann mir ja gar nicht vorstellen, was ich wär' ohne meinen Elije in der Welt; gerade meinen Elije muß ich geboren haben. Und glaubt nur nicht, Gast, eine Mutter hat gar keine Freud' an ihrem Kind, wenn es auch weit fort ist von ihr! Gott der Allmächtige hat das schon ganz gut eingerichtet! Wenn so eine Mutter fast verzweifelt ist und traurig und gar nicht weiß, wie es ihrem Kind auf der weiten Welt geht, da bleibt ihr noch etwas übrig. Ich nehm' mir dann mein großes Gebetbuch her und sag' daraus meine paar Kapitel Thillim (Psalmen), und da glaubt Ihr nicht, Gast, wie mir da immer wird. Ich seh' dann meinen Elije, gesund, schön und frisch vor mir stehen, das Glück fließt nur von ihm; er lacht mich an, er lacht mich aus, wie ich nur so besorgt sein kann wegen ihm. Einziger Gott, ruf' ich dann, soll ich denn wissen, daß es

dir so gut geht?? . . . Aber jetzt glaubt Ihr doch, Gast, daß ich auch Freuden hab' an meinem Elije?"

„Mutter, treffliche Mutter," murmelte Emanuel.

„Was meint Ihr, Gast?" fragte Channe aufhorchend.

„Ich meinte nur," entgegnete Emanuel, „was ich darum gäbe, wenn mich meine Mutter nur einmal wieder segnen wollte!"

Minutenlang ruhte Channes Auge auf dem Gaste. „Seid Ihr ein so guter Sohn," begann sie, „und wünschet also so was, so verdient Ihr auch, was ich für Euch tun will."

„Kommt her, mein Sohn," sprach sie mit wunderbarer Regung, „ich will Euch auf einen Augenblick so heißen, und will mir vorstellen, Ihr seid mein Elije. Dagegen kann Gott nichts haben, daß man einem fremden Menschen seinen Segen gibt. Kommt her, ich will Euch benschen!"

Das Haupt gebeugt, die Hände seiner Mutter darauf, empfing Emanuel ihren Segen. Und Benjamins Gesang schallte noch lange in den Sabbat des Ghettos hinaus, als der heimgekehrte Sohn noch vor dem Hause seines Vaters stand, ein Nachtgebet auf den Lippen, wie noch keines zu den Sternen des Himmels gestiegen.

---

Nachschrift zu obigem Briefe.

„Nur noch diese eine Nacht laß mich hier weilen, Klara, ich gehöre dann dir, deinem Glauben und Himmel für die Ewigkeit an. Nur noch diese eine Nacht!

Ich habe nun alles erlangt, deswegen ich deiner Augen Licht auf so lange Zeit mich entzogen; ich habe meine Eltern, Geschwister und Heimat gesehen; ich habe den Segen meiner Mutter empfangen, und könnte nun ziehen und tue es doch nicht. Nur noch diese eine Nacht! Ich fühle, mein Bleiben in der Heimat hängt mit Fäden zusammen, die ich längst abgeschnitten glaubte, ich habe hier noch etwas zu verrichten, wovon ich mir keine Rechenschaft ablegen kann. . . .

Meine Eltern will ich dir schildern, aber nicht in diesem Briefe; er müßte erröten darüber, daß ich eine Welt von Poesie auf zwei oder drei Blattseiten bringen will. Dazu brauche ich Zeit.

Lebe wohl. Kein Schatten von Furcht oder Sorge gleite über das Antlitz meines Lebensengels. Wieviel ich dir und deinem Vater schulde, weiß ich nur zu gut.

Daß ich diesen Brief schreibe, ist ein ganz mittelalterlich-ritterliches Wagnis, für das mir die Dame meines Herzens den zärtlichsten Preis umhängen sollte; es ist ein Abenteuer à la Lindwurm oder Drachen. Ich schreibe ihn nämlich mitten unter schlafenden Bettlern, und eine ausgelassene Fliege hat nur über irgend einer Nase etwas schwerfälliger zu werden, so ist der Lindwurm erwacht und speit sein Gift gegen mich. Entweihe ich nicht den Sabbat?

Und doch, schon wegen der acht und zehn Häuser, die mich von meinen Eltern trennen, sollt' ich ihn nicht profanieren. Ich bin wie ausgetauscht."

---

Unmöglich können wir unsern „Gast" auch am folgenden Tag, der der eigentliche Sabbat ist, aus dem Ghetto ziehen lassen. Wie wollte Emanuel das auch anstellen? War er unsichtbar, um aus der Schlafstube, sein Gepäck auf dem Rücken, den Wanderstab in der Hand, mitten aus dem drohenden Knäuel dieser Bettler mit heiler Haut zu kommen? Zudem war auch heute Benjamins Verhör; er mußte doch wissen, ob sich der Knabe das „Grafenröckl" verdient hatte.

Frühmorgens, am Sabbat, als Emanuel durch die schmutzigen Fensterscheiben seiner Schlafstube blickte, sah er seinen Vater in Begleitung Benjamins zur Synagoge wandeln. Der Knabe ging hinten drein und trug unter einem Arme die Bibel, unter dem andern den weißen Talar, in den man sich beim Gebete hüllt. Mit dem Auge eines Sohnes freute er sich, wie stattlich der Vater, so ganz anders

als gestern unter der Last des Warenpackes, sich heute ausnahm. Auch den beinahe dreißigjährigen Hochzeitsfrack, der jetzt der Sabbatfeier dienen mußte, erkannte er.

Wehmütiger machte ihn schon Benjamins Anblick. Hier sah er seine zweite Jugend, den lebenden Abglanz seiner Kindheit vor sich. So wie Benjamin, trug auch er einst seinem Vater, wenn er ihn in die Synagoge begleitete, die Bibel nach; so wie Benjamins Antlitz leuchtete auch das seinige in gerechtem Stolze, wenn er sich unter der Last des schweren Buches, das Jahrtausenden zur Stütze gedient, abmühen konnte. Und Jahre werden kommen und wieder vergehen, dachte er bei sich, da wird von dieser glaubensstarken, ehernen Burg nur ein Schutthaufen dich gemahnen, daß nicht einmal die Gedanken unsterblich sind, da wird dieser Knabe Benjamin sein, was sein Bruder Emanuel geworden ist ...

Fast um sich des aufsteigenden Gewitters seiner Seele zu entladen, trat er hinaus auf die Gasse und folgte schattengleich den beiden bis zur Synagoge nach.

In der Synagoge nahm er den bescheidensten Platz draußen in der Vorhalle ein; er konnte von dort aus in das dichte Gedränge der betenden Versammlung und darunter Vater und Bruder erblicken. Sonderbar! wie sehr auch Emanuels Seele und Gemüt jeder Erregung offen stand, wie gleichsam an jenem Gefühle die Erinnerung als Glöckner stand, um alle Glocken der Kindheit zu läuten, so, wir müssen es gestehen, machte der Gottesdienst doch keinen Eindruck auf ihn: die Regellosigkeit, das ungebundene, in aller Freiheit aufschreiende Gebet der Anwesenden, traf seine Seele sogar verletzend — dennoch beschäftigte ihn ein Gedanke, den er bei der Rückkehr seiner Klara mitteilen wollte, und den wir um Emanuels willen hersetzen müssen:

„Willst du wissen, Klara," gedachte er ihr zu sagen, „warum die Juden im Leben gewöhnlich so selbständig auftreten? Nicht angeborner Spekulationsgeist ist es, nicht

höhere Begabung, nicht unter äußerem Drucke elastisch gewordene Intelligenz. Tritt einmal in eine Synagoge, verlache da mit Recht nach der Sitte der Deinigen dieses atemlose, unmelodiöse Geplärre, dieses pagodenhafte Bücken und Beugen, und du hast den Schlüssel zu meinem Rätsel gefunden. Es wird dir vor allem die Selbständigkeit in den Gefühlsäußerungen der Beter auffallen; ein jeder schreit, ein jeder bewegt sich, ein jeder drängt sich gleichsam wie in einem Audienzsaal vor Gott, um gehört zu werden. Wenn ihr Heilige habt, die als Vermittler in der Mitte der Leitern stehen, die ihr an den Himmel anlegt, während ihr unten in jammervoller Demut hinaufseht, wie sie euere Opfergaben hinantragen, so hat der Jude die Unmittelbarkeit seines Gebetes voraus. Wer aber schon zu seinem Gott in so offenem Verhältnisse steht, sollte der vor Menschen Scheu haben? Ihr habt zu viel andere, die für euch beten, bitten und handeln."

Dieses und noch manches andere, was Klara nicht sobald von einem andern und noch viel weniger aus einem Buche hören konnte, gedachte er ihr bei seiner Rückkehr mitzuteilen. Einstweilen mußte er es aber dulden, daß er von jedem, der zur Synagoge Hinausgehenden mit dem traulichen „Salem Alechem" und dem brüderlichen Händedruck begrüßt wurde, er, der verlassene, auf Sabbatkost genommene Bettler! Selbst den reichen Joseph Brandeis, zu dessen Schätzen er als Kind schwindelnd hinangeblickt, sah er auf sich zukommen. Sein Vater und Benjamin kamen vorüber, letzterer mit von Furcht und banger Erwartung angegriffenen Zügen des holden Antlitzes. Atemlos rief sogleich der Knabe, indem er die Hand nach ihm ausstreckte:

„Kommt mit zum Verhör, Ihr müßt dabei sein."

„Darf ich?" fragte Emanuel mit einem Blick auf seinen Vater.

„Benjamin möcht' sich gern die ganze Gemeinde zu-

sammenrufen," entgegnete der Vater, beinahe Besorgnis über den Erfolg seines Kindes in der Stimme kundgebend, „weiß ich aber, ob er etwas können wird? Ein Blatt Talmud ist kein Spaß, Benjamin, und vier Augen sind genug, wenn man Schand' soll erleben."

„Kommt nur," bat Benjamin.

Zum Vetter Wolf hatten sie nicht weit zu gehen; er wohnte im Synagogengäßchen. Emanuel fielen die Sabbate seiner Kindheit ein, wie er gebangt und gezittert, wenn er die finstere Stiege zum Verhör beim Vetter Wolf hinaufsteigen mußte, und die finstere Gestalt dieses Verwandten, der in seiner Familie ein an Anbetung grenzendes Ansehen genoß, tauchte vor ihm auf. Damals war der Vetter noch jung, dennoch fürchtete man sich, ihn anzusehen. Wie mußte dieses bleiche, von Furchen tiefer Erkenntnis gezeichnete Antlitz, wie mußten diese buschigen Brauen über den grauen Augen erst jetzt erschrecken! Dennoch erinnerte er sich der Seligkeit, wenn der Vetter mit ihm zufrieden, seinem Weibe zurief, Sabbatobst für Elije bereit zu halten, und er des Nachmittags kam, um es abzuholen!

„Fürchtest du dich, mein Benjamin?" fragte er deshalb den Knaben, als sie die Treppe hinanstiegen.

„Nicht ein bissele," entgegnete das Kind; aber die zitternde Hand beschuldigte es der Unwahrheit.

Der Vetter saß gerade vor einem dicken Buche, aus dem er „lernte" als sie eintraten; er hatte sich in der Tat während Emanuels Abwesenheit wenig verschönt.

„Guten Schabbes, Vetter," grüßte schüchtern der Vater.

„Gegrüßt sei der Angekommene!" klang es dumpf zurück; der Vetter blickte vom Buche kaum auf.

„Nu, sag's ihm," flüsterte der Vater Benjamin zu, „geh hin und bitt ihn."

Ein Todesbangen lag auf dem Antlitz des Knaben; seine Seele war scheu in die tiefsten Werkstätten ihrer

Tätigkeit geflüchtet, es war nur ein von Furcht beseelter Körper.

„Ich möcht' mich verhören lassen, Vetter Wolf," stotterte fast unvernehmbar der Knabe.

„Verhören, aus was?" fragte der Vetter klanglos trocken.

„Aus dem ersten Blatt Talmud," war die Antwort Benjamins.

Ein steinernes Lächeln glitt über die Züge des Vetters, aber es verschwand sogleich, als wenn es zu lange dort geweilt hätte. „Narrele," sprach er langsam, „dort im Winkel hab' ich einen Kasten stehen, der ist voll mit Büchern. Kann ich wissen, aus welchen du gelernt hast?

„Das erste Blatt" —

Benjamin errötete — „Von Baba Mezieh"*) verbesserte er seinen Fehler.

Ein neues Lächeln, noch kälter wie das frühere, warf ein flüchtiges Wetterleuchten über den Gelehrten. „Wie alt bist du?" fragte er nach einer Pause. „Auf Pessach (Ostern) werd' ich elf Jahr alt." „Und das erste Blatt Talmud?" Er tat diesen Ausruf in so dumpfer, klangloser Weise, daß man kaum unterschied, war er in Spott oder Verwunderung gemeint. Mit dem Finger deutete er hierauf auf eine Stelle des Kastens, wo Benjamin den betreffenden Folianten finden sollte.

„Jetzt heb an," sprach er, nachdem Benjamin die erste Blattseite des Buches vor sich aufgeschlagen hatte. Jetzt erst trat der Vater, der bis dahin in ehrfurchtsvoller Scheu zurückgestanden, vor, zog die Brille an, seinen Kopf über Benjamins Schultern streckend, damit ihm vom Verhöre auch nicht das geringste entgehe. Benjamin begann erst schwankend, dann immer sicherer und fester. Es war für den Dorfgeher ein ganz eigentümliches Gefühl, dem wir unmöglich Worte

---

*) Der Titel eines Abschnittes aus dem Talmud.

leihen können, als er sein Kind den schweren Sinn des Talmuds verdeutschend hörte, in jenem singenden Tone des Lernens, der seit grauer Zeit im Ghetto einheimisch ist, wie er ihn den Daumen bald umstülpen, dann wieder bei einer Schlußfolgerung aufheben und kämpfen sah. Nein, guter Schimme, wir wollen leise, ganz leise an den Freuden dieses Augenblicks vorüberhuschen, kein Wörtchen soll uns entkommen. Zuweilen war aber auf seinem Gesichte Sorge und Furcht zu gewahren; das geschah, wenn der Vetter dem Knaben eine jener Querfragen vorlegte, die im Buche nicht standen. Dann legte sich die Stirne des Knaben in Falten; er sann nach, bis ein flüchtiges Aufblitzen seiner Augen, gleichsam eine Offenbarung seiner Seele verriet, daß er den Vetter verstanden. Und wie eine Frühlingsblume blühte dann an den Lippen des Dorfgehers ein väterlich mildes Lächeln, wenn er den Vetter kopfnickend sich den Bart streichen sah und Benjamin, weil er die Frage beantwortet, fortfahren durfte!

Das Verhör war endlich zu Ende. Schweiß stand auf der Stirn des Knaben, sein Antlitz glühte, eine erwartungsvolle Stille lagerte sich über die Stube; der Vetter sah starr vor sich hin. „Das Jüngel," wandte er sich hierauf zum Vater, „das Jüngel hat einen eisernen Kopf! wenn er acht gibt, kann etwas Großes aus ihm werden." Darauf seinen Kopf nach rückwärts zur offenen Tür gewandt, rief er: „Zirl, Zirl, komm ein bissele heraus."

Auf der Schwelle erschien sein Eheweib, die Muhme Zirl. „Du sollst wissen, Zirl," sprach er ihr, „heut' nachmittags um 3 Uhr da wird dieses Jüngel Benjamin zu dir kommen, dem wirst du geben zwei kleine Äpfel, nicht mehr und nicht weniger. Hörst du gut? Aber trockene Birnchen . . . so viel du willst, ich will dir nichts vorschreiben. Und jetzt ist's gut." Damit stand der Vetter auf, als wollte er die Gäste schon verabschiedet wissen, und trat mit dem Talmud an den Bücherkasten, woraus ihn Benjamin

geholt. Der Dorfgeher aber nahm den Knaben bei der Hand und rief: „Soll ich leben, Benjamin, du hast mir viel Freud' gemacht; morgen gehst du mit der Mutter zu Maier Tuchhändler." Dann wünschte er dem Vetter einen guten Schabbes und „wohl bekomm's" und wollte mit Benjamin der Tür zu; da rief ihn des Vetters Stimme wieder zurück.

„Schimme," sagte er, „ich trag' dir's auf, gib auf das Jüngel acht, auf dem ruht der Geist, daß es dir mit ihm nicht geht wie mit deinem Elije. Was hörst du von dem?"

„Nichts, gar nichts," entgegnete der Vater, nach so vieler Freude wieder traurig werdend.

„Was hat der Elije nicht für einen Kopf gehabt," fuhr der Vetter fort, „und was ist aus ihm geworden? Nach seinem Verstand und seiner Klugheit hätt' er können Landrabbiner werden. Und was ist aus ihm geworden? Nicht einmal wißt Ihr, wo er sich aufhält! Kann der ein guter Jud' geblieben sein? Für Elije ist schad', groß schad', aus ihm hätt' was Großes können hervorgehen — und jetzt? vielleicht hat er sich —"

„Gott sei davor," rief erschrocken der Dorfgeher, der den Vetter wohl verstand, und griff mit dem hastigen Rufe „Gut Schabbes" schnell zur Türklinke.

Draußen aber überkam es unsern Emanuel mit Sturmesgewalt, wie er so neben dem Vater und Benjamin einherschreiten könne; er schien sich neben ihnen so schuldvoll, als hätte er seine Hände soeben in Blut gewaschen. Ein Augenblick sinnverwirrender, dunkler Eingebung war es wohl, daß er sich bei einer Biegung der Gasse von Benjamin losriß und ohne Abschiedswort davoneilte.

---

Emanuel war, ohne daran zu denken, wie weit ihn seine Füße trugen, tief in den Sabbatnachmittag hineingegangen. Die Qualen eines ruhelosen, zwischen Gegensätzen auf und

nieder wogenden Herzens trieben ihn so weit. Das Ghetto lag schon in dämmernder Ferne hinter ihm, als es ihm einfiel, daß er beinahe unwillkürlich das Versprechen, das er Klara gegeben: nur noch die eine Nacht im Banne seiner Eltern zu bleiben und dann zu flüchten, wirklich erfüllt habe. Er war geflohen — und er freute sich darüber. Er schrieb das dem Geist der Liebe zu, der mächtiger sei als alle andern Bande, sie mögen Eltern oder Geschwister heißen . . . Oft sah er Klara neben sich gehen, sie hielt ihre Arme um seinen Hals geschlungen, und beseligt fühlte er an seinen Wangen ihrer Nähe beglückenden Atem!

Dennoch dachte er einen Augenblick darauf mit Schauder daran, was wohl seine Eltern dazu gesagt hatten, daß er nicht zum Mittagessen gekommen war, und welchen Eindruck es auf Benjamin machen mußte, wenn er in die „Schlafstube" kam, und ihm da die Kunde ward: der von ihm so ahnungsvoll geliebte Bettler sei am heiligen Sabbat verschwunden! Wenn dieses Kind ein finsterer Menschenverächter wird, war sein Gedanke, so trägst du die Schuld daran; wie den Kelch einer Blume neigte es seine junge Seele der deinen entgegen, aber statt Sonnenlicht läßt du nur Gifttropfen in ihr zurück; statt der Freundesgestalt stehst du vor ihm als Religionsfeind und Sabbatverräter. Das Kind mußte ihn für sein ganzes Leben hassen!

Nun wäre er beinahe wieder umgekehrt —, und er tat es auch, ohne zu merken, daß er heimwärts ging. Erschrocken, aber dennoch mehr erfreut, fand er sich in später Nacht wieder vor der Schlafstube; er wankte wie im Traume hinein. Hier erfuhr er von den übrigen Bettlern, daß ihn Benjamin wirklich gesucht und wegen seines Ausbleibens vom Mittagessen besorgt sich geäußert habe. Es fehlte auch nicht an spöttischen Fragen und Witzen der „Gäste", die an seinen staubigen Kleidern den Sabbatverächter erkannten.

„Wo habt Ihr zu Abend gebetet?" fragte ihn einer

anmaßend, der ihn vom Scheitel bis zur Fußzehe mit den Augen maß.

Selbst das polnische Weib, dessen Augen ihn so lebhaft an Klara gemahnten, hielt den Spott nicht zurück und meinte, er hätte den Weg verfehlt, und darüber sei er dem Sabbat aus dem Wege gekommen.

Emanuel würdigte die Gäste keiner Antwort; er warf sich müde auf eine der Holzbänke; seine Seele kam ihm höchst erbarmenswert vor. Was hatte sie gelitten seit den wenigen Stunden, da er im Ghetto war! Und des Leides war doch kein Ende, selbst wenn er ging! Da ließ er einen Benjamin zurück, dessen herrliches Gemüt er vergiftet, den er gleichsam entweiht hatte. Heute und morgen mußte sich die Lüge offenbaren, mit der er vor seine Eltern getreten, der Verrat an seinem alten, die Lüge an seinem neuen Glauben mußte kund werden, aber er erschrak nicht so davor, als vor dem Verrat an Benjamins Seele! Vor dem Kinde wäre er gerne rein gestanden; er meinte nicht fortgehen zu können, wenn er sich vor ihm nicht entschuldigt hätte. Einige Male stand er sogar vor seines Vaters Wohnung, noch brannte Licht darin; er sah die Gestalten seiner Mutter, Benjamins und Röseles auf und nieder schweben; — aber so oft er die Türklinke zur Hand nahm, mußte sie ihm entsinken. Es war bestimmt, daß er als Religionsfeind, Sabbatverächter und Seelenvergifter aus der Heimat scheiden sollte!

Wir finden am andern Tage unsern Emanuel in wirklicher Flucht begriffen, die Straße wandelnd die zu einem benachbarten Städtchen führt, wo er Postpferde nehmen wollte. Wir sehen ihn, blassen Antlitzes, auf das die Sorge und das Nachtwachen ihre leserlichen Züge geschrieben, so gedankenvoll dahinschreiten, daß seinem Auge ein auf derselben Straße wandelnder Mensch entging, auf dessen Rücken er eine Last bemerkt und in welchem er nach genauerm Hinblick seinen eigenen Vater erkannt hätte. Erst zehn Schritte von ihm

vernahm er ein lautgesprochenes hebräisches Gebet — er blickte auf und tat einen lauten Schreckensschrei.

Sein Vater wandte sich darauf um und winkte ihm mit der Hand, daß er ihn im Gebete nicht unterbrechen sollte. Er hatte die Gebetriemen noch an und ging so, singend und seinen Herrn lobpreisend unter freiem Himmel. Emanuel hatte indessen Zeit, sich auf die bevorstehende Szene vorzubereiten.

„Warum seid Ihr nicht zum Essen gekommen, Gast," begann der Dorfgeher nach Beendigung des Morgengebetes, indem er langsam die herabgenommenen Gebetriemen zusammenlegte, „hat Euch meines Weibes Kost nicht zugesagt?"

„In meinem Leben hab' ich keine bessere gehabt," entgegnete Emanuel schüchtern auf die mit leisem Spott vorgelegte Frage seines Vaters.

„Und doch weggeblieben? — Meinem Benjamin habt Ihr die ganze Freud' verdorben; er hat nichts essen wollen, und wie ihm nachmittag die Mutter, weil er mit dem Talmud solche Gotteswunder bestanden, hat ein Geschichtchen erzählen wollen, hat er's nicht angehört, weil Ihr nicht dabei wart. Was sagt Ihr nur zu dem Kind?"

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Emanuel, der in dieser Ableitung des Gesprächs ein vortreffliches Mittel fand, dem Thema über sein gestriges Wegbleiben auszuweichen.

„Mein Weib hält Stücke darauf und nimmt nicht Gold dafür. Das Geschichtchen ist einmal in unserer eigenen Familie vorgegangen, und wenn Channe einem Kind Freud' machen will, so erzählt sie's ihm. Gestern hat's Benjamin hören sollen."

„Kommt nicht ein Getaufter drin vor?"

„Wie wißt Ihr das?"

„Ich hab' davon etwas läuten gehört."

Emanuel sprach keine Unwahrheit. Die Mutter hatte ihm das Familienmärchen in seiner Kindheit erzählt.

Nach diesem ersten Beginne gingen Vater und Sohn stillschweigend nebeneinander; ersterer war es, der wieder anfing:

„Wo geht Ihr eigentlich hin, Gast? Vielleicht wißt Ihr's selbst nicht."

„Ihr könnt recht haben," sagte Emanuel mit trübem Lächeln.

„Und schickt sich das für so einen jungen Menschen, wie Ihr seid?" fuhr der Dorfgeher auf. „Jeder Mensch, und besonders ein junger Mensch, muß etwas vorhaben, dem was er nachgeht."

„Wenn ich Euch aber sage, daß ich etwas vorhatte —"

„Das brauch' ich nicht zu wissen. Ich weiß übrigens selbst nicht, warum ich Euch so frage. Was geht Ihr mich an? Ich hab' das auch meinem Weibe gesagt, sie hat mir aber nicht folgen wollen."

„Warum?"

„Sie kann Euch gar nicht vergessen; sie und Benjamin haben den ganzen Tag von Euch geredt; es ist nur, daß sie nicht geweint hat, als Ihr nicht gekommen seid. Bis spät in der Nacht hat sie auf Euch gewartet und hat nicht wollen schlafen gehen. Benjamin auch! ‚Narrele,' hab' ich gerufen, ‚was liegt dir an dem Bettler auf? Hast du noch keinen vor dir gesehen?' ‚Schimme,' hat sie gesagt, ‚du weißt gar nicht, wie mich das verdrießt, das der Fremde nicht kommt! Hat ihn einer beleidigt?' Da hat Benjamin zu weinen angefangen."

Trotz der tiefen Erregung begriff Emanuel recht wohl den Unterschied, den Vater und Mutter zwischen ihm machten; der Vater sah einen Bettler in ihm, die Mutter nur einen Fremden.

„Mich hat niemand beleidigt," warf er wie halbgesprochen hin.

„Aber im Ernst, Gast,“ fuhr der Dorfgeher fort, „auf wohin wollt Ihr denn eigentlich? Ich seh's gern, wenn Ihr noch ein Stück mit mir wandert. Bis zum ersten Dorf könnt Ihr noch mit mir gehen.“

„So weit Ihr wollt,“ sagte Emanuel unvorsichtig.

„Dafür will ich Euch im Dorf ein Haus zeigen, wie Ihr noch keines in der Welt angetroffen habt. Ich will Euch nämlich zu Rebb Schmul Randar führen, da bekommt Ihr gewiß ein gut Stück Geld auf den Weg und noch ein ‚Anbeißen‘ (Imbiß) dazu. Ganz feine Leute wohnen da drin; kommen auch hundert Schnorrer gegangen, es kriegt jeder etwas, und tausend Segen kleben an dem Haus. Bei den Bauern bekommt Ihr so nichts.“

„Ich habe doch immer gehört, die Bauern seien gastfreundlich, sie bewirten gern,“ verbesserte Emanuel den etwas unverständlichen ersten Ausdruck.

„Probiert's nur und geht zu einem hinein, da werdet Ihr das selbst sehen; da werdet Ihr hören, wie der Bauer oder die Bäuerin zu Euch sagt: Wir haben nichts, geht nur zum Juden hinüber, der Jud' ist reicher als wir, der Jud' hat unser Geld! Wenn sie Euch nicht das sagen, so heiß' ich nicht Schimme Prager. Der Jud' kann aber allen geben, der Jud' besinnt sich nicht, und das kommt daher, weil der Jud' ein Herz hat.“

Emanuel schaute nach diesen starken Worten seinem Vater ins Gesicht; es lag eine schöne Röte darauf, des Zornes oder des Spottes: er hätte sie gern seiner Klara gezeigt.

Des Interessanten vernahm er übrigens gar manches, als er so mit seinem Vater dahinzog. Trotz aller Äußerungen von geistiger Beschränktheit, die dem Sohne zuweilen ein Lächeln entlockten, mußte er über das volle Bewußtsein und den klaren Verstand des Dorfgehers erstaunt sein. Er hätte das hinter der gekrümmten, keuchenden Gestalt nicht

gesucht. So verblendet war Emanuel durch seine Lage, so verwirrt durch den Zwiespalt seiner Seele geworden, daß er oft das natürliche Verhältnis zu seinem Vater vergaß und eine bloß fremde Person vor sich sah, deren geheimnisvolles Wesen er erforschen und durchwühlen mußte, um interessante Bemerkungen für seine Klara zu bereiten!

Dieser unselige Wahn täuschte ihn noch öfters, aber jedes Erwachen war mit schmerzlichem Kampfe verbunden. Wenn er sich an der Seelenentfaltung des Dorfgehers, an seinen Fragen und Antworten ergötzte, wenn er ihn in seinem Zorn und Spott, in seinem Glauben und Aberglauben sah, und ihm dann jedesmal einfiel: das ist dein Vater — dann blutete er aus allen Wunden. Schwer läßt sich die Stimmung Emanuels während dieser Wanderung neben seinem Vater schildern; sie wechselte wie Regen und Sonnenschein ab, bald lind und weich, und im nächsten Augenblicke darauf wild und gereizt. Es war dies die notwendige Folge eines in seinen tiefsten Lebenswurzeln bedrohten Gemütes, an das so mannigfache Erschütterungen unausgesetzt ihre Axt legten.

„Heut' weiß ich, werd' ich nichts lösen," sagte der Dorfgeher, als sie die Häuser des Dorfes vor sich sahen.

„Wie könnt Ihr das wissen?"

„Weil heut' Sonntag ist! An dem Tag verdien' ich nichts. Wo hat der Bauer heute Zeit, mir etwas abzukaufen? Jetzt läuten sie mit der Glock' in die Kirche, hernach essen sie, und nachmittags führt der Bauer seine Bäuerin ins Wirtshaus, da tanzen sie und trinken sie. Wie soll ich da etwas lösen?"

„Und warum soll der Bauer seinen Sonntag nicht genießen können?" rief Emanuel sich selbstvergessend aus, „habt Ihr nicht Euern Sabbat?"

„Kurios redet Ihr, mein lieber Gast," sagte der Dorfgeher verdrießlich, „wie könnt Ihr unsern heiligen Schabbes

mit dem Sonntag vergleichen? Und mein' ich denn, der Bauer soll keinen Tag haben, wo er sich ausruhen und auf der Ofenbank ausstrecken kann? Wer braucht denn nicht den Sonntag? Der Bauer und der Handwerker; und wer kann das besser einsehen, als gerade ich?

„Das alles ist wahr und richtig," rief Emanuel mit immer mehr gereizter Stimmung, „wenn Ihr aber das wißt, warum bleibt Ihr am Sonntag nicht lieber zu Haus? Was stört Ihr den Sabbat der Bauern?"

„Das heißt geredt!" schrie dagegen der Vater, „das heißt geredt! Soll ich zwei Tage in der Woche verlieren?

„O!" rief Emanuel überquellend aus, „weil Ihr einen Tag nicht verlieren wollt, darum muß der Bauer in seinem Sonntag gestört werden? Weil Ihr Euern Pack mit alten Westen und Schnupftüchern nicht wollt müßig im Winkel liegen lassen, darum darf der Bauer nicht wissen, daß er Sonntag hat?"

„Trinken und tanzen und juchezen kann er, nicht wahr?" meinte der Dorfgeher mit Bitterkeit, „aber ich verstör' ihm seinen Sonntag, wenn ich ihm eine alte Weste oder ein Schnupftuch aus meinem Pack, wie Ihr sagt, tu' verkaufen? Ich komm' doch immer auf mein Sprichwort zurück: Wer sich am wehesten tut, das sind wir selbst."

„Wie meint Ihr das?" fragte Emanuel, betroffen durch den wehmüthig bitteren Ausdruck seines Vaters.

Der Dorfgeher behauptete aber ein hartnäckiges Stillschweigen. Emanuel fühlte, daß er seinem Vater durch die tiefliegendsten Fasern seines Wesens geschnitten habe.

„Seid Ihr noch ein Jüd, Gast?" rief er plötzlich, indem er vor Emanuel stehen blieb.

„Was heißt das?" fragte Emanuel erschrocken, „bin ich denn keiner?"

„Ansehen wird man's Euch nicht, wenn man Euch so reden hört. Welcher Jud' wird dem Bauer recht geben und

gesucht. So verblendet war Emanuel durch seine Lage, so verwirrt durch den Zwiespalt seiner Seele geworden, daß er oft das natürliche Verhältnis zu seinem Vater vergaß und eine bloß fremde Person vor sich sah, deren geheimnisvolles Wesen er erforschen und durchwühlen mußte, um interessante Bemerkungen für seine Klara zu bereiten!

Dieser unselige Wahn täuschte ihn noch öfters, aber jedes Erwachen war mit schmerzlichem Kampfe verbunden. Wenn er sich an der Seelenentfaltung des Dorfgehers, an seinen Fragen und Antworten ergötzte, wenn er ihn in seinem Zorn und Spott, in seinem Glauben und Aberglauben sah, und ihm dann jedesmal einfiel: das ist dein Vater — dann blutete er aus allen Wunden. Schwer läßt sich die Stimmung Emanuels während dieser Wanderung neben seinem Vater schildern; sie wechselte wie Regen und Sonnenschein ab, bald lind und weich, und im nächsten Augenblicke darauf wild und gereizt. Es war dies die notwendige Folge eines in seinen tiefsten Lebenswurzeln bedrohten Gemütes, an das so mannigfache Erschütterungen unausgesetzt ihre Axt legten.

„Heut' weiß ich, werd' ich nichts lösen," sagte der Dorfgeher, als sie die Häuser des Dorfes vor sich sahen.

„Wie könnt Ihr das wissen?"

„Weil heut' Sonntag ist! An dem Tag verdien' ich nichts. Wo hat der Bauer heute Zeit, mir etwas abzukaufen? Jetzt läuten sie mit der Glock' in die Kirche, hernach essen sie, und nachmittags führt der Bauer seine Bäuerin ins Wirtshaus, da tanzen sie und trinken sie. Wie soll ich da etwas lösen?"

„Und warum soll der Bauer seinen Sonntag nicht genießen können?" rief Emanuel sich selbstvergessend aus, „habt Ihr nicht Euern Sabbat?"

„Kurios redet Ihr, mein lieber Gast," sagte der Dorfgeher verdrießlich, „wie könnt Ihr unsern heiligen Schabbes

mit dem Sonntag vergleichen? Und mein' ich denn, der Bauer soll keinen Tag haben, wo er sich ausruhen und auf der Ofenbank ausstrecken kann? Wer braucht denn nicht den Sonntag? Der Bauer und der Handwerker; und wer kann das besser einsehen, als gerade ich?

„Das alles ist wahr und richtig," rief Emanuel mit immer mehr gereizter Stimmung, „wenn Ihr aber das wißt, warum bleibt Ihr am Sonntag nicht lieber zu Haus? Was stört Ihr den Sabbat der Bauern?"

„Das heißt geredt!" schrie dagegen der Vater, „das heißt geredt! Soll ich zwei Tage in der Woche verlieren?

„O!" rief Emanuel überquellend aus, „weil Ihr einen Tag nicht verlieren wollt, darum muß der Bauer in seinem Sonntag gestört werden? Weil Ihr Euern Pack mit alten Westen und Schnupftüchern nicht wollt müßig im Winkel liegen lassen, darum darf der Bauer nicht wissen, daß er Sonntag hat?"

„Trinken und tanzen und juchezen kann er, nicht wahr?" meinte der Dorfgeher mit Bitterkeit, „aber ich verstör' ihm seinen Sonntag, wenn ich ihm eine alte Weste oder ein Schnupftuch aus meinem Pack, wie Ihr sagt, tu' verkaufen? Ich komm' doch immer auf mein Sprichwort zurück: Wer sich am wehesten tut, das sind wir selbst."

„Wie meint Ihr das?" fragte Emanuel, betroffen durch den wehmüthig bitteren Ausdruck seines Vaters.

Der Dorfgeher behauptete aber ein hartnäckiges Stillschweigen. Emanuel fühlte, daß er seinem Vater durch die tiefliegendsten Fasern seines Wesens geschnitten habe.

„Seid Ihr noch ein Jüd, Gast?" rief er plötzlich, indem er vor Emanuel stehen blieb.

„Was heißt das?" fragte Emanuel erschrocken, „bin ich denn keiner?"

„Ansehen wird man's Euch nicht, wenn man Euch so reden hört. Welcher Jud' wird dem Bauer recht geben und

sich selbst unrecht? Aber so sind wir leider Gottes alle! Warum sagt Ihr nicht lieber gleich: was soll mir der ganze Sabbat? Warum hab' ich mit dem Bauern und mit dem Handwerksmann nicht zu gleicher Zeit meinen Schabbes? Da braucht' ich mit meinen alten Westen und Schnupftüchern nicht herumzugehen, da könnt' ich einen Tag in der Woche einstecken und mehr Geld verdienen. Und habt Ihr nicht dadrauf kommen wollen? Ihr meint, Gast, ich weiß nicht, was in der Welt vorgeht? Daß man umgeht, den Schabbes abzuschaffen. Sagt, habt Ihr nicht auf den Punkt kommen wollen?"

„Und wenn?" entgegnete Emanuel stockend, der sich übrigens freute, den Vater auf einem allgemeineren Standpunkte des Streites zu finden. Milder, als wohl zu erwarten stand, sprach der Dorfgeher:

„Nicht Ihr, nicht ich können da etwas sagen, Gott allein kann das entscheiden! Gott aber hat gesagt: Am siebenten Tag sollst du ausruhen von aller deiner Arbeit — (er sagte den hebräischen Text aus der Schöpfungsgeschichte) — hat er da gewollt, daß ich am Schabbes mit alten Westen und Schnupftücheln soll hausieren gehen? Hätt' er da nicht gleich gesagt: Schimme Prager, du kannst dir, wenn du willst, aus dem siebenten Tag der Woche auch den ersten machen; an dem Tag werden Peter und Pawel im Wirtshaus sitzen und werden da trinken und tanzen und juchezen, da kannst du auch hingehen und dich hinsetzen! Oder umgekehrt: hätt' er nicht gleich gesagt: Schimme Prager, ich weiß, du bist ein armer Mann und brauchst den Kreuzer Geld. Ich will dir 52 Tage im Jahre zugeben, da kannst du mehr Geld verdienen. Ich sag' Euch, Gast, will Gott, daß ich etwas verdienen soll, so schickt er mir's in den fünf Tagen der Woche auch zu. Die 52 Tage im Jahre sollen das ausmachen? Das kann ich nicht glauben!"

Sie hatten bei diesen Worten gerade das Dorf erreicht.

Und war es ein nachzitternder Groll oder seine erhöhte Stimmung? — der Dorfgeher vergaß, seinem Sohne den Weg in den Randarhof zu zeigen, wo er doch ein so bedeutendes Almosen erhalten hätte! Aber war das noch der Vater, war das noch das nämliche, vom Feuer inneren Glaubens erglühte Wesen, das da vor den Häusern der Bauern dahinschlich und sein langgezogenes „Kauft! Kauft! Kauft!“ ertönen ließ? Mit beinahe traumhafter Verwunderung blickte Emanuel dem Treiben seines Vaters zu; als er ihn aber einer vor dem Haustore stehenden Bauerndirne unter das Kinn greifen sah, fühlte er, wie sich ihm alles Blut nach dem Kopfe drängte. War das wirklich die nämliche Gestalt? Kopfschüttelnd ging Emanuel zum Dorfe hinaus, es litt ihn nicht drin. Draußen auf der Straße wollte er seinen Vater erwarten.

---

## An Klara.

(Mit Bleistift auf offener Straße geschrieben.)

Nicht einmal die Konturen meiner jetzigen Lage kann ich dir zeichnen; formlos, verwirrt, unendlich liegt alles vor mir, ich sitze, wie jener Römer, auf Ruinen.

Musik! Musik! wo finde ich die Melodie, die meine Unruhe, mein planloses Sichgehenlassen hinwegbannt? Wie ein Räuber fall' ich mir oft selbst in den Arm und rufe mir zu: die Vergangenheit oder — das Leben! Wie bin ich zerstückt, ohne Einheit und Mittelpunkt, seitdem ich die Heimat gesehen!

Denn ich will dir's nur sagen: Selbst dein Bild muß ich oft mit blutigen Nägeln aus dem Rahmen meiner Seele loslösen; da sind Vater, Mutter, Schwester und Brüderchen, die drängen sich vor, werfen dichte Schleier darüber, daß ich dich nicht sehen kann, verhüllen mir das Licht deiner Augen, — o Herr im Himmel, was soll aus mir werden?!

3*

Meinen Vater solltest du kennen, Klara, es lohnte sich der Mühe! Ich gehe da mit ihm seit einigen Stunden — hausieren, und habe ihn erst jetzt kennen gelernt; es verlohnt sich wahrhaftig der Mühe. In der Seele eines solchen Juden sieht es dir gar eigentümlich aus. Stelle dir ein Buch vor, in dem du die schönsten Sachen zu lesen bekommst. Du blätterst weiter, weiter, du bist erstaunt über den herrlichen Klang tiefsinniger Melodien, die dir da entgegentönen, du weißt nicht, woher sie kommen, wohin sie gelangen. Alles gemahnt dich daran, daß du hier urkräftig Menschliches entdeckt hast, schöner und prächtiger, wie du es irgend angetroffen.

Und doch ist es nicht Einfalt und Naivität, was du hier siehst. Du liesest aber weiter — und plötzlich findest du die Blätter verklebt, die Melodien haben aufgehört, du verlierst die Spur des wunderbaren Glaubensgeäders, du kannst nicht weiter lesen. Die Blätter hat der Schmutz des Lebens aneinander geheftet, der Gemeinheit Kleister hat sie verdichtet. Und das ist das Unheil der Ghettobewohner, daß Ihr nur immer an diesen Stellen haften bleibt, weil sie Euch auffallen, weil sie Euer Tast= und Sehorgan zuerst beleidigen, und weil der Mensch nie gründlich sein will. Tiefer in dem Buche wollt Ihr nicht forschen, und das ist Euer Schade. Wir leiden nur darunter.

Du aber, Klara, tue mir, deinem Emanuel, zuliebe den Gefallen, und denke, wenn dir ein solcher Dorfgeher oder Hausierer aufstößt, an meinen Vater! Laß dich von den schmutzbeklebten Blättern des Buches zu nicht abschrecken.

---

Es war kurz vor dem „Schnitt“. Die Saaten wogten gar üppig durch die Felder, und dazwischen schlugen Wachtel und Lerche freudig beseligend! Aber der Dorfgeher war sehr trübe gestimmt; er „verdiente“ die Woche über nur sehr

wenig, und Emanuel erkannte dies an den bekümmerten Zügen seines Vaters nur zu wohl. Er sah ihm stets besorgt ins Angesicht, wenn er ihn aus einem Bauernhause treten sah; immer trug er die nämliche Farbe fehlgeschlagener Hoffnung, er hatte nichts „verdient“. Beinahe hielt sich Emanuel für das Unheil, das seinen Vater begleitete. Es war kurz vor der Ernte, und da stehen wohl die goldenen Saaten draußen auf dem Felde, aber in den Truhen der Bauern fehlt das Geld, und das fühlte der Pack des Dorfgehers!

„Gott geb' nur heuer ein gut Jahr,“ sagte einmal der Dorfgeher andächtig, als sie an einem reichwallenden Felde vorüberkamen; „man betet nicht umsonst alle Tag' im Winter: „Gib Tau und Regen den Feldern!“ der Bauer hat's nötig.“

„Mir kommt dieses Gebet gar sonderbar vor,“ meinte darauf Emanuel, „hat der Jude Felder? ist er Bauer?“

„Verzeiht mir,“ rief dagegen lachend der Dorfgeher, „da habt Ihr wieder etwas Kurioses geredt. Wenn der Bauer kein Geld hat, wovon soll der Dorfgeher leben? Und wieder umgekehrt: wer soll dem Bauer borgen und wartet ihm, bis er wieder Geld hat, wenn nicht der Dorfgeher da wäre? Wer kauft dem Bauer das Hasenhäutchen ab, was bei ihm verfaulen möchte, wenn's nicht der Jud' ist? Bauer und Dorfgeher, die gehören deswegen zusammen, und darum betet man im Winter: „Gib Tau und Regen den Feldern!“ Ich kann mir gar nicht denken, wie der Bauer ohne den Juden existieren könnt'.“

„Das klingt etwas ganz eigen,“ lächelte Emanuel, „gewöhnlich preist man die Länder glücklich — wo der Bauer ohne den Juden existieren kann.“

„Das heißt,“ sprach der Dorfgeher nachdenkend, „der Bauer hat dort mehr Geld; ich weiß auch nicht, ob es ganz wahr ist. Es muß noch etwas anderes daran sein. Aber einer muß doch den Juden vorstellen? Wer bringt dem Bauer das, was er braucht, ins Haus, denn der muß dahein:

bei seinem Felde bleiben und kann nicht herumlaufen! Ich sag' Euch, Gast, wo kein Jud' ist, stellt ihn ein anderer vor."

„Ihr mögt recht haben," entgegnete Emanuel lachend und entzückt von dem Scharfsinne seines Vaters; „es ist nichts als Neid, Rebb Schimme!"

Diese Worte Emanuels können uns als Leitstern dienen, wie wir seinen Seelenzustand beurteilen müssen. Sein nächster Gedanke, wenn ihn unwillkürlich das Gefühl hinriß, war, wie schön es doch wäre, wenn Klara zugegen wäre, um sich seines Vaters zu erfreuen; dann kamen Zweifel, ob sie, die Anderserzogene, Andersglaubende mit denselben Augen sehen würde, ob ihre Seele durch die Pforten der Poesie, wie sie ihm Vater, Mutter und Heimat auftaten, eintreten könnte! Er zweifelte, und der Zweifel führt ein zweischneidiges Messer.

Es gab Momente, wo sich Emanuel darüber freute, daß sein Vater durch die ganze Woche nichts „verdiente".

So zeigte sich ihm doch ein Mittel, die Kluft, die ihn nun auf ewig von ihm trennen sollte, zum Teile auszufüllen. Er wollte Gold hineinschütten, so viel und so glänzendes Gold, daß es den Verrat überstrahlen sollte, den schwarzen brennenden Fleck seines Lebens. Nichts sollte dem Wohlergehen der Eltern mehr gleichen; er wollte sie mit einem Walle von Glücksgütern umgeben: dann saß der Vater in stiller Behäbigkeit zu Haus, und die Mutter sollte nicht mehr fragen: „Was hast du für eine Woche gehabt, Schimme?"; seiner Schwester Rösele wollte er die schönste Hochzeit bereiten und Benjamins Zukunft gesichert wissen, damit der holde Knabe nicht zum Dorfgeher werde; alles wollte er ebnen, beschwichtigen, stumm machen, nur sollte man ihm dafür seine Klara lassen. . . .

„Wie kommt das, Gast," sagte Schimme an einem der letzten Tage der Woche, „ich bin so müd' und matt, als hätte ich mich mit einem Riesen herumgeschlagen; das kommt vielleicht daher, weil ich kein Geld verdiene?"

„Vielleicht," entgegnete Emanuel beinahe gleichgültig, „ich weiß aber noch einen andern Grund. Soll ich ihn Euch sagen?"

„Laßt hören," meinte der Dorfgeher lächelnd.

„Es wird Euch aber ärgern, und dafür kann ich nichts. Weil Ihr Euch die ganze Woche keinen warmen Bissen gönnt, weil Ihr Zwiebel und Käse und anderes, was Euerem Magen keine Kraft verleiht, genießt. Wie sollt Ihr da nicht müd' und matt werden?"

„Gut," sagte der Dorfgeher, „Ihr könnt recht haben. Fragt aber anders: Wo soll ich den warmen Bissen hernehmen?"

Emanuel fühlte, daß er ein gewagtes Wort aussprechen wollte.

„Gestern, als es gerade Mittag ward," begann er schüchtern, „kehrtet Ihr bei einem Bauer ein. Ich stand draußen und hörte sehr gut, wie Euch die Bäuerin einlud, mitzuessen; Ihr aber, was habt Ihr dazu gesagt? Ihr danktet und habt Euch aus dem Staube gemacht. Gleich darauf verzehrten wir miteinander Brot mit schimmeligem Käse. Nun aber frag' ich Euch, was soll der Mensch tun, wenn ihm ein anderer sagt: „Komm her und iß und sättige dich, ich geb' dir's gerne, du brauchst dich nicht einmal dafür zu bedanken" — soll da der Mensch fliehen, als blicke ihn der Tod von jeder Gabelspitze an, und als läge Gift in jedem Tropfen Suppe, oder soll er sich hinsetzen und fröhlich sein mit den Fröhlichen und sich sättigen an der Gottesgabe, wenn sie auch in anderen Töpfen bereitet wurde?"

„Ihr meint," sagte der Dorfgeher stirnrunzelnd, „ich hätt' bei der Bäuerin essen sollen? Nicht um eine Million," rief er dann heftig, „Ihr könnt mir sie gleich bar aufzählen."

„Bei der Hand hab' ich sie nicht," rief Emanuel versuchsweise.

„Hört an," sprach darauf der Dorfgeher, „Ihr glaubt

mir nicht, das seh' ich Euch an. Ich frag' Euch nur eins: Ist das Leben eine Million wert? Und ich geb' mein Leben drum und esse bei der Bäuerin nicht."

„Großer Gott," dachte Emanuel erbleichend, „mit welcher Seelenkraft er das ausspricht! Wie werde ich die Kluft ausfüllen können, die sich immer endloser vor meinen Füßen zeigt, wenn ihm schon der Schatten einer kleinen Sünde an das Leben greift? Mein Verrat wird ihm wirklich das Leben kosten! Und die Mutter erst!" . . .

Seine Traurigkeit wuchs nun mit jedem Schritte, den er mit seinem Vater vorwärts tat; er hatte nicht mehr den Mut, eine Frage an ihn zu richten. Was konnte er noch fragen, welche Antworten konnte er erhalten? Jedes Wort, das er sprach, jede Äußerung seines Vaters war ein Nagel zu dem Sarge seines Glückes, ein Messer, das mitten durch das Gewebe ging, woran Liebe und Neigung gewirkt hatten. Also schwieg Emanuel, die Schatten der gänzlich verdüsterten Zukunft auf dem sorgenvollen Antlitz tragend.

Dem Dorfgeher war der Begleiter seiner Wochenwanderung lieb und wert geworden; er bemerkte bald die veränderte Stimmung Emanuels und das Stillschweigen, das er durch eine lange Strecke Weges beobachtete.

„Das habt Ihr davon, Gast," begann er, „daß Ihr einen armen Dorfgeher begleitet. Wärt Ihr Eueren Weg gegangen, wer weiß, was Ihr für gute Bissen gefunden hättet. Indessen," fügte er verstohlen lächelnd hinzu, „ich komm' jetzt zu meiner schönen Bäuerin, der geb' ich nur ein gut Wort, und sie tischt Euch auf, was sie nur im Haus hat. Vor mir braucht Ihr Euch nicht zu genieren, ich kann ein Aug' schon zumachen."

„Rebb Schimme!" rief Emanuel erstaunt aus der Tiefe seiner Seele, „Ihr gebt mir den Rat?"

„Und warum nicht?" sagte der Dorfgeher mit unaussprechlichem Wesen, „wenn's Euch gelüstet, einen warmen

Bissen zu essen? Geht hin und macht Euch satt. Mich geht das nichts an, was ein anderer tut."

Nach einer langen Pause fragte Emanuel mit gedrückter Stimme:

„Rebb Schimme, würdet Ihr denselben Rat Euerem Sohne geben, wenn er sich in derselben Lage befände?"

„Schweigt, schweigt," rief der mit einem Male verdüsterte Dorfgeher, „man soll diesen Namen mir nicht nennen, es tut mir zu wehe."

Ein schönes Bauernkind mit roten Wangen kam beim Eintritt in das Dorf auf den Dorfgeher zu, und er lächelte, als er das kleine Geschöpf wackelnd auf sich zuschreiten sah.

„Baruschka," rief er ihm entgegen. Das Kind flog ihm in die Arme, und er küßte es herzlich.

„Was macht deine Mutter?" fragte er es.

„Sie ist zu Hause," sagte das Kind und rang sich von ihm los, um zu seiner Mutter zu laufen.

„Wessen ist das Kind?" fragte Emanuel erstaunt.

„Dem Kind seine Mutter," gab der Dorfgeher Bescheid, „war einmal das unglücklichste Weib auf der Erd', und wenn sie's nicht mehr ist, so hat sie das Schimme Prager zu verdanken."

„Vielleicht Euere schöne Bäuerin?" riet Emanuel ahnungsvoll.

„Die ist's," sagte Schimme, „und weil Ihr vorhin gemeint habt, der Bauer kann den Juden nicht leiden, weil der mit ihm nicht will aus einer Schüssel essen, so will ich Euch von meiner schönen Bäuerin etwas erzählen. Der Vater von jener Bäuerin der hat zwei Stunden von hier gewohnt und war Richter im Dorf; ich soll's zu eigen haben, was der Bauer im Vermögen gehabt hat!

Pawel hat er geheißen, und Pawel hat große Stücke auf mich gehalten, ich war wie das Kind im Haus bei ihm, und hab' dort viel Geld in meinem Leben verdient. Der

Bauer hat ein einziges Kind gehabt. Gewöhnlich meint man, nur bei uns Juden hat man seine Kinder gern; der Bauer gibt auch sein Leben für sie hin. Ich hab' das an meinem Pawel gesehen, er hätt' für die Tochtor die Sonn' vom Himmel heruntergerissen. Einmal sagt mir Pawel: Wenn du wieder herauskommst zu uns, Schimme, so bring' mir Leinwand, Tücher, Spitzen und Bänder, und was du nur Schönes hast, ich will meiner Tochter Hochzeit machen. „Mit wem?" frag' ich, „du hast mir ja nichts gesagt, Pawel!" Da nennt er mir einen jungen Bauernsohn aus einem andern Dorfe, den ich auch gut gekannt hab'! „Dem willst du sie geben, Pawel?" schrei ich, „ich bring' dir keine Leinwand, ich bring' dir keine Bänder und dem wirst du deine Tochter nicht geben." „Warum?" fragt der Bauer. „Weil ich's nicht leid'; Waczlaw ist ein Spieler und ein Trunkenbold, der wird dir deine Tochter unglücklich machen." Da hat er mir eingestanden, daß er von dem allen weiß, aber er hätte keine Gewalt über sein Kind, sie will ihn, und eher stirbt sie, als sie von ihm läßt." „Laß mich mit ihr reden, Pawel," sag' ich. „Red mit ihr," meint der Bauer und muß sich wegwenden, weil er das Herz weich hat. Ich hab' mit der Tochter geredt und ihr vorgestellt, was sie da an ihrem Vater will begehen, aber leider Gott! bei „ihnen" ist es nicht immer so wie bei uns. Bei uns weiß das Kind, daß es Mutter und Vater nicht einmal vom Schlaf aufwecken darf. Was soll ich länger erzählen: sie hat mir gar nicht zuhören wollen, und vier Wochen drauf ist sie das Weib vom jenem Waczlaw gewesen. Was ist aber geschehen? Wie wenn's ein Prophet vorausgesagt hätte, so ist alles eingetroffen, was Schimme Prager vorausgesagt hat. Es sind nicht zwei Jahr vergangen, so hat Waczlaw keinen Groschen von dem Geld gehabt, was er mit seinem Weibe bekommen hat; vertrunken und verspielt war alles. Ich hab' mich gar nicht zu Pawels Tochter stellen können vor großem Herzleid, so bleich und

abgezehrt hat sie ausgesehen, und einmal habe ich blutige Striemen auf ihrer Stirne gefunden — da muß er sie geschlagen haben! Der alte Pawel, dem hab' ich gar nichts erzählen dürfen von ihr, und so soll mir Gott so viel Tausende geben, was seine Tochter mich Gulden gekostet hat, die ich ihr geborgt habe, und hab' doch gewußt, daß sie's nicht zurückzahlen kann. Es war vielleicht unrecht von mir, aber —

„O nein, nein!" rief Emanuel in großer Bewegung.

„Ich glaub' auch, aber mein Weib hat nichts davon gewußt; was hätt' ich ihr daran erzählen sollen? Aber hört nur weiter! Wenn ich zu dem alten Pawel gekommen bin, hat er mich nie wollen fortlassen von sich; ich hab' immer müssen über Nacht bleiben, und da hat er mir immer seine beste Stub', wo er all sein Hab und Gut aufgehoben hat, aufgetan. Ich und Pawel haben einmal bis spät in die Nacht miteinander geplaudert, und da ist der Bauer durch meine Reden und Geschichten ganz lustig geworden, wie ich ihn schon lang' nicht gesehen. Wie ich das bemerkt, hab' ich ihm von seiner Tochter anfangen wollen, er aber, wie ich nur ihren Namen ausspreche, springt ganz toll auf und schreit: „Hör an, Schimme, wenn du mit mir gut bleiben willst, so schweig mir von ihr." Da wär' ich ein Narr gewesen, wenn ich nicht geschwiegen hätt', denn an Pawel war mir viel gelegen, und ich hab' an ihm viel Geld verdient. In derselben Nacht, wo ich mit dem Bauer das vorgehabt, ist etwas geschehen, wovon mir noch jetzt die Haare auf dem Kopf stehen. Ich habe einen leichten Schlaf, und da wach' ich damals um Mitternacht auf, und höre wie einer draußen am Fensterladen arbeitet, um ihn aufzumachen. Vor Angst kann ich kein Wort herausbringen, und kalter Schweiß ist mir auf dem ganzen Leib. Und so muß ich ansehen, wie der Fensterladen ausgehoben wird, und wie einer in die Stub' hineinkriecht. Meint Ihr, wen ich erkannt habe, wie

ich bei Mondlicht besser habe sehen können? Pawels Schwiegersohn, Waczlaw! Er hat eine Hacke in der Hand gehabt, damit hat er wollen die Truhe aufsprengen, wo das Geld des Bauers war. Da hat mir Gott wie durch ein Wunder die Sprache und die Kraft wiedergegeben, ich bin aus dem Bett gesprungen und habe geschrien: „Was willst du da tun?“ Waczlaw aber nicht faul, greift nach der Hacke und will mir sie in den Kopf schlagen. „Schlag mich tot, Waczlaw,“ rufe ich, „aber deinen Schwiegervater sollst du nicht bestehlen.“ Gott hat da sein Wunder an mir getan; wie ich das sag', fällt Waczlaw auf die Erd' und fängt an zu weinen, daß mir das Herz gezittert hat. Wie ich das sehe, fang' ich erst an: „Also Waczlaw, deinen Schwiegervater hast du bestehlen und einen Menschen totschlagen wollen? Das kommt von deinem verfluchten Leben, von deinem Spielen und Saufen.“ Er hat geweint und mich gebeten, ich soll ihn nicht verraten; ich hab' ihm's versprochen, wenn er sich wollt' bessern. Die ganze Nacht bin ich neben ihm gesessen und hab' ihm zugeredet, ich hab' ihm Rat gegeben, wie er's künftig sollt' anstellen, und zuletzt hab' ich ihm Geld gegeben, daß er nicht verzweifeln soll. Frühmorgens hab' ich ihm durchs Fenster hinausgeholfen, und was soll ich Euch noch länger erzählen, es hat nicht gedauert ein Jahr, so war Pawels Schwiegersohn der bravste und fleißigste Bauer im Dorf. Pawel hat kein Wort erfahren, und wie er gesehen hat, daß Waczlaw sich ganz verändert hat, hat er ihm aufgeholfen. Jetzt geh' ich niemals an dem Haus vorüber, wo ich mich nicht einstellen muß; Pawels Tochter kauft alles von mir, und selbst wenn sie's nicht braucht. Der hab' ich also ihr Glück aufgebaut, ich, Schimme Prager, der Dorfgeher!“

Wie zur Bestätigung dieser Worte trat in diesem Augenblicke über die Schwelle des schönen Hauses ein blühend kräftiges junges Weib heraus.

„Seid willkommen, Väterchen,“ rief sie ihm entgegen.

„Nu, was sagt Ihr zu meiner Bäuerin?“ schmunzelte der Dorfgeher, sich zu seinem Begleiter umdrehend, „wenn Ihr wollt, könnt Ihr bei ihr einen warmen Bissen einnehmen. Wollt Ihr?“

„Nein, nein,“ schrie Emanuel, die Hand schamvoll vor die Augen gedrückt. Er folgte dem Vater nicht ins Haus.

---

## An Klara.

In dem Dachstübchen eines der vornehmsten Häuser Wiens, hoch oben, wo er nur mit dem Rauche, der zum Schornstein hinausflog, oder mit dem Kater, wenn der in stiller Sommernacht auf dem Dache spazieren ging, Zwiesprache halten konnte, wohnte einst ein armer junger Mensch, seines Berufes: Student. Der arme Student nahm an manchen Tagen mehr Wissenschaft zu sich, als Brocken der Nahrung, darum waren seine Wangen bleich und kummervoll anzusehen. Eines Tages begegnet ihm unten auf der prachtvollen Treppe des zweiten Stockes ein schönes, etwa zehnjähriges Kind, das sieht mit seinen wunderbar herrlichen Augen ihn an, und der Student kann eine leise, durchsichtig feine Röte über das Engelsantlitz des Mädchens dahinfliegen sehen. Schönes, wunderbares Kind!!

Tags darauf wird er durch einen Bedienten zu dem Kaufmanne im zweiten Stock hinabgerufen; zitternd folgt er; unten hört' er von einem freundlich ernsten Manne die Frage an sich gerichtet, ob er seiner Tochter Unterricht erteilen wolle; „Klara“, ertönte es von seinen Lippen, und auf der Schwelle der Tür steht vor ihm sein wunderbares, in holder Röte erglühendes Kind!

Der Student erfüllte, wie ich glaube, redlich seinen Beruf; was er nur an Duft für seine Rose wußte, holte er aus den Tiefen seiner Seele herbei; lange Jahre hielt

er wie segnend über dem freudigen Wachstum ihres Gemütes seine Hände; er hatte immer herabgesehen, sie hinauf; mit einem Male erkennt er, daß sich zwei Augen in gleicher Höhe den seinigen gegenüber befinden. Die Augen sagten ihm alles!

War's nicht in der Mythologie, als er ihr von der schönen Klitia erzählte, die sich stets nach der strahlenden Sonne wandte, daß sich da der bedeutungsvolle Mythus in glücklicherer Wechselseitigkeit an Lehrer und Schülerin wiederholte? War es nicht damals, daß sie, zufällig aufblickend, fanden, daß sie sich beide im Arme hielten?

Ach, kalte, unheimliche Hände arbeiteten daran in das schöne Gewebe unseres Mythus ihre Dornen und Disteln einzuwirken. Dein edler Vater aber brach sich Bahn durch den Strom eigener und eingeflößter Vorurteile. Eines Tags hieß es: Finde du dich mit dem Staat ab, der euere Vereinigung nur bedingt zugibt, ich habe nichts einzuwenden — Klara! Das Leben hat schöne Momente!

Ich hielt diesen einen, unvermeidlichen Schritt für so leicht, daß ich die Reise in die Heimat in der lustigsten Stimmung, ein Komödiant, der sich ob seiner Unerkennbarkeit freut, der Sohn seinen Eltern gegenüber! unternahm. Die Lüge hat sich furchtbar gerächt.

Gewaltsam muß ich die Blätter meines Lebens zurückschlagen, um Freude, Trost und Dankbarkeit daraus zu lernen. Noch bin ich des Sturmes mächtig, der in den Blättern her und hin weht — noch ein Tag vielleicht, noch wenige Stunden und er hat mich selbst erfaßt! Kann ich wissen, was geschieht??

---

Der Freitag war gekommen, und Emanuel befand sich wirklich auf dem Rückwege zum Ghetto. Er hatte es richtig geahnt; aber kein Sturm, sondern nur ein paar Worte seines

Vaters hatten ihn erfaßt und diesen Entschluß, wenn wir ein momentanes Auffahren aus einer Art von Verzauberung so nennen dürfen, bewirkt. Der Dorfgeher meinte nämlich, da er die wachsende Traurigkeit seines Gefährten bemerkte, der „Gast“ sei besorgt, wo er am Sabbat essen würde, und so lud er ihn freundlich ein, wenn er nichts anderes im Sinne hätte, mit ihm umzukehren und sein Gast wieder zu sein. Er meinte noch: wer sich darüber, wenn er ihn zurückbrächte, am meisten freuen würde, das seien Channe sein Weib und besonders aber Benjamin!

Wir wollen die Empfindungen Emanuels während dieses Rückzuges nicht schildern, da wir kein Senkblei haben, um dieses unergründliche Meer zu erforschen.

Den ganzen Tag über war Emanuels Gang eilig, fast stürmisch; sein Vater konnte nicht gleichen Schritt mit ihm halten und mußte oft stöhnend unter seiner Last ausruhen, während sein Gefährte immer vorwärts strebte, als käme er nicht schnell genug an.

„Gast, Gast,“ rief zuweilen der Dorfgeher ihm nach, „Ihr eilt, als jagt’ Euch einer mit der Peitsche vorwärts; Ihr müßt fürchten, der Schabbes läuft Euch fort — vor dem Ihr doch, ich brauch’ Euch nicht erst zu gemahnen, fortgelaufen seid.“

„Wenn Ihr wüßtet, was mich treibt,“ sagte Emanuel, sich umwendend, „alle Pferde in der Welt würden nicht zureichen, um mich fortzubringen.“

„So einen Hunger habt Ihr?“ rief der ihn mißverstehende Dorfgeher, „und es ist doch nur eine Woche, daß Ihr keinen warmen Bissen gegessen habt! Was soll ich erst tun, der ich zweiundfünfzig solche Wochen im Jahr’ habe? Aber habt nur Geduld, mein Weib wird Euch schon aufrichten.“

Trotz seines Jammers mußte Emanuel zu diesem Troste seines Vaters lächeln. Seine Schritte nun mäßigend, ging

er mit ihm immer näher der Heimat zu, die ihn schon mit ihren Lüften, Türmen und Häusern grüßte. Bei diesem Anblicke erwachte keine Reue in ihm, wohl aber die Furcht, wie er der bevorstehenden Szene Herr werden sollte. Jetzt stand ein Entschluß in ihm fest. Das Schicksal selbst hatte über ihn entschieden.

Die Mutter stand gerade auf dem Tische und füllte aus einem Fläschchen die siebenzackige Lampe mit Öl; Benjamin drehte zwischen den Fingern auf der Tischplatte die baumwollenen Dochte, als die beiden, Vater und Sohn eintraten. Die Mutter stieß einen lauten Schrei aus, als sie des „Fremden“ ansichtig wurde, und das Ölfläschchen wäre beinahe ihrer Hand entsunken. Benjamin starrte den Eintretenden wie entsetzt an.

„Nu,“ rief der Dorfgeher, nachdem er das Täfelchen, „Mesuseh“ genannt, an der Türpfoste herzhaft geküßt, lachend, „krieg' ich von keinem ein ‚Sālem Alechem‘?“

Da sagte Channe tief aufseufzend: „S'Gotts willkumm, Schimme, S'Gotts willkumm! Soll ich aber leben, ich bin dir so erschrocken, daß ich's in allen Gliedern spür'.“

Wankend stieg sie nun von ihrem hohen Standpunkte herab; in der Tat erzitterte ihr ganzes Wesen, wie ein an allen Saiten angegriffenes Instrument.

„Warum so erschrocken, Channe,“ rief der Dorfgeher, „vielleicht, weil ich dir unsern „Gast“ wieder hab' zurückgebracht? Hast du nichts zu essen auf Schabbes? Wir werden schon etwas für ihn zusammenklauben; ich aber habe geglaubt, dir eine Freud' zu machen, wenn ich ihn dir wieder zurückbringe.“

Channe beachtete aber gar nicht die Rede ihres Mannes; sie sah nur den vor ihr schweigend stehenden Emanuel an.

„Gut habt Ihr getan, Gast,“ rief sie leidenschaftlich, mit leuchtenden Blicken, „und Gott hat Euch den Gedanken eingegeben, daß Ihr wieder zurückgekommen seid. Was sag'

ich aber Schabbes — die ganze Woche könnt Ihr hierbleiben bei uns, und so lang' Ihr nur wollt."

„Wenn Ihr noch Weib und Kind habt, Gast," sagte lachend der Dorfgeher, „so tut sie nur gleich verschreiben. Sie wird Euch auch die verköstigen."

„In die Schlafstub', Mutter," schrie nun Benjamin, „darfst du ihn nicht gehen lassen," und ergriff dabei Emanuels Hand, „er wird uns sonst wieder weglaufen."

„Soll ich leben, das Kind hat recht! Ihr dürft mir gar nicht hinüber," sagte die Mutter sogleich.

„Diesmal entlauf' ich dir nicht, geliebter Benjamin," sprach Emanuel und beugte sich im Übermaß seiner Gefühle zu dem Knaben nieder, den er minutenlang umfaßt hielt.

In einem Zustande, wie wir ihn unmöglich schildern können, verbrachte Emanuel die wenigen Stunden, die noch zum wirklichen Sabbat fehlten. Schon duftete und wehte der „holde Bräutigam", wie ihn das schöne Lied nennt, durch die ganze Wohnung. Während der Vater sich aus dem Wochen- und Straßenstaub, der auf ihm haftete, loszumachen bestrebte, indem er sich so feierlich als möglich auf den Empfang des Sabbats rüstete, lauschte Emanuel auf die herzlich innigen Gespräche des Kindes. Draußen in der Küche mühte sich indessen die Mutter am materiellen Sabbat ab, aber man sah es an ihren öfteren Besuchen in der Stube, an den flüsternden Lippen, an den leuchtenden Augen, daß sie sich ihres Gastes vergewissern, daß sie ihn nicht wieder verlieren wollte.

Abends, als Emanuel mit Vater und Brüderchen aus der Synagoge in die hellerleuchtete Sabbatstube trat, als darauf wieder von den beiden das „Salem Alechem", der Friedensgruß, ertönte, begriff er erst recht den schönen Sinn dieses holden Liedes.

Ja Friede, Friede sei mit euch! Nach einer solchen Woche, nach solchen Plagen und bei einer solchen Hantierung

seines Vaters, sprach es in ihm, mußte gerade ein solches Lied gedichtet werden. — „Friede, Friede mit dir!"

Rösele saß zwar diesmal wieder in dem bekannten Winkel und schien ihren trüben Hochzeitsgedanken nachzuhängen, aber sie weinte nicht, und schon das dünkte unserem Emanuel ein gutes Zeichen. Auch ihr neigte sich der Gruß hin „Friede, Friede sei mit dir!"

Bei Tische kam Emanuel wieder neben sein Brüderchen Benjamin zu sitzen, der im Anschauen des wiedergewonnenen Gastes buchstäblich Essen und Trinken vergaß. Emanuel selbst rührte von den Speisen, die ihm seine Mutter in reicher Fülle auf den Teller schob, kaum an, und hatte deshalb von Schimme manche spöttische Bemerkung zu leiden.

„Wo ist denn Euer Hunger hingekommen," sagte er, „warum seid Ihr so gelaufen? Seid kein Narr und eßt und vor der schönen Bäuerin habt Ihr Euch nicht zu genieren."

Nachdem abgespeist und gebetet war, stimmten Vater und Sohn die Nachtgesänge an; diesmal aber begann des Dorfgehers Stimme noch früher lallend zu werden, als vor acht Tagen. Die Woche und das „Nichtsverdienen" mußten es wohl bewirkt haben. Auch Rösele hatte sich in ihre Kammer entfernt, nur Benjamins Glöckchen läutete in den Sabbat des Ghettos hinaus. Mutter und Sohn saßen sich gegenüber. Zwei Engel stritten um diese Minute.

Da begann Channe: „Noch einmal sag' ich's Euch, mein lieber Gast, Ihr habt ganz recht getan, daß Ihr wiedergekommen seid. Mein Herz ist die ganze Woche über voll Traurigkeit gewesen, ich hab' nicht gewußt warum? und mein Leben hätt' ich drum gegeben, wäret Ihr nur auf einen Augenblick wieder erschienen. Ordentlich unglücklich hab' ich mich gefühlt, wenn mir eingefallen ist: jetzt ist der Fremde fort, all' Tag' deines Lebens kriegst du ihn nicht mehr zu Gesicht! Und da kann ich Euch, mein lieber Gast, nicht beschreiben, wie mir da immer war. Auf die höchsten Berge

wär' ich, wie ich glaube, gestiegen, um Euch nachzusehen, durch die tiefsten Wasser wäre ich geschwommen, hätt' ich nur die Farbe Eueres Kleides erblicken können. Eine Närrin bin ich wohl, eine große, aber mit mir muß was vorgegangen sein. Recht habt Ihr, wenn Ihr mich auslacht."

Wahrhaftig, Emanuel lachte nicht. Tiefe Blässe bedeckte sein Antlitz. Da schlug Benjamin um diesen Augenblick sein Gebetbuch zu und sagte: „Ich will nicht mehr singen, ich laß mir's auf morgen. Und jetzt, weil der Gast da ist, kannst du mir das Geschichtchen erzählen, was du mir für das Blatt Talmud versprochen hast, jetzt wär' die beste Zeit."

Emanuel flog ein herrlicher Gedanke durch den Kopf. „Benjamin," rief er beinahe atemlos: „ich will dir etwas anderes erzählen, worauf ich die ganze Woche nachgesonnen, es wird dir gewiß sehr gut gefallen."

Seltsam blickte ihn darauf der Knabe an, er begriff nicht die fieberhafte Hast Emanuels; er sah zu seiner Mutter auf, und da meinte er: „Wenn du ein andermal Zeit hättest — Mutter — so möchte ich — wer weiß, wann der Gast wiederkommt."

„Erzählt, erzählt," sagte die Mutter. „Mein Geschichtchen wird ihm nicht entgehen."

„Stelle dir vor, Benjamin," begann Emanuel mit unsicherer Stimme. „Du hast vorzeiten eine Muhme gehabt, namens Mirjam, die hatte ein einziges Kind, das hieß Ruben. Von jeher ist dieses Kind ein Wunder von Kopf und Weisheit gewesen, es hat mit dem größten Rabbi über die heiligsten Sachen sprechen gekonnt, daß den Leuten, die ihm zugehört, die Haare zu Berg gestanden sind. Weißt du aber, worin die größte Freude jenes Knaben bestanden ist? Wenn abends ist geworden und er gewußt hat, daß der Schuldiener jetzt beim Rabbi ist, hat er eine Latte von dem hölzernen Häuschen ausgehoben, in das man, wie du weißt, die zerrissenen Bücher wirft, die, weil der Name Gottes darauf steht, nicht untergehen und verschändet werden dürfen.

„Da hat er viele, viele solcher Bücher mit nach Hause genommen und ganze Nächte damit zugebracht, von allen den Sinn herauszubringen, denn an dem einen hat der Anfang gefehlt, bei dem anderen das Ende; oft waren mehrere Blätter auf einmal herausgerissen. Er aber, durch seinen Kopf und Verstand hat immer gewußt, was auf dem Fehlenden gestanden ist. Hör zu, was geschah. Eines Abends, wie er wieder in dem Häuschen war, kommt ihm vor, als würde von einer weichen Hand ihm ein Buch in die seine geschoben; er will es fallen lassen, aber es bleibt ihm wie angeschmiedet, er muß es behalten. Da trägt er das Buch nach Hause, und wie er es bei Nacht nachschlägt, sieht er, daß es nicht in heiliger Sprache, sondern in einer fremden, ihm unbekannten ist. Heftige Begierde erwacht in ihm, das Buch zu verstehen, er verachtet den Bann des Rabbi, der auf solchen Büchern liegt.

„Er versteht es endlich, wieder fehlt das Ende wie bei den anderen. Diesmal kann er aber den Sinn nicht herausfinden, wie er es immer anfängt. Das Buch in der Hand ist er eines Tages verschwunden, man weiß nicht wohin? Ein schönes Weib war einmal in seiner Stube erschienen, das hatte ihn mitgenommen und versprochen, von jenem Buche das Ende ihm zu schaffen. Kurz darauf hat ihn einer in einer fernen Stadt als „Bekehrten“ gesehen, reitend an der Seite eines schönen Weibes, angetan mit prächtigen Kleidern. Das hat man nun der Muhme Mirjam erzählt, und sie ist darüber gestorben. In jener Nacht, wo sich ihre Seele so plötzlich aus ihrem Leibe gerissen hat, da träumt es dem Sohn an der Seite jenes schönen Weibes, seine Mutter stehe vor ihm und spricht also: „Meinst du, du hättest das Ende jenes Buches nicht gefunden, wärst du bei mir, deiner Mutter, geblieben? Steh auf und tu Buße!“ — So ist sie dreimal gekommen.

„In Amsterdam ist einmal auf der Schwelle der Synagoge ein Bal Teschuba (Büßender) gelegen, über dessen Leib stiegen die Leute, es war —“

„Elise, mein Elise!" tönte es darauf von den Lippen der Mutter so laut schrillend, daß es im Hause widerhallte. Bleich, fast ohnmächtig war sie zu seinen Füßen gesunken; sie hatte das Märchen wohl erkannt. Der Vater fuhr schlaftrunken in die Höhe, auf der Schwelle erschien Röschele. „Elise, mein Elise!" tönte es noch lange in die Nacht hinaus. Und es war alles, alles gut.

* * *

(Am Sonntag geschrieben.)

Hart an die Wohnung des Glücks baut der Unglückselige seine Hütte an. Er wandelt mitten unter den Glücklichen, und sein Lächeln hat oft den Anschein, als wäre es von ihnen erborgt. Ich werde lächeln, ich werde mich freuen — kann ich aber dein vergessen, Klara?

---

# Eine Verlorene.

## 1. Dorfsabbat.

Wir treten mitten in die Heiligkeit eines eben zur Neige gehenden Dorfsabbats ein. Aber vergebens wird das unkundige Auge dem „Tag des Herrn", wie er sonst so auffallend sein königliches Gewand über die Blößen des Ghettos wirft, auch hier begegnen wollen; er tritt uns nirgends entgegen, und umsonst streckt sich die Hand aus, auch nur den Saum seines Gewandes zu erhaschen. Straße auf, Straße ab, durch das ganze Dorf kann man gehen, ehe man inne wird, daß es auch hier stille Augen und selige Herzen gibt, um die der Sabbat die Zauberkreise seiner Gewalt gezogen hat.

Fast müssen wir die Wegweiser machen. Wir bleiben vor einem Hause stehen, das nur ungefähr zwanzig Schritte von der Pfarrei entfernt liegt. Es nimmt sich fast fremdartig neben den andern Bauernhäusern aus, als gehörte es nicht ihrer Gemeinschaft an. Auf den ersten Anblick erkennt man, daß darin Leute wohnen müssen, die in ihrem Leben niemals einen mit Garben hochauf belasteten Wagen durch das weitgeöffnete Hoftor gelenkt haben — die niedere Haustüre ist breit genug, um im äußersten Falle einen Menschen durchzulassen, dessen Rücken eine schwere Last trägt. Die Fenster sind hoch und hell; denn die Augen, die da hervorlugen, müssen klar sehen, wer die Straße daherkommt. Kein Baum verengt die Aussicht; die Vögel des Himmels, die da vorüberziehen, müssen noch die zwanzig Schritte, wo die Bäume der Pfarrei stehen, weiterfliegen, bis sie einen Ruheort finden. Der dieses Haus einmal gebaut, muß traurigen Gemütes gewesen sein, daß er den Keim in die Erde zu legen vergessen hat, aus dem dann ein schöner Baum werden konnte! Oder war er zu heitern Sinnes, wenn er bedachte, daß er für sich und seine Kinder eine sichere Wohnstätte gefunden, die Fuchs und Marder nicht erst zu suchen hatten, und darüber der Vögel vergaß, die kein Nachtquartier hatten?

Wir stehen vor der Wohnung des Dorfjuden. Es liegt heute eine wundersame, fast beengende Stille da herum, als wäre es von irgend einem Banne umfangen. Die niedere Haustüre ist zugelehnt, als sollte da heute niemand ein-, niemand heraustreten. Auch eine andere Türe mit schwarzen Läden ist fest verschlossen; man begreift nicht, was das hölzerne Schild, das darüber hängt, mit seinen verwitterten und verwischten Worten: „Gemischte Warenhandlung“ heute bedeuten soll. Es kommt niemand kaufen, und die verkaufen sollen, schrecken vor dem Berühren des blanken Geldstückes zurück. Kluge Bachstelzen und schwänzelnde Schwalben kom-

men bisweilen herbei, streifen auch mit ihren Flügeln an den Fenstern vorüber, aus denen niemand herausschaut, aber sie verweilen nicht lange und ziehen zu der Pfarrei hin, wo sie Gesellschaft und Konversation finden. Hier aber ist alles still und untätig, keine Hand regt sich und kein Ohr lauscht, daß es vernehmen könnte, was die Vögel des Himmels von ihrem Dasein im Reiche der freien Lüfte erzählen.

Wunderbare Gegensätze! Morgen um dieselbe Stunde werden die schwarzen Läden jener verschlossenen Gewölbtür weit offen stehen, und das Aushängeschild wird wieder etwas zu bedeuten haben. Zu den hellen hohen Fenstern werden scharfe Augen hervorlugen, wer die Straße daherkommt. Wenn dann die Bachstelzen und die Schwalben sehen werden, wie viel Menschen da aus und ein gehen, werden sie vielleicht auch nicht zögern, dem Zuge sich anschließen und gleichfalls kommen. Dann wird der zauberhafte Bann gelöst sein, der jetzt über diesem Hause liegt — und wird über andere Häuser sich gelagert haben. Denn der Tag des Herrn kehrt nicht zu gleicher Zeit bei den Menschen ein. Wie sprechen sie doch alle von „Verständigung“ zwischen Völkern und Fürsten, von „Harmonie“ der Geister und des Wissens! Aber haben sie es noch erreicht, daß wenn zwei Hände, die das Gottesgebot der Untätigkeit feiern wollen, schlaff herunterhängen, nicht tausend andere den schweren Hammer auf den Amboß dröhnen lassen? Haben sie dem Munde geboten, ein unzüchtiges Lied nicht zu pfeifen, wenn ein anderer die Festtagsgebete des Herrn vor sich hinspricht? Mit Elle und Warenpack geht der Mann an der Kirche vorüber, aus der die sonntägliche Orgel ihre Töne herausschickt. Machen sie ihn stillestehen? Beflügeln sie nicht vielmehr seinen Schritt?

Könnten sie alle, die um Freiheit ringen, sich dazu verstehen, den Tag des Herrn, als den Tag innerer und äußerer Befreiung zugleich zu feiern, wären sie dann nicht frei? ...

Aus solcherlei Gedanken heraus werden wir durch den

mahnenden Ruf gerissen, uns mit den Bewohnern dieses Hauses näher zu befreunden. Treten wir hinzu.

Auf der hölzernen Bank, die sich zwischen den zwei mittleren Fenstern befindet, sitzt ein altes Mütterchen. Grüßt sie mit Euerem besten Gruße, tretet leise und andächtig zu ihr hin, denn das Alter hat sie geheiligt! Wie sie dasitzt mit ineinander gefalteten Händen, den Kopf, der das Aufrechtsehen verlernt hat, nach der Brust geneigt, über sich eine volle Glorie verschwenderisch flutender Sonnenstrahlen ausgebreitet, daß das runzlige Antlitz oft von einer wunderbaren, nicht mehr irdischen Durchsichtbarkeit erscheint, ist sie nicht ein rührend schönes Bild? Und ihr würdet mein Mütterchen noch viel tausendmal schöner finden, wenn ihr sie so kennen würdet, wie die goldigen Sonnenstrahlen, die seit fünfzig und mehr Jahren über dieselbe Bank vor der Türe und über dasselbe liebe Antlitz hinstreifen! Was nützt es, das sie oft vor einem kecker auf sie fallenden Strahle verschämt die Augen schließt? Sie kommen doch wieder und lassen sich nicht abweisen und behaupten den liebgewordenen Platz. Es ist schwer zu erraten, welche Gedanken an diesem Sabbatabende durch den Kopf der alten Frau gehen, sie nickt in einem fort, sie lächelt beständig. Ein hochauf belasteter, von Garben strotzender Wagen fährt vorüber! Oben auf der vollen Frucht sitzt ein Bursche, dem muß in diesem Augenblick ein eigener Gedanke durch den Kopf fliegen, daß er den mächtigen Kranz, aus blauen Kornblumen geflochten, der alten Jüdin zuwirft. Und habt ihr nicht gesehen, wie ein flüchtiges Erröten die Wangen überflogen hat, als wären es die ersten Tage der Liebe, und ihr würden die Blumen vor die Füße geschüttet?

Warum hat der Bursche ihr den Kranz nicht in den Schoß, warum hat er ihn zu ihren Füßen geschleudert? Sie muß sich nun bücken und kann es nicht, und möchte doch den frischen Feldduft der blauen Blumen mit allen Sinnen einziehen. Die alte Frau muß ihren Enkel dreimal rufen,

ehe ein rotwangiger Junge auf der Türschwelle erscheint, zu dem sie sagen kann:

„Komm her und buck dich uud heb mir die Blumen auf. Du kannst mir zehntausend bare Gulden unter meine Füße herlegen, und ich bin nicht imstand', mich drum zu bucken.“

Auch ohne die zehntausend Gulden hätte sich der Knabe um den Strauß gebückt; er legte ihn der alten Frau in den Schoß.

Sie betrachtete ihn mit stillem Entzücken und nickte mit seligem Lächeln auf die blauen Blumen herab. Nach einer Weile sagte sie fast grollend mit sich selber:

„Geh! geh! man vergißt auf sich selber, wenn man alt wird und schwach. Hätt' ich da nicht bald an den Blumen geschmeckt, und weiß doch ganz gut, daß des Bauers Sohn sie am heiligen Schabbes ausgerissen hat auf dem Feld? Werd' einer nur alt und schwach! Mit offenen Augen und offenen Ohren begeht er Sünden auf Sünden, man weiß schier nicht, wie man dazu kommt. Gott aber der Allmächtige da oben im siebenten Himmel, der hat alleweil sein groß Rechenbuch vor sich liegen und schreibt ein, und wenn einen der Mallech hamowes (Todesengel) abholt, hat man eine Rechnung vor sich da, wie ein Trunkenbold, der nicht weiß, wie viel man ihm hat geliehen.“

Während dieses in halb flüsterndem, halb grollendem Tone mit sich geführten Gespräches war ihr der Kranz wieder vom Schoß entglitten. Der Knabe hob ihn auf, aber anstatt ihn zurückzustellen, führte er die schöne Gottesgabe an seine Nase und zog den frischen Feldduft der Blumen herzhaft ein.

„Was stellst du an, Fischele,“ rief erschrocken die Großmutter, indem sie sich umsonst bemühte, sich vom Platz zu erheben und ihrem Enkel den Kranz zu entreißen.

„Babe was willst du denn?“ meinte er verwundert.

„Nicht schmecken sollst du dazu,“ schrie sie mit einiger

Anstrengung, „am heiligen Schabbes hat sie des Bauers Sohn draußen abgebrochen auf dem Felde; welches Judenkind wird hingehen und wird dazu schmecken? Hast du vergessen, wer dein Vater, wer dein Dede (Großvater) ist gewesen? und erst dein Urdede, den du gar nicht gekannt hast?“

Mit einer Art Grauen hatte sich der Knabe des schönen Kranzes entledigt, der das Unglück hatte, am heiligen Sabbat geflochten worden zu sein; weit weg hatte er ihn von sich geschleudert, als wäre ein giftiges Ungeziefer daraus hervorgeglitten, und der nächste Wagen, der des Weges daherkam, mußte mit seinen Rädern über die blauen Blüten hinweg! Gedemütigt, mit brennenden Wangen, die an der kaum gekosteten Sünde ihre Glut entzündet hatten, stand der Enkel vor der alten Frau.

Sie aber richtete sich auf und rief ihn zu sich.

„Mein lieb Kindleben,“ sagte sie zu ihm und strich ihm mit der knochendürren Hand über das rotwangige Antlitz, „mein lieb Kind, der Mensch muß sich noch manches andere gefallen lassen, als wegzuwerfen ein Blümele, zu dem er nicht schmecken darf. Was willst du haben, wenn's Gott nicht will? In dem Talmud steht's, und was in dem steht, das ist Wahrheit. Frag alle Rabbiner in der Welt, was werden sie dir für eine Antwort geben?“

Ein eigentümlicher Gedankengang schien jetzt den Kopf der alten Frau zu durchziehen. Als sie den Knaben so still und nachdenkend an ihrer Seite sitzen sah, zuckte aus ihren braunen, fast jung gebliebenen Augen ein Strahl, der aus einer andern Welt zu stammen schien; auch überkam es den Knaben gar seltsam, als sie im Tone eines tiefen, nur zwei Menschenherzen angehörigen Geheimnisses zu sprechen begann:

„Hast du dir das Bild von deinem Urdede, wie er drin über meinem Bette hängt, schon gut angesehen? Wie du ihn ansiehst, hat der schon in seinem dreißigsten Jahre über

zehn Bücher geschrieben gehabt, Gott der Lebendige weiß, was da drin alles ist gestanden. Ich seh' ihn noch vor mir, wie wenn's heut' wär'; er war ein gewaltig großer Mann und hat Tag und Nacht gelernt; getragen hat er ein dreieckig Hütel, und darunter sind die schwarzen Haar' in Locken hervorgegangen, du kannst dir nicht denken, was das für ein Frommer und Gelehrter ist gewesen. Und doch, und doch —"

Der Knabe rückte näher, die Augen unverwandt auf die Großmutter gerichtet.

„Soll ich dir sagen, was geschehen ist mit den zehn Büchern, die dein Urdede in seinem dreißigsten Lebensjahre geschrieben hat?"

Das Kind fragte nicht, aber sein Schweigen und die geschlossenen Lippen verrieten mehr.

„Meine Mutter, was seine Tochter war, hat mir's einmal erzählt. Am Vortag eines Jom Kipur*) ist draußen vor der Schul' ein großes Feuer angemacht worden, das Holz dazu hat man von den Leuten zusammengetragen, und dadrauf hat man die Bücher verbrannt."

„Verbrannt?" schrie der Knabe mit gellender Stimme.

„Still, still," rief die alte Frau erschrocken, und sah sich minutenlang um, „du bist noch nicht fertig. Währenddem man die Bücher verbrannt hat, ist dein Urdede drin in der Schule auf der bloßen Erd' gelegen, neben ihm ist der Schames (Schuldiener) gestanden und hat ihm mit einem ledernen Riemen vierzig Hiebe auf den nackten Rücken geschlagen. Meine Mutter, die seine Tochter gewesen ist, hat mir noch weiter erzählt; wie alles fertig war, haben ihm die Leut' ins Gesicht gespien."

„Gespien, Babe?" rief der Knabe mit Entrüstung, „das tut man ja keinem Hund!"

---

*) Versöhnungstag.

„Darum weiß Gott der Lebendige,“ sagte die alte Frau, „wie sie einen Menschen, der zehn Bücher geschrieben hat, haben anspeien können wie einen Hund; ich hab' das meine Mutter, die seine Tochter gewesen ist, hundertmal gefragt, meinst du, sie hat mir eine Antwort gegeben? Nämlich du mußt wissen, wie dein Urdede noch gelebt hat, hab' ich von dem allem nichts gewußt; erst wie er schon lang' gestorben war, und ich schon eine große „Mad“ war, zu der die jungen Leut' sind auf die Beschau gekommen, erst da hat sie mir's erzählt. Erst da ist mir manches eingefallen, was ich, wie ich noch ein Kind war, an meinem Dede nicht hab' verstehen können. Soll ich dir etwas sagen: dein Urdede war gar nicht fromm.“

„Haben sie ihn denn nicht wie einen Hund angespien?“ sagte Fischele zornig und gleichsam zur Entschuldigung des toten Urahnen.

„Wie kommt das dazu?“ sprach die alte Frau kopfschüttelnd; „meinst du denn, wenn ich sage: er ist nicht fromm gewesen, daß er vielleicht am Jom Kipur nicht gefastet hat, oder daß er bei den Christen gegessen hat, oder daß er ist nicht in Schul gegangen und sich sein Gespött gemacht hat aus Gott und aus den Menschen? Das glaub' ja nicht; er war ein merkwürdig frommer Mensch, du hast ihm nicht können vorwerfen, was auf ein Quentchen gegangen wär', und was anbelangt das Jüdsein, hätte er's mit dem ersten Landrabbiner in der Welt aufnehmen können. Einmal, das weiß ich aber, wie wenn's heut' geschehen wär', da hat mein klein Brüderl aus einem Topf, in dem man Fleisch gekocht hat, Milch getrunken. Da ist meine Mutter vor Schrecken fast umgefallen und hat geschrien und gejammert. Dein Urdede aber, der dabeigestanden ist, hat gelacht und gesagt: Narrele, was schreist du da und jammerst? Ist dir ein Haus eingefallen? Nicht solltst du wissen, was man alles tun darf . . .“

Das Antlitz der Großmutter hatte in diesem Augenblicke einen eigentümlichen Ausdruck; man hätte es verklärt genannt, sie wollte weiter sprechen, doch die Stimme versagte. Auf den Knaben hatten die letzten Worte offenbar einen tiefen Eindruck gemacht, wiewohl ihm das rechte Verständnis abging. Die Großmutter hatte ihm nach Art alter Leute ein Geheimnis anvertraut, dessen innerster Kern und Wurzeln in ihren eigenen Kindertagen lagen. Warum sollte sie, die Hochergraute, Grabumfangene es ihm nicht anvertrauen? Gab es oder gibt es eine Kluft zwischen dem hohen Alter und der blühenden Kindlichkeit? Sie beide reichen sich die Hand hinüber und fassen sich und schütten ihre Seele ineinander, daß sie zusammenklingen in einen Ton, in einen Glauben, in ein Märchen! Gebt im Hause acht, wo alte Leute einhergehen! Das kleinste Kind weiß um ihre Heimlichkeiten und ihre Geheimnisse; Vater und Mutter müssen sich erst bei ihm erkundigen, und erraten spät, was in der Seele des Kleinsten im Hause schon längst als trauliches Pfand verborgen liegt.

Darum auch fuhr die alte Frau so erschrocken zusammen, als sie im Augenblicke, wo sie ein siebzigjähriges Geheimnis wie einen Blütenkern in die Seele ihres Enkels legte, daß er da aufschieße und vielleicht auch Früchte trage, als sie in diesem Augenblicke durch das Kommen ihres Sohnes, des Knaben Vater, gestört ward.

Es war ein stämmiger, hoher Mann, der langsam mit auf dem Rücken gekreuzten Händen des Weges daher kam. Er ward zuerst von dem Knaben bemerkt, der bei seinem Anblick ausrief: „Guck, Babe, der Vater kommt,“ daß die alte Frau wie durch ein wunderbares Machtgebot sich erhob, um gleichfalls nach ihm zu sehen.

Um diesen Augenblick begann die Abendglocke zu läuten. Von der andern Seite des Weges kamen Männer und Frauen des Dorfes; sie alle blieben bei den heiligen Klängen, die die

stille Abendluft durchzitterten, eilig stehen und machten über sich das Zeichen des am Holze zu Tode geschlagenen Säemannes der Menschheit! Den Zug beschloß eine junge Bäuerin, die schwerer belastet schien, als die anderen Weiber. Sie trug eine Haue in der Hand, in der andern einen vollen Sack; sie mußte beides von sich legen, ehe sie die Hände frei bekam; dann machte auch sie das Kreuz. Es war eine Gruppe stiller Beter, das Dorf in diesem Augenblicke eine große Kirche, der blaue Himmel als mächtige Kuppeldecke darüber gespannt.

„Siehst du sie dort, Babe," flüsterte der Knabe fast unhörbar zur Großmutter, indem er mit dem Finger auf die letzte Bäuerin in der betenden Gruppe hinwies.

„Um Gott's willen," sagte diese erschrocken, „weis nicht mit dem Finger hin, du weißt, wie „sie" sind; sie meinen hernach, man macht sich ein Gespött aus ihnen. Ist *sie* denn auch dabei," fragte sie flüsternd; der Knabe stockte eine Weile mit der Antwort, dann sagte er rasch: „Ich hab's gut gesehen, sie hat's gemacht wie die andern."

Ein dumpfer Ton, unbeschreiblich in seiner Höhe und Tiefe kam aus der Brust der alten Frau hervor.

Die betende Gruppe hatte sich indessen aufgelöst; das Läuten endigte mit einem kräftigen Schlage des Klöppels an die eherne Glocke, da begann es nach einer kurzen Rast wieder zum zweiten Male. Wieder sammelten sich die Beter.

„Jetzt hab' ich's gut gesehen," schrie Fischele mit gewaltsam unterdrücktem Laut.

„*Was* hast du gesehen," sprach die Großmutter mit zitternder Stimme.

„Sie hat das Kreuz über sich gemacht," sagte der Knabe, und es schien als hätte der Schauer, in den sich diese Worte kleideten, die geheimsten Nerven in seinem Leibe zum Aufruhr gebracht. Das Kind war blaß geworden wie ein weißes Linnen.

Die alte Frau saß stumm und lautlos da; der Kopf war ihr auf die Brust herabgesunken. Die Glocke begann ihr drittes Geläute; diesmal sprach der Knabe gar nichts; seine Augen starrten magnetisch gebannt nach der Betergruppe hin, in der er nur eine Person wahrnahm, und diese eine schlug wieder das Gotteszeichen des Gekreuzigten über sich.

Einzeln kamen sie jetzt herbei. Hie und da erscholl ein Abendgruß herüber, auf den die Großmutter nur mit leisem Kopfnicken antwortete. Sprechen konnte sie nicht, und wenn Gott selbst in himmlischer Majestät vorübergewandelt. Zuletzt kam auch sie; Fischele stieß unwillkürlich mit dem Ellenbogen die Großmutter an, daß sie aufschaue.

Wer den geheimen Zug ergründen könnte, der vom Herzen zu den Augen aufstrebt, daß sie sich öffnen müssen und zusehen, wovor sie sich sonst auf ewig schließen wollten! — Die Bäuerin, man sah es ihr an, wollte an der Großmutter und dem Knaben rasch vorüber; sie hastete ihre Schritte, indem sie sich so nahe als möglich an der andern Häuserreihe hielt. Aber für dieses Beginnen schienen ihr die Kräfte zu mangeln. Fast im Angesichte der alten Frau mußte sie die Haue und den schweren Sack weglegen; sie versank fast unter der Last.

Die alte Frau fragte leise: „Guckt sie herüber? Ich kann's nicht ausnehmen."

„So kommt's mir vor," antwortete der Knabe, über dessen Antlitz ein Zug tiefen Mitleids ging.

Die Bäuerin stand noch immer da; sie fuhr sich zuweilen mit der Schürze über die schweißbedeckte Stirne, dann bückte sie sich wieder zu der Haue und dem schweren Sacke nieder, um sie aufzulesen und fortzueilen; es drängte sie mit Sturmgewalt aus der Nähe der vier Augen, die wie glühende Kohlen auf ihr brannten. War es allzu große Ermattung, war es eine andere Empfindung, so oft sie sich niederbeugte,

um die schwere Last aufzuheben — so oft mußte sie davon abstehen, kaum daß sie die Haue ergreifen konnte.

„Babe,“ sagte mit stockendem Atem der Knabe, „sie kann ja gar nicht fort.“

„Seh' ich's denn nicht?“ sagte diese mit wundersam bewegter Stimme.

„Ich helf' ihr,“ sagte Fischele rasch und stand auf.

„Fischele!“ war der einzige Ausruf der alten Frau. Sie konnte es ihm nicht verbieten.

Währenddem hatte die Bäuerin es aufs neue versucht, die beiden am Boden liegenden Lasten zu sich aufzuheben; als sie die Absicht des Knaben bemerkte, der über den Weg daher gelaufen kam, verdoppelte sie ihre Anstrengung und spannte ihre Muskelkraft zu unmenschlicher Arbeit an. Umsonst, jede Kraft schien in ihr wie mit eisernen Banden gefesselt, und das gerade hier, gerade im Angesichte der alten Frau! Ein Bild fürchterlicher Verzweiflung stand sie da, rat- und tatlos!

Hinter der Kirche kam jetzt ein Mann hervor, er hatte dort während des ganzen Läutens verharrt. Der hastige Knabe rannte ihm in den Weg; es war Jossef, sein Vater.

„Was willst du? Wo laufst du hin?“ fragte er ihn streng.

Fischele erbleichte, zwei harte Augen ruhten furchtbar, sein Inneres durchforschend, auf ihm.

„Meinst du, ich weiß nicht, was dir die Babe anbefohlen hat?“ rief er mit grausamem Hohne.

„Der da,“ sagte er, indem er sich gegen die Bäuerin wandte und mit dem Finger sie bezeichnete, „der da sollst du helfen? Ich brech' dir aber eher den Hals und das Genick, wenn du nur einen Finger aufhebst. — Fort, fort! sagte ich. Wenn sie sich den Pack hat aufgelastet, kann sie ihn auch schleppen.“

Er riß den Knaben hastig weg und ging mit ihm auf das Haus zu.

Die Bäuerin mußte um diesen Augenblick die Gewalt einer Löwin empfangen haben; mit einem einzigen Rucke hatte sie die eiserne Haue und den schweren Sack vom Boden aufgehoben, und rasch ging sie von dannen. Die Last schien federleicht in ihren Händen geworden; hinter der Kirche entschwand sie den Blicken. — —

Zwei Tränen, die aus den Augen der alten Frau schwer und langsam fielen, folgten ihr nach. Wir werden diese Tränen zu deuten wissen!

---

## 2. Ein Kind ist aus dem Hause gegangen.

Die Nacht, die diesem Tage folgte, war eine der traurigsten, die je in dem einzigen Judenhause des Dorfes verlebt worden. Es war, als ginge ein in den Lüften klagendes Wimmern, ein unterdrückter unausgesprochener Jammer auf stillen Socken durch alle Räume. Die Großmutter hatte sich früher, als sie sonst pflegte, zur Ruhe begeben; mitten in der Nacht wachte sie auf, und man hörte sie über unsägliches Wehe klagen. Auf die Frage ihres Sohnes, „wo" es ihr fehle, gab sie lange keine Antwort, bis sie auf sein inständiges Bitten und Drängen in ein krampfhaftes Weinen ausbrach. Das schnitt ihm durchs Herz, doch bewältigte er diese Regung, und fast zornig fuhr er sie mit den harten Worten an:

„Weinst du nicht ihr nach? Zehn Jahr sind vergangen, daß sie fort ist aus dem Haus, die Verschwarzte, und grad' heute verstörst du mir und dir die Nacht?"

„Gerad' heut', gerad' heut'," klagte die alte Frau, die sich im Bett aufgerichtet hatte, „mir ist ja, als wär' sie erst heut' aus dem Hause gegangen. Hast du sie auch recht betrachtet, Jossef, wie schlecht sie aussieht? Gott! Lebendiger im Himmel! Sie hat ja mehr kein Fleisch auf sich, ein jung'

Weib und ist noch keine dreißig Jahr alt! Das heißt sich abgeplagt und abgezehrt! und der schwere Sack mit Erdäpfeln dazu, mit dem sie nicht hat fort können! Wo soll ihr das auch herkommen? Ist sie denn das gewöhnt?“

„Gewöhnt soll's sie auch noch sein?“ entgegnete drauf Jossef mit einem bittern Beigeschmack von Hohn. „Hat sie's denn anders gewollt? Sie hat ja müssen eine Bäuerin werden! Hast du sie dazu gezwungen, daß sie aufs Feld hinaus muß, daß sie ganze Tage dort stehen und graben und ackern muß, wenn auch die Sonn' vom Himmel herunter brennt, daß sie darüber könnt' vergehen? Ihr Mann, der Bauer, sitzt im Wirtshaus und spielt und trinkt .. kann sie was Besseres tun als Erdäpfel auf dem Feld graben, damit sie und ihre Kinder nicht verhungern? Sie hat ja den Kuchen nicht gewollt, den sie im Vaterhaus hätt' haben können — nun muß sie Erdäpfel essen. — Dafür straft sie — —“

„Gott, willst du sagen,“ sprach die alte Frau kopfschüttelnd, „misch da Gott nicht hinein; ich weiß nicht, was Gott dazu sagt, daß du als ihr Bruder so redst. Du bist ja doch ihr Bruder.“

Eine bange Stille folgte diesem schmerzlichen Ausrufe, wie sie Ausbrüchen verhaltener Wut voranzugehen pflegt.

„Mamme,“ rief Jossef mit geballter Faust, „wenn du nur das eine Wort nicht in den Mund nehmen möch'st, ihr Bruder! und sie meine Schwester! Wenn ich im Grabe werde liegen und die Würmer werden an mir zehren, und einer grabt mich auf, und gemahnt mich, daß ich ihr Bruder bin, glaubst du nicht, daß ich meine Gebeine zusammenklaub' und mich hinlege, wo mich keiner mehr findet? Drin im Gewölb' hast du Vitriol stehen, man kann damit wegbrennen und wegätzen, Blutflecke sogar, so daß nichts davon übrig bleibt .. das will mir aber kein Mensch wegnehmen vom Herzen, was mich seit zehn Jahren brennt und plagt. Du

bist ihr Bruder, sagst du, frag anders: War sie meine Schwester? Du hast also schon vergessen, wie ich mir hab' die Krije*) schneiden müssen vor zehn Jahren, wie ich hab' müssen Schiwe**) sitzen, weil ich damals ihr Bruder war? Jetzt bin ich's nicht mehr. Der Narr, der ich wär'!"

Es war ersichtlich an dem Schweigen der alten Frau, die die zornige Wucht dieser Worte wie ein schweres Gewitter über ihr Haupt hingehen ließ, daß sie der Rede Jossefs kein Gegengewicht entgegenzusetzen hatte. Sie hatte in ihr Wunden aufgerissen, die noch nicht ausgeblutet. Wie schweres Leid bei alt gewordenen Menschen es zu tun pflegt, nickte sie beständig mit dem Kopfe, als gestehe sie die Wahrheiten ein, die in so furchtbarer Gestalt aus dem Munde ihres Sohnes kamen. Dennoch sprach sie, nachdem sie lang' genug geschwiegen, mit einer gewissen Milde:

„Dessentwegen hättest du dem Jüngel doch nicht wehren sollen, wie er ihr hat helfen wollen. Du hast ihn ja fortgejagt, und sie hat doch nicht fort können."

„Mamme," sagte er darauf mit fürchterlicher Ruhe, „mit der Hand, die ich da aufhebe, hätt' ich ihm das Genick gebrochen, wenn ihm eingefallen wär', ihr nur ein leicht Federl von der Erd' aufzuheben. Erlebt hätt' er's nicht."

„Jossef, Jossef," schrie die alte Frau, und sah ihm entsetzt in das wild aufgeregte Gesicht, „versündig' dich nicht an Gott."

„Heißt das sich versündigen?" gab er zur Antwort; „wegen der werd' ich mich versündigen?"

„Warst du denn blind und hast nicht gesehen, daß sie ein schwanger Weib ist?" kreischte die Mutter auf.

Es mußte in diesen Worten eine geheimnisvolle Gewalt liegen, daß sie den Zorn Jossefs fast augenblicklich bändigen

---

*) Das Kleid zerrissen, aus Trauer um die Gestorbenen.
**) Sieben Tage trauern.

konnten. Er war sichtbar erschrocken; eine Weile lang blickte er der alten Frau, beinahe zweifelhaft über das Geständnis, das den gesegneten Zustand seiner Schwester betraf, in das noch immer aufgeregte Antlitz. Dann wandte er sich von ihr ab; er löschte die Kerze aus, als hätte er damit das Wehe seiner Mutter, vielleicht auch sein eigenes auslöschen können. Zu Bett ging er nicht; er stellte sich zum Fenster hin und starrte in die Nacht hinaus.

Es war mit einem Male in der Stube still geworden, die alte Frau klagte nicht mehr und schien entschlummert. Hatte sie sich von ihrem Weh losgesprochen? War es ihr leichter geworden? Aber sie schlief nicht. Spät in der Nacht war's, als Jossef das Fenster verließ, aber nicht um die Ruhe zu suchen. Die Mutter hörte ihn leise nach der Türe tappen und sie fast unhörbar öffnen. Sie konnte ihn nicht mehr fragen, wohin? und was er beginnen wolle. Das Morgengrauen blickte bereits in die Stube, als Jossef von seinem nächtlichen Gange zurückkehrte. Er warf sich ermüdet aufs Bett; die Großmutter schlief noch nicht.

Wir werden das geheimnisvolle Walten dieser noch unverständlichen Natur später zu enthüllen haben. Die schwache Feder ist keine Fackel, daß sie ein Wesen, wie es sich in Jossef darstellt, plötzlich in allen seinen Tiefen und Höhen aufhellen könnte.

Das kleinste Kind im Dorfe wußte es, daß die Bäuerin Madlena die „Tochter der alten Jüdin“ und die Schwester des „Juden“ sei; für uns ist allerdings es seit jenem nächtlichen Gespräch, das wir soeben zwischen Mutter und Sohn gehört haben, jetzt kein Geheimnis mehr.

Es ist schauerlich, eine Leiche zu berühren, wenn sie daliegt, die Schale eines Kernes, die geboren ward, um zerbrochen zu werden; wenn den eigenen lebendigen Leib der Schauer überfliegt, was er selbst sei und wie er sich für etwas ausgebe, was er eigentlich doch nicht ist; wie er stolz

ist auf das tierische Leben, das in seinen Adern braust, und wie wenig es bedürfe, um diese hochmütig aufgeworfenen Lippen auf ewig zu schließen. Dennoch, wenn die Leiche hinweg ist aus dem Bereiche weinender Augen und gebrochener Herzen, wird sie vergessen, und zu all den Toten eingetan, denen die menschliche Seele von ihrem ersten Ahnen bis zu ihrem letzten Atmen als Leichenhof dient.

Es gibt noch eine andere Art zu sterben; sie ist nicht minder schauerlich als das Berühren einer wirklichen Leiche. Die Menschen haben sie erfunden, nicht das ewig waltende Naturgesetz, das sein geheimnisvolles Netz schon um die ersten Augenblicke unserer Geburt gelegt hat. Man lebt dann und ist doch gestorben, man liegt bei den Toten und geht doch aufrecht unter den Lebenden einher. Man ist herausgerissen aus dem Verband einer Familie, in der es für ein Verbrechen gilt, wenn man seiner mit einem Liebeswörtchen gedenkt, und in derselben Familie gibt es vielleicht nicht ein Glied, das sein vergessen könnte. Ein wirklicher Toter liegt längst im Grunde der kühlen Erde, und ewiges Schweigen webt um ihn seine geheimnisvollen Kreise. Für solche Gestorbene sorgt nur der Haß und der Groll, daß sie nicht vergessen werden.

Es ist ein Kind aus dem Hause seiner Eltern hinweggegangen und hat zwischen sich und ihnen einen andern Gott aufgepflanzt: dieselben Lippen, denen einst gelehrt ward, das „Schmah Jisroel“ zu beten, werden jetzt freilich in einer andern Sprache das „Vaterunser“ oder den „Engelsgruß“ zum Himmel richten! Blut wird nicht zu Wasser, sagt man sonst, aber das eigene Fleisch und Blut, nur weil die Seele, die ihm innewohnende, nicht dieselben Wege geht wie die unsere, sich zu versauern und zu vergällen, die Faust gegen dasselbe zu ballen, es als Toten einzuscharren — das war eine leichte Erfindung jener schwarzen Stunden, wie sie die Geschichte des Menschensklaventums so oft überschlich.

Wir wissen aus dem Gespräche zwischen Mutter und

Sohn, was ein solcher Toter für die Familie zu bedeuten hat, und doch waren die Ausbrüche bitterer Gereiztheit, wie wir sie soeben erlebt, nichts Seltenes in dem einzigen Judenhause des Dorfes. Diese „Tote“ war seit zehn Jahren gestorben, aber noch streckten sich die Schatten des Zornes lang und breit über das Haus, und es bedurfte nur eines unbedeutenden Steinchens, das hineingeworfen ward in die sonst so stille Flut seines Daseins, daß der zischende Gischt des Grolles hoch aufbrauste!

Wer die Menschen kennt und ihre Eigentümlichkeiten, besonders die der Juden, den wird es nicht in Verwunderung setzen, daß die Bewohner jenes Hauses, die wir unter so eigentümlichen Umständen haben kennen gelernt, in der Bäuerin Madlena nicht so sehr die Katholikin und die vom Glauben ihrer Väter Abgefallene haßten; sie haßten sie, wie man einen Selbstmörder haßt, der mit eigener Hand in die Lebensadern schneidet, um daran zu verbluten, der sich selbst den Stein umhängt, um in der Flut ein Leben zu begraben, das nicht ihm gehört und auf das andere fast noch mehr Anspruch hatten als er selbst. Sie grollten ihr wie einer, der man jahrelange Liebeswerke des Mitleids und der Gnade angetan, und die bei der nächsten Gelegenheit, wo man ihr begegnet, als Dank dafür eine häßliche Grimasse zurückschneidet.

Als die einzige Tochter des Hauses vor zehn Jahren einem jungen Bauer zuliebe, dem sie anhing, ganz unversehens, fast in nächtlicher Stille aus der Familie entwich, als sie trotz aller Bitten sich nicht abhalten ließ, in der Kirche das Glaubensbekenntnis abzulegen, daß sie die Religion ihrer Väter wie ein böses Geschwür ansehe, dessen sie soeben durch das heilige Wasser der Taufe los und ledig geworden — da gab es einen ungeheuern Schmerz in dem einzigen Judenhause des Dorfes. Der Vater war vor Gram gestorben, aber die Mutter setzte sich hin auf einen niedern Fußschemel

und weinte sieben Tage und sieben Nächte. Jossef zerriß seine Kleider von oben nach unten und tat wie seine Mutter. Aber er weinte nicht; er trug sich mit Rachegedanken in der giftgeschwellten Seele, er sah funkelnde Messer vor seinen Augen auf und nieder gehen, er sah geschliffene Äxte in seiner Hand und andere Mordwerkzeuge; er dachte wirklich an Mord. Wollte er sich, wollte er *sie*, deren Name nicht mehr genannt werden durfte, dem Tode weihen? Er sah es als etwas Gottgefälliges an, wenn die Erde, auf der ein so ungeheures Verbrechen begangen, durch ein anderes nicht minder grauenhaftes gleichsam wieder geheiligt würde.

Erst spät, sehr spät, als Zeit, Gewohnheit und tägliche Erwerbsmühen wieder in ihre alten Rechte traten, hatte sich dieser blutige Hintergrund seiner Seele verflüchtigt, um einem Niedersatze versäuerten Grolles, der bei der geringsten Gelegenheit in giftigen Blasen aufstieg, Raum zu gönnen. — Der große leidenschaftliche Haß hatte sich im Laufe der Jahre in tausend kleine Leben zerstückelt; aber jedes zuckte schmerzhaft auf, wenn es in die leiseste Berührung mit der Außenwelt geriet.

Umstände der kleinsten Art wirkten dazu mit, daß die Wunden, die der Abfall des Mädchens dem Hause geschlagen hatte, nie verharschen konnten. Es mag sonderbar bedünken, wenn wir erzählen, wie die Nennung ihres Namens allein eine Reihe der schmerzlichsten Gefühle erwecken konnte. Sie hatte in der Taufe den Namen *Madlena* angenommen; im Hause war man an das heimische „Dinah" gewöhnt. Den Leuten aus dem Dorfe konnte natürlich nicht das Zartgefühl zugetraut werden, daß sie mit den in der Taufe angenommenen Klängen des Namens sparsamer umgingen; im Gegenteil, sie nannten ihn bei jeder Gelegenheit, sie gebrauchten ihn, wie man glaubte, mit einer gewissen Schadenfreude. Er verirrte sich oft unwillkürlich auf Lippen, die ihn vielleicht freudig zurückgenommen hätten, wenn sie die Schmerzen ermessen konnten, die er verursachte.

„Hättst du dein Leben gedacht,“ sagte einst die Mutter zu Jossef, „daß sich ein jüdisch Kind so einen Namen kann beilegen? Ein Mensch soll Madlena heißen!“

„Willst du vielleicht,“ entgegnete er damals darauf, „daß sie ihren ehrlichen jüdischen Namen hätt' behalten sollen? Du weißt doch, wer Dinah war? Dinah war die Tochter Jaikews und Leas, und willst du, daß sie heißen soll, wie das Kind von Jaikew unserem Ältervater? Wie kann sie denn noch einen jüdischen Namen haben?“

„Ich heiß' ja aber doch selbst auf deutsch Maria,“ meinte die Mutter, „wenn ich auch auf jüdisch Marjim heiß'. Weißt du denn nicht — — —“

„Auch versteh' ich's nicht, warum die Rabbiner den Namen nicht längst abgeschafft haben. Wenigstens heißt du noch Marjim, warum hat sich die Verschwarzte aber Madlena geheißen? Der Geistliche wird ihr gesagt haben, wie er das Wasser auf sie geschüttet: ‚Heut' hat die Heilige ihren Namenstag‘, und da ist aus dem jüdischen schönen Dinah zum Unterschied: Madlena geworden.“

Es dauerte lange, daß sich die Mutter diesem Troste Jossefs fügte, der dazu nicht aus seinem Herzen kam. Arme Mutter Marjim! Du wolltest dir Stück für Stück von dem Leben aus der Seele reißen, das einst unter deinem Herzen dem Lichte des Tages entgegengepocht hatte; aber die zerrissenen Teile fügten sich immer wieder zu einem Ganzen zusammen, und statt der katholischen „Madlena“ blieb die jüdische „Dinah“ immer auf deinen Lippen, in deinem Herzen! Sie kränkte sich darüber, daß sie „zu deutsch“ wie die gebenedeite und gnadenreiche Mutter des Heilands hieß, als wenn sie keine Maria gewesen wäre!

Die alte Marjim hatte sich im Laufe der Jahre an manches andere gewöhnen müssen, was sie nie für möglich gehalten hätte. In ihr stritt die Mutter und die Jüdin einen verzweiflungsvollen Kampf, der sich stets zugunsten

der letztern entschied. Marjim erging es, wie es allen jenen Müttern ergeht, die sich zu sehr unter die Gewalt eines ihrer Kinder beugen. Dinah war von ihr abgefallen, dafür hatte Jossef alle Herrschaft an sich gerissen. Seiner gewaltsamen Natur war es gelungen, jeden ihrer Gedanken, der sich der getauften Tochter zuwandte, in die innersten Räume ihrer Seele zurückzubannen; er hatte es dahin gebracht, daß sie sich vor ihm fürchtete. Marjim mußte es erleben, daß sie bei der Nachricht von der ersten Niederkunft ihrer Tochter — Schrecken empfand, sie mußte es erleben, daß Jossef entsetzt die Hände zusammenschlug und in die Worte ausbrach: „Jetzt glaub' ich's erst recht, daß sie beim Geistln gewesen." Sie mußte es erleben, daß nebenan in der Kirche die Glocke geläutet ward, als man das Kind ihrer Tochter zur Taufe trug; sie sah das Tuch mit dem darauf gestickten Kreuz, das über dem Sprößling aus jüdischem Blut lag, und ihre Sinne vergingen dennoch nicht, als sie den Geistlichen aus der Kirche kommen sah, hinter ihm die Hebamme mit dem getauften Kinde, über das nicht die Worte des altgeschichtlichen, schon von Abraham bekräftigten Bundesvertrags mit Gott, sondern die heilige Dreifaltigkeit ihre Schwingen gebreitet hatten!

Es wird viele sonderbar bedünken, wenn wir für die alte Marjim das Geständnis ablegen, daß sie keines von ihren Enkelkindern kannte; sie wußte wohl, wie groß der „Familienstand" ihrer Tochter sei, aber von Angesicht zu Angesicht hatte sie noch keines gesehen. Wenn sie durchs Dorf ging, getraute sie sich nicht, eines der ihr begegnenden Kinder um seinen Namen zu fragen, oder „wem es angehöre". Wie oft kam sie an dem Hause der Bäuerin Madlena vorüber und sah dort spielende Kinder vor dem Tore — und trippelte eiligst vorbei, ohne sich aufzuhalten. Wie oft kam sie entsetzt und erschöpft nach Hause, daß man sie fragen mußte: „Mamme, ist dir was passiert, was ist dir über den Weg gekrochen?" daß sie dann bitterlich weinend in die Worte

ausbrach: „Kann ich dafür, daß sie nicht hundert Meilen von hier wohnt? Wenn ich gestorben sein werde, werd' ich Ruh' vor ihr haben."

Es war leicht gesagt, aber schwer geändert, daß dieses traurige Verhältnis mit der Zeit ein ungerechtes geworden war, und daß die Getaufte unter der Last des Hasses, den ihr die Familie nachtrug, ihr schweres Unrecht beinahe gebüßt hatte. Solche einfache Naturen lassen sich nie beurteilen nach dem, was sie tun sollen: wie man den Baum nicht fragen kann, warum er in dem einen Erdreich besser gedeiht, als in dem andern.

In Jossef hatte sich mit der Zeit der Bruch fast unheilbar gestaltet, er haßte in der katholisch gewordenen Madlena auch — die Bäuerin. Es ist dies traurig, aber wir müssen es gestehen. Durch die Taufe war ein furchtbarer Riß in der Familie entstanden, der sich mit den Jahren vielleicht geschlossen hätte; sie wäre dem Hause langsam abgestorben, und man hätte ihrer nur als einer Toten gedacht; sie aber war auch Bäuerin geworden und darum sein Stolz aufs tiefste gedemütigt. Wann hatte jemand aus seiner Familie auf freiem Felde gearbeitet? Wer war auf den Acker hinausgegangen, um Erdäpfel auszugraben? Wessen Hände hatten je einen Spaten gefaßt? Er konnte es nicht begreifen, wie Madlena, ein bloßes Tuch um den Kopf herumgeschlagen, in bloßen Füßen, ausgesetzt dem Sonnenstiche, dem Sturme und Regen, tagelang auf dem Felde bleiben konnte. Ihm, dem die Gaben der Erde nur aus zweiter Hand zukamen, ihm war es dunkel, wie man sich mit dem Schmutze der Erde beflecken konnte. Auf die Bauern angewiesen und auf den Erlös der Waren, die er ihnen verkaufte, sah er sie tief unter seiner Würde. Madlena schien ihm in bäuerliche Roheit versunken, erniedrigt, weit unter ihrem Stande. Er haßte in ihr die doppelt Gefallene; sie hatte nicht nur die Religion ihrer Väter verlassen, sondern auch ihre Sitten verleugnet; sie war ihm in jeder Hinsicht schlechter geworden.

„Siehst du, siehst du sie," sagte er immer zu seiner Mutter, wenn er die Getaufte bei einem ihrer Tageswerke bemerkte, „zu dem hat sie müssen das Wasser über sich schütten lassen? Ein Judenkind hätt' ihr's nicht getan, wo sie hätte daheim sitzen können in der Stub', eine Bäuerin hat sie werden müssen, in den Stall muß sie gehen und die Kühe melken? Wo hat das ein rechtschaffen Kind aus unserer Familie erlebt?"

Sah er sie vom Felde heimkehren mit irgend einer schweren Last, etwa einem Bunde frischen Grases beschwert, so lachte er gewöhnlich bitter in sich.

„Hat sie zu dem den Bauer sich genommen," sagte er dann, „daß sie sich abmartern und das Fleisch abzehren muß, wenn er im Wirtshaus sitzt und sauft? Läßt das ein Jud zu? Er vergreift sich ender an sich selbst, als daß er sein Weib sich so plagen läßt. Wo soll aber dem Bauer das Mitleid herkommen mit dem Weib? Weinen habe ich sie schon gesehen bittere Tränen, wenn ihnen die Kuh im Stall oder der Ochs auf dem Felde ist umgefallen, das Weib aber ist ihnen nichts, die können sie sterben sehen, und es wird ihnen kein Aug' davon naß."

Machte ihm die Mutter dann Einwürfe, daß Madlena sich nur in ihr Schicksal füge, wenn sie den Beruf einer Bäuerin vollständig ausfülle, daß sie eben darin einen Beweis ihrer guten Abstammung aufstelle, wenn sie sich des Hauswesens tüchtig annähme, so lautete die Gegenrede aus Jossefs Munde gewöhnlich:

„Das hätt' sie nicht werden müssen. Hätt' der Vater sie nicht bei der Geburt schon verflucht, wenn er gewußt hätt', sein Kind wird einmal Dünger auf den Wagen legen, die Küh' melken, oder Erdäpfel aus dem Felde ausgraben? Red mir nichts von den Bauern! Und was ist aus ihr, Gott sei's ewig geklagt, geworden? Gott hat uns und sie gestraft."

Wie wunderbar muß die Wandlung in dem durch zehn Jahre vergrollten Gemüte Jossefs gewesen sein, als ihm die Mutter Meldung tat von der Frucht, die ihre alten Augen unter dem Herzen Madlenas entdeckt hatten! Marjim hatte ihn nicht gefragt, wohin er in der Nacht gegangen war, warum er erst mit dem Morgengrauen wieder zurückgekommen.

Wir aber können jenen nächtlichen Gang verraten.

Er war an zwei Stunden vor der Wohnung seiner Schwester gestanden.

---

## 3. Ein alter und ein neuer Mensch.

Als Jossef am frühen Morgen nach dieser denkwürdigen Nacht, die den Sabbat über verschlossene „gemischte Warenhandlung" wieder öffnete, fand er auf den äußeren Türen des Gewölbes einige mit Kreide geschriebene Worte in böhmischer Sprache stehen, die zu deutsch lauteten: „Ahasverus, du verfluchter Jude."

Der Sinn dieser nur von einer Bauernhand hingezeichneten Schriftzüge war für den Dorfjuden dunkel. Er lächelte darüber und wunderte sich, wie der Schreiber dieser Worte so einfältig sein konnte, den Ahasverus für einen verfluchten Juden anzusehen. „Das weiß das kleinste jüdische Kind," murmelte er vor sich hin, „daß Ahasverus ein König ist gewesen von 120 Provinzen, wie es in der Geschichte Esthers heißt. Die Königin Esther ist eine Jüdin gewesen, das ist wahr, aber Ahasverus? Der das geschrieben hat, muß in der Bibel nicht gut beschlagen sein."

Gleichsam zur Strafe für die Unkenntnis des Schreibers ließ er diese Worte auf der Türe stehen und verlöschte sie nicht, wie er's sonst mit den vielen Kreuzen tat, die ihm die Kinder des Dorfes zum Ärger hinzeichneten. Ohnehin las sie

kein Mensch, weil die Türen des Gewölbes den Tag über an die Wand angelehnt waren. Was versteckt war, darum kümmerte er sich nicht, aber bei guter Gelegenheit nahm er sich vor, den Schreiber jener Worte, für die er das ganze Dorf verantwortlich machte, über seine Unkenntnis der heiligen Schrift aufzuklären.

Noch an demselben Tage sollte ihm selbst ein Aufschluß über seine eigene Unkenntnis werden.

Trotz des Sonntags, an dem die alte Marjim sich sonst auch im Gewölbe zu schaffen machte, weil es da viele „Kunden" zu bedienen gab, blieb sie heute länger im Bette und schien zu schlafen. Währenddem schlich Fischele auf den Zehen in der Stube umher, um die Großmutter nicht zu stören. Plötzlich verriet ein leises Husten, daß sie aufgewacht sein mußte. Fast unhörbar rief sie den Namen ihres Enkels, der zu ihrem Bette hinflog.

„Hast du schon geort (gebetet), Fischele, mein Gold?" fragte sie flüsternd.

„Ich hab' nur noch das letzte Stückel zu sagen," sprach Fischele laut.

„Um Gott's willen, red' nicht so hoch," rief die alte Marjim, indem sie ängstliche Blicke nach der Türe hinwarf, die in das Gewölbe führte.

Der Knabe sah erstaunt die Großmutter an; er begriff nicht, warum er eine so einfache Frage und die man fast täglich an ihn stellte, nicht laut beantworten sollte.

„Sind Leut' im Gewölb' drin?" fragte sie dann leise, „es kommt mir vor, als wär' kein Mensch drin."

Der Knabe mußte auf den Zehen leise zur Türe schleichen und das „Vorhängl" vor dem Guckfensterchen zurückziehen, durch das man in das Innere des Gewölbes blicken konnte.

„Ich seh' den Vater im Handel mit einem Bauern, der eine Lederhaut kaufen will," lautete die Antwort des spähenden Knaben.

„So ist's gut," sagte Marjim, und schien durch diese Nachricht von einer drückenden Sorge befreit, „denn wenn man mit einem Bauern etwas zu tun hat, wird man mit ihm vor drei, vier Stunden nicht handeleins. Ender läßt sich der Bauer totschlagen, als daß er den Juden einen „Pehm" an sich verdienen läßt. Der Bauer ist jetzt klüger als der Jud' selbst; er hat jetzt einen Kopf auf sich wie von Eisen und läßt sich nicht so leicht mehr aufsitzen. Ich sag's ja immer, es wird zuletzt noch dahin kommen, daß unsereins wird müssen auf dem Feld ackern und säen, und daß der Bauer wird im Gewölb' stehen und wird dem Juden verkaufen. Leider Gottes! die Welt wird Tag für Tag schlechter . . . ."

Plötzlich stockte der Redefluß dieser dem Knaben nur allzu bekannten Gedanken. Die Großmutter hob den Kopf auf, der sich in diesem Augenblicke so unfähig gezeigt hatte, gerade dasjenige zu tragen, was der Mund aussprechen sollte; sie sah aufs neue mit ängstlicher Miene nach der Gewölbtüre hin.

„Guck noch einmal," sagte sie flüsternd, „ob der Vater drin ist."

Fischele schlich wieder zum „Vorhängl" hin und schob es leise zurück. Marjim folgte dem Tun des Knaben zitternd vor innerer Aufregung.

„Was siehst du?" fragte sie mit fast stockendem Atem.

„Ich seh', daß der Vater noch nicht ist handeleins mit dem Bauer," lautete aufs neue die Antwort des Knaben, „der Vater hält noch immer die Lederhaut in der Hand."

„Gott Lob und Dank," sagte die Großmutter mit freudigem Antlitz, und es trat eine lange Pause ein, während welcher der Knabe die rätselhafte alte Frau halb neugierig, halb mitleidig anstarrte.

„Fischele, mein Gold?" rief sie aufs neue.

Er stand hart an ihrem Bette. Da richtete sich die

Alte auf und fuhr ihm mit der Hand über Stirne und Wangen. Eine wunderbare Röte, fast anzusehen, wie die verschämte Züchtigkeit eines jungen Mädchens, lag auf dem Antlitze der alten Frau. Sie sprach:

„Lang mir das hervor, was ich da liegen hab' unter meinem untersten Kopfkissen; ich kann nicht mehr recht dazu."

Fischele griff nach dem bezeichneten Orte, und ein ziemlich schweres Päckchen kam in seine Hand; die Großmutter nahm es ihm sogleich ab und bedeckte es, gleichsam um es vor sich selbst zu verbergen, mit beiden Händen.

„Und auf dem bist du gelegen, Babe?" fragte verwundert der Knabe, „die ganze Nacht durch, und das hat dir nicht weh getan?"

„Ich sag' dir Fischele, mein Kind, nicht gespürt hab' ich's die ganze Nacht," antwortete Marjim, „ich bin drauf gelegen, als hätt' ich noch sechs Kissen unter dem Kopf gehabt."

„Aber warum?"

Wieder entstand eine lange Weile; die Großmutter hustete verlegen, dann blickte sie wieder ängstlich nach der Türklinke, ob sich die nicht bewege, ob dort niemand lausche.

„Red nicht so hoch," mahnte sie und neigte sich zu seinem Ohr.

„Weißt du, was da drin ist?"

„Ich weiß nicht."

„Zucker und Kaffee ist drin, aber ich muß das vor deinem Vater verstecken."

„Zucker und Kaffee?"

Fischele blickte sie zweifelhaft an, als ob der Verstand der alten Frau irre gegangen wäre.

„Nicht sollt' dein Vater wissen," sagte sie kopfnickend, „wem ich das schicken will, es druckt mir ja genug das Herz ab, daß ich's ihm nicht sagen darf. Gescheiter, wie ich's gemacht, kann nicht einmal ein ausgelernter Dieb es anfangen, daß dein Vater davon nichts gesehen hat."

Vor Fischele dämmerte es wie ein fernes Licht; mit jener, Kindern, die lange mit alten Leuten umgehen, eigentümlichen Intelligenz begriff er allmählich, welches Ziel die langen Vorbereitungen und Rüstungen der Großmutter verfolgten.

„Babe,“ flüsterte er schüchtern, „soll ich dir sagen, wem du den Zucker und Kaffee schicken willst?“

Marjim zitterte am ganzen Leibe, Schauer, wie die eines nahenden Gottesgerichtes, durchflogen sie; krampfhaft bebten die Hände der alten Frau auf dem kleinen Päckchen, das sie bedeckten.

„Nu?“ sagte sie fast unhörbar.

Fischele zögerte mit der Antwort. Endlich brachte er mühsam hervor: „Das willst du schicken der Muhm — der Muhm Dinah.“

„Hab ich's erraten?“ fragte er dann nach einer Weile, da die Großmutter, noch immer mit dem Kopf nickend, keine Antwort zu geben vermochte. Sie aber brach in ein so heftiges Schluchzen aus, daß es Jossef gewiß vernommen hätte, wenn er mit dem Bauer schon handeleins gewesen wäre.

Als sie der Sprache wieder mächtig wurde, glich sie in der Tat einem siebzig Jahre alt gewordenen Kinde, das eben so schnell seine Tränen zu trocknen, als sie zu weinen gelernt hat. Statt des Schmollens lag aber eine eigentümliche Resignation auf ihrem Antlitze; die Last, die dieses Herz gedrückt hatte, mußte aber auch unaussprechlich gewesen sein. Sie selbst meinte:

„Kann einem, der einen Menschen totgeschlagen hat, anders zumute sein, wie mir ist? Ich hab' gehört, so einer, wenn er das ganze Jahr alles geleugnet hat, was man ihm vorwirft, soll oft mitten in der Nacht um den Richter schicken, und da schüttet er sein Herz vor ihm aus, und sagt ihm alles, was ihm wie ein Zentner drauf gelegen ist. Merkwürdig soll aber sein, wie so einem dann zumut ist; es

ist ihm, als hätt' er etwas sehr Gutes und Gottgefälliges getan, und er weiß doch, daß er sich selber hat geschadet, denn jetzt werden die Büttel kommen, und der Galgen wartet auf ihn."

„Babe," rief erschreckt durch das grauenhafte Gleichnis, das er nur halb verstand, der Knabe, „wer hat denn einen Menschen totgeschlagen?"

„Wer redet von dem?" entgegnete die alte Frau fast selbst erschrocken, „Fischele! einen Menschen totschlagen, wo fallst du auf dem aus? Hab' ich von dem gesprochen?"

Instinktmäßig begriff der Knabe, um was es sich eigentlich hier handle; er tat keine Einsprache mehr; er wußte aus langer Gewohnheit, daß man die Großmutter einen Umweg durch das Gedankengebiet müsse machen lassen, bis sie wieder dahin zurückkehrte, woher sie ausgegangen.

„Weiß ich denn nicht, Gott, Lebendiger im Himmel!" begann sie wieder wehklagend, „daß ich eine Sünde begeh', und hab' ich denn die ganze Nacht ein Aug' können zumachen, wie mir die Sünde eingefallen ist? Was soll ich aber tun? Was soll ich anfangen? Hast du sie gestern gesehen, wie sie gekeucht hat unter dem schweren Sack, wie sie nicht hat aufstehen können? Ich bin ja doch die Mamm' und sollt' kein Mitleid mit ihr haben?"

Stillbewegt lauschte Fischele auf die eigentümlich verworrene Rede der Großmutter, die vielleicht nur er verstand.

„Mein alter Kopf soll das unterscheiden können," fuhr sie fort, „ob ich da eine Sünde begeh' oder nicht? Hab' ich Talmud gelernt, daß ich das wissen soll? Nicht einmal fragen kann ich einen, und dein eigener Vater, Fischele, möcht' Feuer und Flamm' werden, könnt' er nur das kleinste Wörtchen davon erfahren! Sag aber selbst, Fischele, mein Gold, du bist ja auch ein Mensch, soll ich's tun, oder soll ich's nicht tun?"

„Was denn?" fragte erstaunt der Knabe.

Diese unschuldige Frage mußte der alten Frau ihr ganzes

Bewußtsein zurückgegeben haben; sie mußte mit aller Klarheit, die der gereiften Seele eigen ist, ihre Lage überschauen, sich fühlen aufs neue als die Großmutter des Kindes, das sie zu ihrem Ratgeber erwählt hatte! Ein namenloser Zug zuckte um ihre dünnen, blassen Lippen; aber mit großer Festigkeit im Tone, wie sie der Knabe aus ihrem Munde noch nie gehört, sprach sie nun:

„Da, nimm den Zucker und Kaffee und trag' ihn zu ihr hin. Versteck ihn aber gut, daß dich der Vater nicht sieht, denn er möcht' gleich alles erraten. Sag auch keinem Menschen davon und tu, wie ich dir heißen werde. Sag ihr: Die Mamm' schickt ihr das, und sie soll sich nicht so plagen und abzehren, und sie soll sich lieber schonen, damit ihr nichts Böses geschieht. Du kannst ihr auch sagen, sie soll sich damit etwas Gutes antun, und wenn sie mehr braucht, will ich ihr wieder schicken. Und sag ihr noch, sie soll ja den schweren Sack nicht mehr auf sich packen; sie könnt' sich etwas zerreißen in ihrem Leib, daß sie auf einmal tot umfällt, wie man das schon oft hat gehört. Und vergiß nicht, daß du ihr sagst, wenn sie noch etwas auf ihre Mamme hält, so soll sie nie barfüßig auf dem Feld stehen, und soll nicht trinken, wenn sie erhitzt vom Feld heimkommt, und sie soll auf sich sehen, daß sie sich nicht verkühlt, und Gott behüt'! krank wird. Denken soll sie auf sich, sag ihr, und daß sie Kinder hat, und daß wenn sie krank wird, keiner da ist, der den Kindern auch nur einen Löffel Wasser reicht .. Und jetzt geh, Fischele, mein Gold . ."

Die Stimme versagte ihr; erschöpft sank ihr das Haupt auf den Polster zurück, nur die Augen hielt sie weit offen, aber sie glänzten von der leuchtenden Freudigkeit glorreich besiegten Mutterschmerzes. So lag sie eine lange Weile da, anscheinend in einer Art Verzückung, daß sie den Knaben nicht bemerkte, der, das Päckchen in der Hand, unschlüssig dastand, und mit dem Fortgehen zögerte.

„Babe,“ rief er leise.

Die alte Marjim fuhr auf.

„Bist du noch da?“ fragte sie fast grämlich, „ich hab' gemeint, du bist schon lange über alle Berge.“

„Babe, wirst du nicht bös sein,“ begann Fischele kleinlaut — — „ich fürcht' mich.“

„Fürchten? gehst du denn mitten unter Räuber,“ entgegnete Marjim lächelnd, „ich mein', es wird dir keiner was zuleid tun.“

„Babe,“ begann wieder der Knabe, der kaum die Augen aufzuschlagen sich getraute, „Babe, was mach' ich aber, wenn sie das Kreuz über mich macht?“

Diese Einwendung schien auf die alte Frau nicht die gehoffte Wirkung hervorzubringen; ein eigentümliches Lächeln schwebte um die dünnen Lippen, als Glorie eines wahnbefreiten Gemütes.

„Narrele,“ sagte sie, „weißt du, was dein Urdede immer gesagt hat, wenn mir meine Mutter etwas verwiesen hat, was nicht jüdisch war? „Narrele, hat er gesagt, nicht sollst du wissen, was man alles tun darf.“

„Wenn sie aber doch das Kreuz über mich macht?“ entgegnete der unüberzeugte Knabe.

„Da will ich dir einen guten Rat geben, Fischele, mein Kind, und der wird dich vor allem Bösen bewahren. Weißt du das erste Kapitel Thillim (Psalmen) auswendig? Ich meine wenigstens, du hast's oft genug gelernt.“

„Babe, das weiß ich“—

„So sag's.“

Fischele begann in hebräischer Sprache: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, noch wandelt auf dem Weg der Sünder, noch sitzet da, wo die Spötter sitzen.“

Die Großmutter nickte Beifall, und „weiter“ erscholl es aus ihrem Munde.

„Sondern hat Lust zum Gesetz des Herrn, und redet

von seinem Gesetz Tag und Nacht. Der ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, gerät wohl."

„Und was er macht, das gerät wohl," wiederholte Marjim, deren Augen im Widerscheine jener heiligen aus dem Munde des Knaben kommenden Worte fast überirdisch glänzten.

„Aber so sind die Gottlosen nicht," erhub Fischele lauter seine Stimme, „sondern wie Spreu, die der Wind verstreuet. Darum bleiben die Gottlosen nicht im Gericht, noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten" — —

„Weiter," befahl Marjim, der diese letzten Worte anscheinend sehr wehe tun mußten.

„Denn der Herr kennet den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergeht," schloß der Knabe. „Sela!"

„Amen, Amen!" tönte es leise von den Lippen der alten Frau nach.

Es trat eine leise Stille in der Stube ein; nur das Pochen dieser beiden Seelen, wovon die eine das letzte Glied einer langen Lebenskette hielt, während die andere kaum aus dem Erdreich ihres Daseins hervorragte, vernahm sich gegenseitig.

„Fürchtest du dich noch?" fragte endlich die Großmutter.

„Ich geh' schon, Babe," rief Fischele fast freudig aus, und schob vorsichtig das Päckchen mit Zucker und Kaffee unter den Rock, dann schlich er leise zur Türe hinaus.

„Der ist ein Baum gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl. Amen."

So sprach die alte Marjim noch lange vor sich hin, als der Knabe schon zum Hause hinaus war. Dann schloß sie die Augen wie zum Schlafe.

Wir können Fischele nicht auf seinem Gange zur „Muhm

Dinah" begleiten; andere Vorgänge halten uns in dem einzigen Judenhause des Dorfes zurück.

---

## 4. Ahasver.

Im Menschengemüte sind die Wandlungen ebenso wunderbar, wie die draußen in der Natur, fast noch unerklärlicher, fast noch eigentümlicher. Die Wissenschaft faltet es sich auseinander, warum auf heitern Sonnenschein sich oft schwere Regenwolken wälzen, sie prophezeit die Störungen voraus, die im Laufe des Tages, des Monats und des Jahres eintreten müssen. Hat sie aber euch jemals die Stürme eines verstörten Gemütes voraussagen können?

Ein sonderbares Gedankenleben wogte um diese Stunde durch Jossefs Seele. Es war schon eine geraume Zeit verstrichen, daß er das Geschäft mit dem Bauer abgetan, und nun ging er, da kein anderer Kunde eben kommen wollte, in dem engen Raume des „Gewölbes" auf und ab.

Es war nicht *ein* Gedanke, der ihn da beschäftigte; wie losgelassene Bienen umschwärmten sie ihn zu Tausenden. Er fühlte, daß etwas an seinem Leben einen kranken Teil haben müsse, er sah es fast mit leiblichen Augen, wie irgend ein Ungemach, dessen Namen er nicht anzugeben wußte, ihm nachschlich wie ein düsteres Gespenst; es beunruhigte diese starke hassende Natur etwas, das sie wie einen in Holz eingetriebenen Keil nicht auszustoßen vermochte.

Er mußte an den gestrigen Vorfall mit der Schwester denken, und begriff es nun nicht, wie er sich zum „Nachgeben" habe verleiten lassen; er hatte die Regungen des Mitleids vergessen, die ihn selbst ergriffen hatten, als ihm die Mutter den gesegneten Zustand Madlenas berichtet, jene Regungen des Mitleids, die ihn in finsterer Nacht hinausgetrieben hatten, um an dem Fenster eines Hauses die Atemzüge — einer Schwester zu belauschen.

Er fing an darüber nachzudenken, warum die Mutter selbst jetzt weicher und milder gegen die gefallene Tochter gestimmt sei; er war es sich dunkel bewußt, daß die Gewalt, die er so lange über das Gemüt der alten Frau ausgeübt hatte, von ihm gewichen sein mußte, — oder hatte er sie nie besessen?

„Etwas mußte vorgefallen sein," kam er endlich zum Schlusse, „so von mir nichts dir nichts ist das der Mamme nicht angekommen. Das Ganze ist, die Mamme ist wie alle Weiber, und hat mit ihr Mitleid gehabt, wie sie es mit jeder hätte, die in der Hoffnung ist. Etwas anderes ist's gar nicht gewesen. Und endlich, wenn das Kind, das sie jetzt unter dem Herzen trägt, wirklich wird geboren sein, was ist dann vorgefallen? Wird man sich in meinem Haus darüber freuen? Wird es einen jüdischen Namen bekommen? Wird die Mamme die Hand legen können auf den Kopf des Kindes, um es zu benschen? Hat denn der Geistliche nicht schon seinen Wedel bereit und das Wasser, und hätt' ihr Name nicht schon sollen ausgelöscht werden in der andern Welt, daß die eigene Mutter sich nicht freuen darf, wenn die Tochter ins Wochenbett kommt? Gott hat sich vielleicht einen Spaß machen wollen, wenn er sagt: „Ein jeglicher fürchte seinen Vater und seine Mutter. Haltet meine Feiertage, denn ich bin der Herr, euer Gott." Sie aber hat Vater und Mutter gefürchtet, daß Gott erbarm', und die Feiertage hält sie, daß es mir noch heut' in den Gedärmen wie Gift schneidet, wenn ich sie am heiligen Schabbes sehen muß."

Durch eine sonderbare Gedankenverbindung mußten seine Blicke hinaus auf die Gasse fallen. Er war es seit zehn Jahren gewohnt, daß er um diese Stunde gewöhnlich seine Schwester Madlena mit ihrem Manne Pawel zur Kirche gehen sah. Seit zehn Jahren hatte ihn diese Stunde immer auf dem nämlichen Flecke gefunden, jeder Sonntag trieb über das hassende Herz dieses Menschen die schwersten Donner

des Zornes zusammen. Dennoch mußte er sie sehen; er fand ein Wohlbehagen daran, die Abgefallene den Weg des Unheils und der Vederbnis gehen zu sehen, und sich jeden Sonntag sagen zu können: „Verschwarzt soll sie liegen, sie ist nicht wert, daß man ausspeit vor ihr.“

Heute sah er Madlenas Mann allein zur Kirche gehen, und er erschrak fast.

War sie krank? Hatte sie sich vielleicht überhoben (zu sehr angestrengt)? Und er, der vielleicht Schuld daran trug, daß sie jetzt wimmernd und ächzend zu Hause lag, hatte er ihr nicht in demselben Augenblicke geflucht? — —

Es befiel diesen starken Menschen eine ungeheure Seelenangst, er hätte um Hilfe schreien mögen, um sich von ihr zu befreien. In der Tat wollte er anfangs um Fischele rufen; er fürchtete sich fast vor sich selbst. Weswegen er den Knaben sehen wollte, das wußte er selbst nicht; aber eine gewaltige Sehnsucht nach dem Schauen eines Menschenantlitzes hatte ihn ergriffen.

In diesem Augenblicke war es sich Jossef bewußt worden, welches Unrecht er gestern an der Schwester begangen; er fühlte, wie es mit tausend spitzigen Stacheln in sein eigenes Fleisch gefahren war.

Seine Brust hob sich aber, wie befreit von einer schwarzen Tat, als er Madlena langsam, aber doch aufrechten Ganges eine Weile später auf die Kirche zukommen sah. Zum erstenmal seit zehn Jahren, daß sie ihm nicht angetan mit den Schrecknissen des „Gehennims“ erschien, daß er ohne Fluch und Zorn sie unter dem Geläute der schrecklichen Glocke in das Gotteshaus eintreten sah! Zum ersten Male seit einer so langen Zeit, daß ihn Madlenas Anblick mit einer Art Freude überkam!

Sie war also nicht krank! Sie hatte sich also nicht überhoben?

Müde von innerer Erschütterung mußte er sich auf eine Bank niederlassen.

„Wer weiß,“ sprach es in ihm, „ob sie gar so schlecht ist; man meint oft nur, man hat einen schlechten Menschen vor sich, und wenn man ihn in einer rechten Stunde antrifft, so sieht man erst, wie man sich betrogen hat. Und woher sollt' denn das Schlechte ihr auch kommen? Hat sie keine jüdische Ader in sich? Hat ihr Vater nicht Rebb Feiwel geheißen? Ich möcht' nur das eine gerne wissen, ob sie in den zehn Jahren, die sie fort ist aus dem Haus, einmal zu Gott gebetet hat. Ich kann mir das nicht denken; jüdisch kann sie und darf sie ja nicht beten, also muß sie's böhmisch tun. — Gott, Lebendiger! Und welcher Mensch könnt' mir einreden, daß sie dort in der Kirche mit den Bauern und vor dem Johann von Nepomuck auf der Brücke, oder vor der heiligen Maria so mit ganzer Seele, mit Leib und Leben sich ausbeten kann, und ihr beschwertes gedrückt' Herz ausschütten? — Dinah, Rebb Feiwels Tochter! Wenn sie also nicht beten kann, wie sie will, was muß da herauskommen? Was wird aus einem blanken Stück Silber, was ich in der Erd' vergrab'? Es kömmt der Rost darüber und verzehrt's fast. Und Madlena sollt' den Rost nicht schon auf ihrer Seele haben? Der Wein wird dumpf, wenn man den Keller nicht lüftet, und das schönste Kleid zerfällt, wenn man's nicht anzieht — — und Madlena sollt' gut geblieben sein? Schlecht, grundschlecht und verfault wie ein wurmiger Apfel muß die sein, die zehn Jahre schon fort ist aus einem jüdischen Haus, und wie einen wurmigen Apfel muß man sie auch weit weg von sich schleudern. Eine Sünd' lad' ich mir auf den Kopf, wenn ich weiter an sie denk'; sie muß mir heraus da aus dem Herzen; ich seh', es ist noch zu viel von ihr darin. Heraus muß sie, heraus.“

Die letzten Gedanken hatten eine finstere Wandlung in seinem anfangs so mild gestimmten Herzen hervorgebracht; wieder lag es wie ein düsterer Wolkenflor über seiner Seele. Mit geballten Fäusten, die den inneren Sturm

kund taten, Schweiß auf der Stirne, unter der es heftig arbeitete, saß er da.

Ein Geräusch, das vor dem Gewölbe entstand, weckte ihn aus seinen nächtigen Gedanken auf. Er blickte auf und bemerkte zwei Knaben, die einen flüchtigen Blick in das Gewölbe warfen, und dann ebenso schnell über die Gasse liefen. Er hörte noch, wie sie die Worte riefen: „Ahasverus, du verfluchter Jud'." Dann waren sie entschwunden.

Waren das nicht die nämlichen Worte, die er heute früh mit Kreide auf der Gewölbtüre geschrieben gefunden hatte? Sie erschreckten ihn auf eine wunderbare Weise.

Welcher Zusammenhang bestand hier zwischen dem Gesprochenen und dem Geschriebenen?

Jossef wollte auf und den Knaben nach, als er sich zur Zeit erinnerte, daß er einer an und für sich lächerlichen Sache dadurch einen Anstrich von Bedeutsamkeit verleihen würde. Dennoch war er über den zweimal an einem Tage sich wiederholenden Vorfall sehr verlegen; er legte ihm eine Wechselwirkung unter, von der er nur nicht wußte, wo er ihre lenkenden Kräfte suchen sollte.

Kamen sie von Madlena?

Er hatte diesen Gedanken gleich erfaßt. Oder hatte sie ein anderer aus dem Dorfe ersonnen, um ihm einen Schimpf anzutun? Er lebte ja sonst mit den Leuten in Frieden und Einigkeit; er drückte niemanden, und wenn auch keine Freunde, so glaubte er wenigstens keinen Feind im Dorfe zu besitzen. Je mehr er darüber nachdachte, desto unerklärlicher waren ihm jene von den Knaben zugerufenen Worte: er sah darin nicht mehr biblische Unkenntnis, er legte ihnen die verworrensten Erklärungen unter, die aber nicht im Entferntesten dazu paßten!

Zuletzt wunderte er sich über sich selbst, warum er die Sache nicht los werden konnte.

Als Jossef so in Gedanken über die eigentümliche Lage

dastand, in die ihn drei Worte gestürzt hatten, wurde er durch einen rauhen Morgengruß, der über die Gasse herüberschallte, aufgeweckt. Dieser Gruß lautete nicht wie der gewöhnliche auf dem Lande: „Gebe Gott einen guten Morgen“; was Jossef vernahm, waren die Worte: „Gott gebe dir Freiheit und Ruhe von allen Teufeln“.

An dieser sonderbaren Sprechweise erkannte Jossef eine Person aus dem Dorfe, die ihm in diesem Augenblicke wie vom Himmel zugeschickt dünkte. Es war der Bauer Stepan Parzik*) aus dem Dorfe. — —

So sind die Menschen! In jedem andern Augenblicke hätte Jossef Anstand genommen, sich mit einem „Bauer“, der nicht im besten Rufe stand, so vor dem ganzen Dorfe „herzustellen“, jetzt überwog der Gedanke, bei ihm sich Rat erholen zu können, jedes Bedenken, er ging ihm sogar die Hälfte Weges entgegen und reichte ihm die Hand, die er sonst früher in einen stechenden Dornbusch lieber als in die Rechte des Bauers Stepan Parzik gelegt hätte.

Parzik war im Dorfe als ein wilder händelsüchtiger Mensch bekannt, wiewohl sich ihm eigentlich Böses nicht nachsagen ließ. Er war im Dorfe mehr gefürchtet als gehaßt, und eine dunkle Sage erzählte von dem beinahe sechzigjährigen Manne, er habe in seiner Jugend vierzehn „Schulen“ studiert, und hätte in dem bischöflichen Seminar in Königgrätz Geistlicher werden sollen. Wie es aber gekommen war, daß Parzik wieder Bauer geworden und in das weltliche Leben zurückgekehrt war, das wußte niemand mit schlagenden Gründen anzugeben. Die ganze Erscheinung des vierschrötigen breiten Mannes mit seinen weitspurigen Schritten, der rauhen Sprache, dem slawischen Typus in den stark heraustretenden Zügen seines Antlitzes erinnerten sehr wenig an den einstigen Beruf seiner Jugend; er war ganz böhmischer Bauer geworden, nur schien

*) Lies: Parsik.

er eine gewisse Unabhängigkeit in „geistlichen“ Sachen, als Erbteil ehemaliger Studien, gerettet zu haben. Er lag Jahr aus Jahr ein mit dem Pfarrer im Streit; so oft der Zehent abzuliefern kam, konnte man gewiß sein, daß in des Bauern Hause der Geist des offenen Aufruhrs nur durch die Diener der Gewalt gebändigt werden konnte.

Im Dorfe kannte man diese wilde Natur nur unter dem Namen der „Dechant!“ man hatte ihm, der sich der geistlichen Gewalt gegenüber als gleichbedeutende immer rege Macht betrug, mit richtigem Verständnis die Stola über den Bauernkittel geworfen.

Seit dem März des Jahres 1848 war dieser Bauer noch wilder, noch unbändiger geworden. Man fand eines Tages eine brennende Schwefellunte auf der Schwelle der Pfarrei, und kein Mensch im Dorfe zweifelte, daß sie von dem „Dechant“ dorthin gelegt war.

Er war der erste, der die Flinte ergriff und das Wild der Herrschaft in dem Walde niederschoß, der erste nach jenen Tagen, der vor dem Oberamtmann mit bedecktem Haupte stehen blieb, der dem Geistlichen noch vor dem Robotgesetz Zehent und Robot verweigerte, der in einer Nacht die Sturmglocke läutete und die Bauern zusammenrief, um ihnen das „Neueste“ vom Wiener Reichstage vorzulesen. Es war die Robotbefreiung, die in jener Nacht Hunderte von Menschenherzen wie mit Peitschenhieben aufjagte, daß sie aufjauchzten und aufbrüllten, halb Fluch, halb Segen, Haß und Jubel, Gift und Freude vor sich ausgießend.

Man konnte nicht sagen, daß Stepan Parzik irgend einen Anhang im Dorfe hatte; er war eine jener Lebensgestalten, wie wir sie in der Gesellschaft allein und unbegriffen stehend finden, wie sie auch das Dorf erzeugt. Es war ihm keiner wild und aufrührerisch genug, und darum zeigte er jedem seine Verachtung, wo er nur konnte.

Zu dem Judenhause stand er in einem eigentümlichen

Verhältnisse; seine eigene Tochter war nach dem Abfalle Madlenas als zehnjähriges Kind ins Haus gekommen, und diente dort; sie war bei den Juden gleichsam erzogen worden. Mit zärtlicher Liebe hing das Mädchen an ihren Dienstherren, und war nie zu bewegen gewesen in ihres Vaters Haus zurückzukehren. Seinerseits betrachtete Stepan dieses Mädchen als eine Abgefallene und nannte sie eine „Jüdin“; aber er hatte sich mehr als einmal geäußert, es sei ihm im Grunde das gleichgültig, und wenn sie gleich als Jüdin geboren worden, so wäre ihm das noch lieber, denn die Juden hätten's gut, müßten an ihre Pfaffen keinen Zehent zahlen, brauchten nicht zur Beichte zu gehen, und hätten das ganze Geld der Erde.

Wer eine Natur wie die Jossefs begreift, wird den Schluß leicht finden, warum ihm Stepan Parzik mit seiner Freigeisterei ein innerlicher Abscheu war, warum es ihm graute, wenn diese wilde, ungeschlachte Natur, dieser „Rebell gegen Gott und Menschen“, wie er ihn nannte, in seine Stube trat. Zwischen ihm und dem Bauer lag ein unergründlich tiefer See, der sie meilenweit auseinander hielt und jedes innigere Herannahen verhinderte.

Wir treffen diese beiden Männer heute unter ganz andern Umständen. Jossef mußte sonst ein Art Schreck überwältigen, so oft sich ihm dieser wilde Bauer nahte; heut' trat er ihm gleichsam furchtlos entgegen, als hätte er ein Mittel zur Hand, diese unbändige Natur zu zähmen. Auf den Gruß Stepans: „Gott gebe dir Freiheit und Ruhe vor allen Teufeln“ rief er lächelnd über die Gasse hinüber: „Stepan! ich weiß nichts von deinen Teufeln.“

Jossef wußte es aus alter Erfahrung, daß der Bauer einem Eingehen in seine „politischen“ Ansichten, wie er es nannte, nie aus dem Wege ging; sonst wäre dem Gruße Stepans ein stilles Kopfnicken gefolgt, heute war es dem Juden darum zu tun, daß der „Dechant“ stand hielt.

Jossef täuschte sich nicht. Stepan kam langsam und weit ausschreitend auf das Gewölbe zu. Im Näherkommen konnte Jossef sich nicht enthalten, das „merkwürdige“ Gesicht des Bauers zu bewundern; es lag ein trotzig starker Ernst darauf; zum ersten Male in seinem Leben wurde es ihm klar, daß auf dem Antlitze Stepan Parziks ein Strahl höherer Intelligenz leuchtete, als sonst nach seiner Ansicht auf den Gesichtern der anderen Dorfbewohner zu sehen war.

„Du weißt nicht, wer meine Teufel sind,“ begann der „Dechant,“ der auf der Schwelle des Gewölbes stehen geblieben war. „Lebst schon so lange im Dorfe, und weißt nicht, wer meine Teufel sind?“

„Man vergißt viel auf der Welt,“ entgegnete Jossef mit schlauem Lächeln.

„Die Geistlichen sind's,“ rief der Bauer mit so gewaltiger Stimme, daß Jossef meinte, der Pfarrer müßte diese Worte auf seiner Kanzel gehört haben, „die Pfaffen sind von jeher die Teufel der Welt gewesen. Wie ich neunzehn Jahre alt war, hätt' ich auch ein solcher, wie soll ich sagen? meinetwegen: Geistlicher werden sollen, aber ich hab' mir die Sache überlegt.“

„Hör an, Parzik,“ sagte Jossef, „du meinst, du kannst mir ein Kalb für einen Ochsen verkaufen? Du wirst dir doch nicht einreden, daß du wie einer von deinen Heiligen, geradeaus, mit ausgespannten Flügeln in den Himmel hineinfliegen kannst? Das laß dir ja nicht einfallen.“

Stepan schien diesen Witz mit Wohlgefallen aufzunehmen; er schmeichelte seiner Kraft und Selbständigkeit.

„Nein, Bruder,“ sagte er, „ein Engel bin ich nicht, Flügel hab' ich auch nicht, um damit in den Himmel zu fliegen, aber zwei Hände hab' ich, und mit diesen werde ich mich herumschlagen, solang' ich lebe. Könnte so eine Hand zwei von ihnen auf einen Schlag niederwerfen, ich möcht' meine eigene Hand in der Kirche aufhängen, und wie vor einem Heiligenbild davor knien.“

„Geistliche muß es geben,“ entgegnete Jossef ernst, „es kann sich nicht der erste beste auf die Kanzel hinaufstellen und den Leuten erklären, wie sie's machen sollen. Es kann auch nicht jeder Lateinisch und Griechisch lernen, dazu müssen sich besondere Leut' finden. Geht's bei uns anders zu? Auf zehntausend Menschen kommt oft einer, der in unserer Heiligen Schrift sich auskennt.“

„Red mir nichts von deiner Heiligen Schrift,“ schrie Parzik zornig, „ich meine sonst, du bist gar kein Jud' und bist bei unserm Pfaffen in die Beichte gegangen. So reden nämlich die Geistlichen immer, wenn sie beweisen wollen, daß das Volk dumm ist. Als wenn die Heiligen Schriften da wären, damit die Geistlichen davon leben, das beste Bier trinken und alle Tage Hasenbraten auf dem Tisch haben. Unser Herr und Heiland sitzt etwa darum zur Rechten Gott Vaters, und die heilige Taube schwebt über ihm, damit der Geistliche in Gold und Silber geht, daß seine Haushälterin wie eine Königin das Mark der Bauern in die Küche hinausträgt? Es braucht keine Pfaffen zu geben, und du möchtest ganz anders reden, wenn dir deine Teufel Ruh' gelassen hätten.“

„Meine Teufel? Ich weiß von keinen Teufeln,“ sagte Jossef unruhig, denn das Gespräch mit dem wilden Bauer überkam ihn mit dem gewohnten Grauen.

„Du weißt nicht, wer deine Teufel sind?“ rief Parzik mit lautem Gelächter.

„Nein.“

„So will ich dir's sagen. Die Herren Rabbiner mit den langen Bärten, das sind deine Teufel, und von dem, was ich jetzt gesagt, zwacken mir zehntausend Pfaffen nicht einen Bissen ab.“

Jossef versuchte zu diesen Worten zu lächeln. Wie jedem gläubigen Gemüte war ihm wohl die Kraft nach innen, aber keine nach außen gegeben, um sich im Kampfe gegen Spott und Unglauben aufrecht zu erhalten.

„Wie kommen unsere Rabbiner zu Euren Geistlichen!“ — fragte er und lächelte dabei so siegesbewußt!

„Alles eins, alles eins,“ schrie der Bauer heftig. „Wenn du mir einen Pfaffen zeigst in der ganzen Welt, du kannst auf und ab wandern, bis du einen finden wirst, wenn du mir einen Pfaffen zeigst, der nicht ebensogut Rabbiner bei den Juden sein könnte, so laß ich mich auch von der Brücke hinunterwerfen in die Moldau, und die Menschen machen mich vielleicht dann auch zu einem Heiligen. Jetzt halten sie mich ohnedies für einen Teufel. Wer weiß, wie man's anfangen muß, damit die Menschen einen nach dem Tode für einen Engel und Heiligen halten. Der dort auf der Brücke hat auch in einer Kutte gesteckt und hat's auch verstanden!“

Mit jedem Worte, das bleiern und schwer wie ein Knüttel aus dem Munde des Bauers drang, stieg Jossefs inneres Grauen vor ihm. Er stand hier einem Menschen gegenüber, den er in seinem eigenen Fleische wühlen sah, und er vermochte es doch nicht, ihm das scharfe Messer zu entreißen. Er sagte bloß:

„Wenn man gut und rechtschaffen ist, hat einen Gott im Himmel und die Menschen auf der Erde gern.“

Parzik schlug ein lautes Gelächter auf.

„Laß das gut sein, Bruder,“ sagte er vertraulich und legte dabei die starke Hand auf die Schulter Jossefs, „laß das gut sein, Bruder, wenn die Pfaffen nicht wollen, wird doch kein Mensch heilig gesprochen, und wenn er sich noch so gut mit Gott und seinen Engeln stellt. Sie leiden's nicht.“

Als läge eine giftige Raupe auf ihm, schüttelte Jossef die Hand des Bauers von sich herunter und trat von ihm weg. Es sollte ein Raum zwischen ihm und dem Bauer sein, der, so klein und eng er war, in diesem Augenblicke mehr als eine Welt betrug.

„Bist noch immer der Alte," meinte er, indem er Parzik ruhig ansah.

„Und werd' es auch bleiben, bis an mein selig Ende," entgegnete der Bauer lachend, „wenn überhaupt der Pfaff mir ein selig Ende gönnen wird. Will er einmal das Sterbeglöckchen nicht läuten lassen, so weiß ich, wie man's machen soll. Man fragt nicht lange und macht sich auch ohne diese Dummheiten auf den langen Weg. Es ist doch so alles eins."

Jossef sprach kein Wort; es tat ihm in innerster Seele weh, die gewaltsame Natur des „Dechanten" über seine Schwelle geladen zu haben; es war ihm in diesem Momente, als ginge der Hauch einer zerstörenden und zerfressenden Kraft an seinem Leben vorüber, als hörte er über und unter sich Messer schleifen, die die unsichtbarsten Punkte seines Daseins mit scharfer Schneide trafen. Innerlich fühlte er sich von einer großen Last befreit, als Parzik Anstalten zum Fortgehen machte.

Erst als der Bauer mit seinen breitspurigen Schritten über die Schwelle hinaus sich entfernt hatte, fiel es Jossef ein, daß er über dem Gespräch mit ihm den eigentlichen Zweck, warum er den „Dechant" gerufen, ganz vergessen hatte.

Fast unbewußt, ob er dem Bauer wirklich nachgerufen habe, entrang sich ihm ein Laut, den die Angst und sein Seelenleiden erzeugt haben mochten. Als Parzik sich wieder umwandte und langsam auf das Haus zuging, war es Jossef, als müßte er vor Scham vergehen; er fühlte sich gedemütigt, daß er bei einem Bauer sich Rats erholen mußte.

Mit einer hastigen Gebärde riß er die angelehnte Gewölbtüre auf und fragte bebend, als gälte es die Lösung eines Lebensrätsels. „Lies das da, und sag mir dann, wie ich's verstehen soll?"

Parzik las, dann spie er giftig aus, pfiff gellend, daß es schauervoll durch Jossefs Seele drang.

„Da hast du's," sagte er, „da hast du's. Kein Kaiser kann schneller bedient werden wie du, und bist doch ein Jude. Kaum hast du gefragt, und jetzt antwortet man dir schon."

Jossef sah ihn verblüfft an.

Parzik schien mit seinen Augen die Tür, darauf die verhängnisvollen Worte standen, gleichsam durchbohren zu wollen; ein unheimliches Feuer ergoß sich daraus über sein ganzes Wesen, und wie er so dastand neben dem zagenden ungewissen Dorfjuden, kam er diesem größer, fast über sich selbst hinausgehoben vor.

„Fangt ihr wieder an," redete der Bauer, der minutenlang seine Blicke von den Schriftzügen nicht abwandte, als hätte er eine Figur aus Fleisch und Blut vor sich, gegen die er die Faust ballen konnte. „Fangt ihr schon wieder an? Kein Wunder wär's; sie machen ihnen den guten Hafer so wohlfeil, daß die Pferde nicht mehr wissen, sollen sie sich an den Wagen spannen lassen, oder ins freie Feld hinauslaufen? Aber wart' nur, du übermütiger Gaul! Kommt wieder einmal so ein Herr, wie der vor 70 Jahren über dich, so sperrt er dich wieder in den Stall. Ich sag's ja immer, sie lassen den Hafer zu hoch wachsen, und geben ihnen nicht Stroh genug zu essen."

„Ich versteh' nicht ein Wort von dem, was du da sprichst," sagte Jossef, den das unheimliche Treiben des Bauers immer mehr entsetzte.

Parzik erwachte aus seiner wilden Verzückung. „Willst du wissen, Jude," sprach er ohne Bitterkeit, fast als ob die Richtigkeit seines Ausspruches über allem Zweifel erhaben stünde, „willst du wissen, wer das auf die Gewölbtür hat schreiben lassen?"

Jossef nickte ein ängstliches Ja.

„Der da drüben," sagte der Bauer, indem er ruhig mit dem Zeigefinger auf die Pfarrei hinwies.

„Der Pfarrer?“ lallte Joſſef erblaſſend.

Parzik hatte ſich nach dieſem Aufſchluß eiligſt entfernt; noch lange nachher ſtarrten die Augen Joſſefs nach den Fenſtern der Pfarrwohnung hin.

Alſo dort lebte der Feind?

---

## 5. Die Sendung.

Seltſame Erſcheinung! Daß man ſich vor dem Zorne der beleidigten Kirche mehr fürchtet als vor dem drohend aufgehobenen Finger der Staatsgewalt! Ein dunkles Gefühl, dem Joſſef nur keinen Ausdruck zu geben wußte, ſagte ihm, daß der Rächer eines gekränkten Gottes unſichtbar, aber deſto ſicherer treffend, das Geſchoß der Vergeltung auf ihn gerichtet habe. Der Pfarrer mußte ſich an ihm rächen, meinte er, ſeine Religion habe ihn ja dazu beſtellt, daß er die Feindſeligkeiten vergelte, die Andersglaubende gegen ſie erſinnen!

O heiliger Traum der Menſchheit! Gedanke, der du leuchtend aus den ſterbenden Augen der größten Männer drangſt! Die einen glauben dich verwirklicht, wenn ſie dich den alleinſeligmachenden Gedanken nennen, der in dem Manne zu Rom ſeinen körperlichen Ausdruck bereits gefunden: die andern knüpfen die weichſten Fäden ihres Denkens an die Erſcheinung eines Meſſias, der, um ſie innerlich und äußerlich zu befreien, kommen ſoll, wenn es Zeit iſt, daß die Menſchen in einen Kreis treten, und auf Millionen Zungen nur eine Sprache lebe!

Heiliger Traum der Menſchenverſtändigung! Iſt dieſes Auseinanderdrängen der Geſellſchaft nach den verſchiedenſten Richtungen, dieſes planloſe Aufgeben früher betretener Wege, dieſes Schwanken und Beugen, als hätte der Weltgeiſt ſeine Luſt daran, das Schiff der Menſchheit auf ſturmbewegter See

fast umkommen zu lassen, ist das alles nur der verhüllte Ausdruck deiner unsichtbar nahenden Verwirklichung?

Wenn sich Vater und Sohn, Bruder und Bruder gegenüberstehen, auf jedes Lippen ein anderer Wahlspruch, jeden Augenblick bereit, um des Gottes und des Wahlspruchs willen sich den Dolch in die Brust zu stoßen: schwebt über diesen wilden Gewässern immer höher schwellender Fluten der Geist des Friedens und der Erlösung?

Aus Millionen wählt euch diesen einzigen Dorfjuden heraus, und stellet ihn von Angesicht zu Angesicht dem ewigen Traume von Menschenverständigung gegenüber. Er hat ein schweres Unrecht an seinem eigenen Blute begangen — welche finsteren Mächte weben ihre geheimnisvollen Ringe um sein Haupt, daß er zum Erkennen seiner Schuld nicht gelangt?

Er fürchtet die beleidigte Kirche mehr, als die Tränen seiner Mutter, als den Zorn seines eigenen Gewissens. — Unbegreifliches Walten der Menschennatur!

Jossef war der lebendigsten Überzeugung, kein anderer als Madlena selbst könne ihn beim Pfarrer verklagt haben; wer könne und würde sich ihrer angenommen haben, als der Pfarrer selbst, der ihr seinen Schutz geben mußte!

Wie wenige Menschen hätten in einer ähnlichen Lage anders gedacht!

Es traf sich an diesem Tage gut, daß Jossef den Sterbetag seines Vaters mit Fasten beging, er brauchte darum keinem Menschen unter die Augen zu treten, am allerwenigsten seiner Mutter; er konnte so ungestört sich dem peinlichen Gedankenleben hingeben, das sich an diesem Tage über sein ganzes Leben wie ein dichter Nebel gelagert hatte.

Treten wir wieder zur Großmutter ein.

Die alte Marjim hatte unterdes eine nicht minder qualvolle Stunde verlebt als ihr Sohn; sie wartete noch immer auf den heimkehrenden Enkel, und da er so lange ausblieb, meinte sie, ob ihm die Kinder oder der Mann Madlenas

nicht ein Leid angetan? Dann zweifelte sie wieder, ob Madlena das Geschenk nicht mit Widerwillen zurückgewiesen, und berechnete dann, was sie dazu gesagt haben werde?

Dieser ungewisse Zustand wirkte auf die alte Frau so lähmend ein, daß sie sich aus dem Bette nicht zu erheben vermochte; es war ihr immer, als hielte sie ein starker Arm mit kräftiger Faust zurück, und ließe sie nicht eher los, bis Fischele zurückgekommen und ihr Kunde von seiner Sendung getan hätte.

Endlich kam der Knabe. Mit der nämlichen Vorsicht, die er beim Weggehen gebraucht, schlich er jetzt wieder in die Stube. Sein Eintritt benahm der alten Frau fast die Sprache; sie erhob sich zwar mit einer Kraft, die man ihrer Schwäche nicht zugetraut hätte, von ihrem Kissen, aber sprechen konnte sie nicht. Sie winkte ihn zu sich ans Bett. Fischele hatte seine Stimme zum tiefsten Lispeln herabgedrückt.

„Babe," sagte er, indem er sich zu ihrem Ohre neigte, „sie hat's nicht über mich gemacht — —"

„Red hecher (lauter)," begann mit einem Male die alte Marjim, auf derem Antlitze der Kampf mit der wiedergewonnenen Sprache eine dunkle Röte hervorgebracht hatte. „Red hecher und tu mir nichts verschweigen. Meinst du denn, ich fürcht' mich vor deinem Vater?"

Fischele blickte die Großmutter verwundert an; wie war sie während einer Stunde so ganz anders worden! Was mußte in der Seele dieses alten Weibes vorgegangen sein, daß es jetzt kühn und herausfordernd sich einer Gefahr entgegenstellte, die es vor kurzer Zeit, wie ein Kind die strafenden Augen seines Lehrers, gefürchtet hatte?

Fischele besaß Verständnis genug, daß er trotz der veränderten Stimmung seiner Großmutter keinen Augenblick daran vergaß, daß der Vater nur durch eine dünne Wand von ihnen getrennt sei.

Er wiederholte darum ebenso leise seine ersten Worte: „Babe, sie hat's nicht über mich gemacht —"

„Was hat sie nicht gemacht?" fragte die alte Frau.

„Weißt du denn nicht, daß ich mich gefürchtet habe? — Das was die Bauern machen, mein' ich, wenn abends die Glocke läutet, oder wenn sie an der Kirche vorübergehen?"

„Das Kreuz willst du sagen?"

„Babe," rief der Knabe erschrocken.

„Narrele," sagte diese lächelnd, „wie ich klein war wie du, da bin ich auch so erschrocken wie du, und hab' gezittert am ganzen Leib, wenn man das Wort vor mir ausgesprochen hat. Ich weiß noch jetzt nicht, ob ich recht handle, wenn ich's in meinen Mund tu' nehmen, aber ich erinnere mich immer, was mein Urdede gesagt hat, wenn so etwas vorgefallen ist: „Narrele," hat er gesagt, „nicht sollst du wissen, was man alles tun darf." Und mein Urdede war doch ein gewaltig großer und gelehrter Mann! Und willst du noch etwas wissen, Fischeleleben? Es ist mir schon manchmal eingefallen, daß es gar keine Sünd' sein muß, wenn man keinen Haß hat gegen das, was tausend Menschen vor unsern Augen tun. Ich hab' mir schon oft gedacht: Millionen und Millionen von Menschen gehen, Gott weiß, schon wie viel Jahr auf der Welt herum, der eine tut so, der andere so, und meint, er hat's damit gut gemacht, und Gott sieht das Tausende und Tausende von Jahren schon an, und läßt alle die Menschen wachsen und gedeihen. Hab' ich's denn geschrieben und mit rotem Triefwachs versiegelt und einen Stempel darauf, daß ich Gott damit einen Gefallen mache, wenn ich mich jachte (ärgere) über das, was Millionen und Milliassen von Menschen eine Freud' macht? Vielleicht hab' ich nicht recht, und weil ich das nicht weiß, soll ich aus mir machen eine Maschin', die man hinschiebt und herschiebt und in der keine Seele ist?"

„Red nicht so hoch, Babe," mahnte jetzt selbst der

Knabe, an dem die Rede der Großmutter wie ein unsichtbarer Strom mit geheimnisvollem Rauschen vorüberging.

„Der ganzen Welt könnt' ich's jetzt sagen, wie mir ums Herz herum ist," sagte die alte Frau mit starker Stimme, „vor wem sollt' sich denn Marjim auch fürchten? Meinst du, und wenn heut' der Mallech Hamoves (Todesengel) kommt, und sagt mir: Marjim, du mußt mit, es ist Zeit, meinst du, ich werd' nur mit den Augenwimpern zucken? Ich hab' lang' genug gelebt — und ausgestanden hab' ich, daß Gott ein ganz Buch damit voll haben muß."

Durch die eigentümlichen Reden der Großmutter, die er noch nie mit solcher Klarheit und Ordnung sich hatte ausdrücken hören, war Fischele ganz verwirrt worden; er war es früher gewohnt, den Gedankengang der alten Frau wie die Zeiger einer Uhr zu richten, jetzt war er selbst ein willenloses Werkzeug; das Kind fühlte es, wie eine höhere Intelligenz ihm hier gegenüberstand, und beugte sich schüchtern davor.

„Aber Babe, willst du denn nicht, daß ich dir erzähle, was ich ausgericht' hab'?" wagte er endlich vorzubringen.

„Lebendiger Gott!" schrie Marjim auf und griff mit ihrer Hand nach der des Enkels, und schaute ihm mit allen Anzeichen tiefster Seelenangst in das Antlitz, „ist dir, Gott sei davor, nichts geschehen? Hat man den Hund nicht auf dich gehetzt? Hat er dich gebissen und wo? Und die Hack' hat sie nicht aufgehoben gegen dich, und hat dich damit erschlagen wollen? Mein Kind, mein lieb' Kind, wo hab' ich dich hingeschickt, und wie kommst du nur lebendig noch daheim?" — —

Es lag eine so aufschreiende Angst in diesen Worten, daß das Kind von innerm Grauen gepackt, zu zittern anfing.

„Babe," sagte er weinerlich, „du siehst ja, ich steh' lebendig vor dir da."

„Ich seh's, ja ich seh's," lallte die alte Frau, erschöpft von dem letzten Sturme ihrer wildbewegten Einbildungskraft.

Schwach sank ihr Haupt auf das Kissen zurück. Ihre Lippen zitterten leise, nur ein Engel hätte es gehört, wie die unausgesprochenen Worte: Gott sei Lob und Dank, darüber hinwegglitten.

Der Knabe begann nach Kindesart zu erzählen, ergriff erst das Fernliegende, kam dann auf das Nahe zurück, verband oft willkürlich beides miteinander, und gab bei dem allen doch ein Gesamtbild seiner Sendung. Doch begriff ihn die Großmutter.

Er erzählte, wie er unter dem Geleite des ersten Psalmes, den er alleweil vor sich hergesagt, glücklich aus dem Hause und über die Straße zur Wohnung der „Muhm Dinah“ gelangt war. Vor dem Hoftor lag der große schwarze Hund und fletschte ihn mit den weißen Zähnen an: dem Untier war er mit dem ersten Verse des Psalmes vorbeigehuscht und stand nun, er wußte nicht wie? in der großen Stube. Wie es ihm da vorkam! wie ihm die Haare, sagte er, auf dem Kopfe brannten! Merkwürdig war es nach seinen eigenen Worten, daß er mit dem Betreten des Hauses seiner Muhme die Bannungsformel des ersten Psalmes rein vergessen hatte. Auch nicht das leiseste Wörtlein wollte ihm einfallen.

„Was sagst du dazu, Babe?“ fragte er die regungslos Daliegende.

„Merkwürdig,“ sprach sie vor sich hin.

In der Stube fand er außer zwei Kindern weder die Muhme noch ihren Mann; und das war ihm ganz recht, denn er hätte sich sonst zu sehr gefürchtet. Schnell wollte er sich wieder entfernen und das Päckchen mit Zucker und Kaffee auf die Ofenkachel legen, damit die Augen der Muhme, wenn sie heimkehrte, sogleich darauf fielen, als ihn ein sonderbarer Umstand von diesem Vorhaben abgehalten. Das Kind in der Wiege erwachte und schrie; sein Weinen drang durch alle Räume des Hauses, so daß er immer meinte, die Muhme

müßte es in der Kirche gehört haben, und werde nun auch augenblicklich da sein, um das nach ihr begehrende Kind zu „stillen“.

„Allein läßt sie das Kind?“ fragte sich die alte Marjim fast unvernehmbar, und ein Zug von Bitterkeit legte sich um ihre dünnen Lippen; er verschwand jedoch wieder, als Fischele weiter erzählte, wie sich noch ein älteres Mädchen da befunden, das zum Schutze des Kindes zurückgelassen worden.

Umsonst hätte dieses aber versucht, das weinende Brüderchen in Schlaf zu bringen, hätte Schmeicheleien, süß wie Zucker und Honig gebraucht, das Kind sei aber nicht zu beruhigen gewesen, vielleicht darum, meinte der Knabe, weil „wer Fremder“ in der Stube sich befunden; denn er habe immer gehört, daß das die Kinder sehr gut wissen.

„Ein Fremder,“ klang Marjims Ausruf, aber so leise, daß der schmerzliche Ausdruck dem Knaben entging.

Zuletzt, berichtete er weiter, sei ihm das Weinen des Kindes schon zu schwer aufs Herz gefallen; das ältere Mädchen habe für sich keinen Rat mehr gewußt, und wollte schon in die Kirche laufen, um die Mutter zu rufen. Da sei er selbst zur Wiege gegangen und habe das Kind gewiegt, das allmählich stiller und stiller geworden sei. So seien sie beide, er und das Mädchen sich gegenüber gesessen, und hätten das Kind gewiegt und — gewiegt, aber auch nicht ein „Brösele“ miteinander gesprochen. — —

„Um das Kind nicht zu wecken?“ fragte die alte Frau.

„Um das Kind nicht aufzuwecken,“ wiederholte schnell der Knabe, dessen Antlitz bei diesen Worten eine unerklärliche Röte überflog.

„Weiter,“ verlangte Marjim.

Weiteres wußte Fischele eigentlich nur stockend anzugeben. Sie hätten das Kind so fortgewiegt; da plötzlich, er wisse noch nicht wie das gekommen, sei die Muhm’ vor ihm ge=

standen. Wie er da erschrocken sei! Er habe auf und davon wollen, habe durchbrechen wollen, wie durch ein Haus, das von allen Seiten bereits brennt, aber es sei ihm nicht gelungen. Den ersten Psalm habe er sagen wollen, aber auch nicht das kleinste Wörtchen sei ihm eingefallen. Gewesen sei es ihm in diesem Augenblicke, als hätte er in seinem Leben kein „jüdisch Wort“ gelernt gehabt, als wisse er gar nicht, wo Gott wohnt! Ob das vom Schrecken herrühre, oder was es sonst gewesen wäre? Merkwürdig sei ihm bei dem allen die Ähnlichkeit aufgefallen, die die „Muhm“ mit seinem Vater habe; wer sie nur einmal angesehen, der könne gar nicht zweifeln, daß sie seine Schwester sei!

„Und gesagt was hat sie? das möcht' ich wissen?“ rief die alte Frau fast heftig.

Sie habe ihn bei der Hand gefaßt und festgehalten. Mit Augen habe sie ihn angesehen, die voller Tränen standen. „Fischele,“ hätte sie zu ihm „auf böhmisch“ gesagt, „warum willst du schon fort?“

„Auf böhmisch! nicht auf jüdisch?“ schaltete die Großmutter ein. „Gewiß wegen der Kinder,“ setzte sie sogleich hinzu. Zum ersten Male in seinem Leben, fuhr der Knabe fort, ohne die Einwendung der alten Marjim zu beachten, habe er die Stimme seiner Muhme gehört, habe er mit ihr gesprochen; er wisse zwar nicht mehr, was sie alles gesagt, aber es sei ihm vorgekommen, als ob er schon öfters mit ihr sich unterhalten, es sei ihm alles so bekannt und gar nicht fremd gewesen. Hundert Jahre wären ihm nicht so vergangen, als dieser einzige Augenblick, wo er mit ihr zum erstenmal in seinem ganzen Leben gesprochen.

„Und?“

„Was?“

„Hast du ihr's gegeben?“

Er habe darauf ganz vergessen gehabt, so viel hätte ihn die Muhm' Dinah' ausgefragt was die Babe mache? ob sie

ihre gute Abwartung habe? ob sie in der Nacht gut schlafe und nicht vom Husten geplagt werde? ob er, Fischele nämlich, ihr in allem folge, kein Leidwesen ihr antue, sie nicht jachte (ärgere)? Alle diese Fragen hätte er ihr umständlich beantworten müssen, ein Wort hätte das andere gegeben, und ehe eine Viertelstunde vergangen, wären sie so bekannt miteinander gewesen, als hätten sie ihr Lebtag es nicht anders gekannt; alle Furcht wäre von ihm gewichen, und jetzt hätte er, selbst wenn der erste Psalm ihm wieder eingefallen, ihn nicht mehr gesprochen, selbst nicht vor dem hölzernen rauchangeschwärzten Johann von Nepomuk, der in einem Winkel der Stube hinge, und vor dem er sich anfangs so gefürchtet habe — —

„Alles erzählst du,“ unterbrach ihn hier die Großmutter, „nur nicht —“

Was er ihr weiter erzählen solle? entgegnete hierauf Fischele mit einem Anfluge von Ärgerlichkeit, ob die Babe nicht genug habe an dem bereits Berichteten? ob er ihr erzählen solle, wie die Muhm' Dinah gegangen und gestanden sei? was sie für ein Kleid angehabt?

Unverständiger Knabe! Du hattest das Unglück gehabt, deine Mutter in den ersten Tagen deiner Kindheit zu verlieren; du kanntest sie nicht, sonst hättest du nicht so harte Reden gebraucht!

Tränen drängten sich zu den Augen der alten Frau hervor, sie fielen wie zischende Tropfen auf das feinfühlende Herz des Knaben. Er ahnte fast, welch schweres Unrecht er begangen.

„Babe,“ rief er flehend, „ich hab' dir ja alles erzählen wollen.“

„Weiter,“ gebot sie mit plötzlich ruhigem Tone.

Er habe sich also besonnen, daß er das Geschenk der Großmutter an die Muhm' Dinah abzugeben habe. Schüchtern habe er es aus der Tasche gezogen und ihr überreicht und

dabei gesagt: das schicke ihr ihre Mutter. „Meine Mutter?“ habe sie ausgerufen, „meine Mutter schickt mir das? Foppst du mich nicht, Fischele?“ Er habe bei seinem Leben geschworen, daß dem so sei, und daß ihm die Babe wirklich diesen Auftrag gegeben. Da habe sie aufgeschrien, aus der Tiefe ihrer Seele, daß es ihm durch Mark und Bein gedrungen; drei Worte hätte sie ausgerufen — — — aber er wage sie nicht zu wiederholen.

„Narrele,“ lächelte die Großmutter, „was kann sie gesagt haben?“

„Babe,“ rief der Knabe entsetzt, „ich kann und darf dir's nicht sagen, und wenn du mich totschlägst —“

Die alte Marjim bestand nicht mehr auf der Antwort; ihr klarer, zum vollsten Bewußtsein gereifter Verstand wußte sich dieses Entsetzen, das in religiösen Motiven wurzelte, zu deuten.

„Und?“

„Dann ist sie zu dem hölzernen Bilde, das in einem Winkel der Stube aufgehängt ist, hingegangen, und ... Hörst du, Babe?“

„Nun.“

„Und hat zu ihm gebetet.“

„Gebetet,“ murmelte Marjim nach.

„Das habe ich für meine Mutter getan, hat sie dann zu mir gesagt, wie sie fertig war; richt' ihr aus, daß ich gebetet habe für meine Mutter, für dich und deinen Vater.“ Und ihre Augen sind dabei von Tränen überflossen, und sie hat so heftig geschluchzt, wie ich's noch von keinem Menschen gehört.“ ...

Hörten die beiden um diesen Augenblick die Flügelschläge eines Engels, der unsichtbar, licht goldig durch die enge Stube rauschte? Sahen sie den leuchtenden Glanz seiner Fittiche? den milden Ernst seiner auf sie schauenden Augen, daß sie beide so stille wurden, sich so beseligt ansahen? Verständigung

in dem Auge des einen, Verklärung in dem Antlitze der andern?

Draußen im Gewölbe saß um diese Stunde einer, in finstere Gedanken vertieft, der nicht ahnte, daß nach zehn Jahren langen Entbehrens, Mutter und Tochter sich wieder erkannt hatten.

---

## 6. Der Sturm ist ausgesäet.

Der Abend dieses merkwürdigen Tages war gekommen; drei Sterne blitzten am tiefblauen Grunde des Himmels auf, aber sie waren für Jossef nur die gesetzlichen Zeichen, daß sein Fasten zu Ende, daß er den Leib mit Speise und Trank wieder laben dürfe — nicht freundliche Tröster in der Not, nicht goldene Augen, die ihm weit und tief in die Seele schauten!

Auf Jossefs Stimmung war der Fasttag gerade von entgegengesetzter Wirkung gewesen; er machte ihn sonst milde und weich, ein „Berg“ war überstiegen, und der Mensch freuet sich immer das gelungenen Werkes, das mit Entbehrung verbunden war! Diesmal war er bitter, fast gereizt worden; er hatte um seinen Vater gefastet, der vier Wochen nach Madlenas Abfall vor lauter Gram in die Grube gefahren war, und diese Erinnerung, gesellt zu dem Erlebnisse des Tages, trieb allen Haß und Groll wie glimmende Funken, in die der Wind bläst, auf einen finstern Winkel seiner Seele zusammen, in dem es nun schrecklich brannte.

Er hatte diesen Vater nie geliebt, in Streit und Hader mit ihm gelebt, solange sie miteinander auf Erden verkehrten; dennoch hielt Jossef den Todestag seines Vaters hoch und heilig, fast wie den Jom Kipur; er beging ihn mit Fasten und Kasteien, und hatte ihn nie versäumt. Um Madlenas willen war er ja gestorben!

Welches Herzleid, und sei es noch so innig und brennend, sitzt tief genug, daß es den Einflüssen leiblichen Begehrens auf die Länge sich entziehen könnte? Als die drei gesetzlichen Sterne am Himmel erschienen, war Jossef hungriger als je, und begehrte zu essen.

Wir haben bereits erzählt, daß die Tochter des Bauern Stepan Parzik im Hause als Magd diente. Das Mädchen war, wie wir wissen, in seinem zehnten Jahre zu der „Judenfamilie" gekommen und konnte fast als ein Glied des Hauses betrachtet werden. Sie hatte Fischele auf den Armen getragen, ihn fast erzogen, da seine Mutter kurz nach dessen Geburt gestorben war, und mit rührender Zärtlichkeit hing die Bauernmagd an allem, was zu Jossefs Hause gehörte. Im Laufe der Jahre, als sie mit den Sitten und Gewohnheiten der Familie ganz vertraut worden, hatte sich das dienende Verhältnis der Tochter des „Dechanten" zu einem wahrhaft beneidenswerten gestaltet. Es ist dies das Eigentümliche in solchen Häusern, daß man den Dienstleuten, die ein Kind des Hauses haben zur Welt kommen sehen, gleichsam aus Dankbarkeit eine bevorzugtere Stelle in der Familie anweist. Sie hatten das meiste Ungemach zu ertragen, hatten bei Tag nicht Ruhe, bei Nacht nicht Schlaf, sollen sie nun später, wenn das Kind ihrer Aufsicht sich entzogen hat, dafür nicht entschädigt werden? Mit reichlichen Zinsen wurde dies der Bauernmagd von Jossefs Familie wieder zurückgegeben; namentlich war sie der Großmutter lieb und wert; sie hielt nach ihren eigenen Worten „große Stücke" auf das Bauernmädchen. Parziks Tochter waltete auch in diesem Hause, als wäre sie daraus hervorgegangen. Man vertraute ihrer Einsicht und Anstelligkeit alles, was sich nur immer anvertrauen ließ, denn man war fest überzeugt, daß Anezka, so hieß die Tochter Stepans, nur unbewußt, aber nie mit bösem Willen ihrem Dienstherrn eine Kränkung verursachen würde.

Die alte Marjim, wenn man ihr Vorwürfe machte, daß

sie einer „Christin“ so unbedingt das ganze Haus überantwortet hatte, schüttelte stets den Kopf und meinte: „Bei der hat sich Gott vergriffen, er hat wollen aus ihr eine „Jüdin“ machen, und nur zufällig ist sie als Parziks Tochter zur Welt gekommen. Die hat ein Herz und einen Kopf, sie könnt' des Nikolsburger Landrabbiners Tochter sein. Auf meine Anezka laß ich nichts kommen.“

Seit einiger Zeit jedoch, es war nicht lange her, etwa seitdem der neue Pfarrer ins Dorf gekommen, schien mit der Bauernmagd eine gewaltige Veränderung vorgegangen zu sein. Sie verrichtete ihre Hausgeschäfte in einer Art träumerischer Zerstreutheit; sie pflegte die Großmutter nicht mehr so aufmerksam; oft fand man sie mit verweinten Augen. Fragte man sie, woran es ihr gebreche, so gab sie gewöhnlich störrische Antworten, die mehr verletzten als aufklärten. Im Hause hatte man die Wandlung, die im Leben der Magd vorgegangen, bald herausgefühlt, denn die Familie ist ein lebendiger Organismus, der jede Störung in seinem gewohnten Dasein mit tausend zuckenden Nerven empfindet. Jossef war der Meinung, sie müsse einen Liebhaber haben, denn sie sei „bereits in die Jahre“ gekommen; die alte Marjim aber protestierte gegen diese Ansicht, was sie nur konnte. „Wenn man einen Liebhaber hat,“ lautete einer ihrer Beweisgründe, „so sehe man ganz anders aus. Weinen tue man sehr oft, aber lachen noch viel öfters; man sei eben ein ganz anderer Mensch in jener Zeit. Auch wüßte sie keinen Bauernjungen im ganzen Dorfe, mit dem Anezka sich in eine Liebschaft einlassen könnte. Geld habe sie so keines, und bloß, damit sie einen habe, der sie Sonntags in das Wirtshaus führe, dazu habe sie einen zu „jüdischen Kopf“. Nichtsdestoweniger blieb Jossef der einmal vorgefaßten Meinung getreu, daß mit „Anezka“ etwas vorgegangen sein müsse, denn sie sei wie „ausgewechselt“.

Diese „Auswechslung“ äußerte sich vorzüglich darin,

daß die Magd seit einiger Zeit öfters aus dem Hause blieb, um dann gewöhnlich störrisch, unlustig zurückzukehren. Fast kam kein fröhliches Lied mehr aus ihrem Munde, statt des:

Hora, hora, vysoka sji
Ma panenko, vzdalena syi

sang sie jetzt düstere katholische Lieder, wie sie die Wallfahrer auf den Prozessionen zu singen pflegen, und erregte dadurch Jossefs argwöhnischer Seele manches Ärgernis. Die alte Marjim machte zu diesem Umstande die richtige Bemerkung, daß sie erst jetzt überzeugt sei, wie Anezka gar keinen Liebhaber sich könne angeschafft haben. „Möcht' sie denn," sagte sie, „so traurige Lieder singen, wenn sie herzfreud wär'? Ich laß mir ender mein kleines Fingerl wegschneiden, ehe ich das glauben kann. Es muß etwas anderes mit ihr vorgegangen sein."

An diesem Tage war Anezka unwirscher als sonst früher. Sie war am Nachmittage fortgegangen, um, wie sie zu Fischele sagte, doch auch einmal zu wissen, wie es bei andern Leuten, als bei den Juden, aussehe. Das hatte sie zu dem Knaben zwar mit lachendem Munde gesagt, nichtsdestoweniger schnitt ihm eine solche Rede tief durchs Herz. Die Großmutter meinte, die Magd habe vor ihrem Weggehen das „Essen" für den heute fastenden Jossef vorbereitet; als aber der Abend kam und Jossef nach seinem Mittagmahle begehrte, da fand sich, daß die Magd für gar nichts vorgesorgt hatte. Der Feuerherd stand unberührt und Anezka — vielleicht im Wirtshaus!

Das brachte in Jossef einen gewaltigen Zorn hervor; Fischele mußte das ganze Dorf durchstreichen, ins Wirtshaus unter die Tanzenden sich mischen, und der Magd den gemessenen Befehl, augenblicklich nach Hause zu kommen, bringen. Zu seiner Mutter aber sagte er mit aller Bitterkeit eines verhetzten Gemütes:

„Da siehst du, was man davon hat, wenn man sein

Herz an sie wegschenkt. Ender soll man sich's herausreißen und in tausend Stück zerschneiden. Wo ist denn jetzt dein ‚jüdischer‘ Kopf, deine Anezka? die weiß vielleicht nicht, daß ich heute gefastet habe? daß ich hungrig bin? Aber wo sie dem Juden nur ein Herzleid antun können, da bleiben sie stehen. Trau du einem von ihnen, mich wirst du in meinem ganzen Leben nicht dazu bringen.“

Die milde fromme Marjim konnte trotz dieser Rede nicht überzeugt werden, daß man ihrer Anezka nicht trauen dürfe.

„Sie ist noch jung,“ sagte sie, „und auf dem Tanzplatz vergißt man sich bald.“

„Ein Wolf, hab' ich in meiner Kindheit gehört, ist auch einmal jung gewesen,“ sagte Jossef drauf mit höhnischem Lachen, „und hat doch die Kinder gefressen.“

Endlich kam die Magd in Begleitung Fischeles. Er hatte sie im ganzen Dorfe vergeblich gesucht; im Wirtshaus war sie gar nicht gewesen, endlich als er auf dem Rückwege an der Pfarrwohnung vorüberkam, fand er sie im Vorhause in tiefem Gespräche mit der Haushälterin des Pfarrers, und dort rief er ihr die Meldung, die sie nach Hause verlangte, zu. Fischele hatte mit seinen Ohren gehört, wie des Pfarrers Haushälterin zu Anezka sagte: „Du wirst dir doch nicht von so einem Juden befehlen lassen? Gerade möcht' ich's nicht tun.“ Aber auch das hatte der Knabe gehört und gesehen, wie die Magd darauf antwortete: „Es ist heute das letztemal, daß ich's tue.“

Die Großmutter schüttelte zu diesem Berichte den Kopf; in Jossef loderte aber der Zorn gewaltig auf. Er rief nun die Magd, die indessen heimgekehrt war; sie erschien aber nicht und blieb draußen in der Küche, wo sie sich allerhand zu schaffen machte.

Um Gott's willen bat ihn die alte Marjim, er möchte sich doch nicht so heruntersetzen, daß er selbst in die Küche hinaus-

ginge, um mit der Magd zu schmälen. Fischele mußte hinausgehen, um sie noch einmal zu rufen.

Nach einer Weile kam der Knabe und sagte, Anezka sitze draußen auf der Schwelle und hätte laut aufgelacht, wie er sie zum zweiten Male gerufen.

„Was sagst du nun zu deiner Anezka?“ sprach Jossef mit vor innerer Bewegung zitternden Lippen. Er wollte ruhig erscheinen, aber Zorn, Entbehrung und das Seelenleiden des erlebten Tages ließen einen furchtbaren Ausbruch erwarten.

„Weiß ich, was ihr geschehen ist?“ klagte die alte Frau, „sie ist ja gar nicht zu erkennen. Aber im Bösen wirst du mit ihr nichts herausbringen. Laß mich mit ihr reden.“

„Möcht' sie sich das unterstehen,“ sagte Jossef ingrimmig, „wenn sie nicht beim Juden wär? Der schlechteste Bauer hätte sie halbtot geschlagen; ich aber, ich muß mir das von einer Bauernmagd gefallen lassen, die ich zehn Jahr' im Hause habe! Sind ‚sie‘ nicht stark und gewaltig?“

In diese nur mühsam dem aufschreienden Zorne fern gehaltenen Worte klang mit einem Male ein lustiges Lied, das Anezka draußen wie zur Antwort mit lauter Stimme vor sich hinsang.

Grimmig ballte Jossef die Faust; er war kreidebleich geworden.

„Die hat einer angestiftet, und ich weiß wer?“ sagte er mit fürchterlicher Kälte, „sie soll mir aber nicht lebendig aus der Hand.“

Mit einer hastigen Bewegung wollte er zur Türe hin, aber Marjim kam ihm zuvor, indem sie sich mit gewaltsamer Mühe im Bette aufraffte, und den Namen der Magd so laut rief, daß Jossef selbst vor der ungeahnten Kraft, die in diesem Aufschrei lag, zurückbebte und stille stand.

Gleich darauf erschien Anezka in der Stube.

Welch eine wunderbare Machtvollkommenheit muß in dem

bloßen Erscheinen eines bekannten Menschenantlitzes liegen! Wir haben gegen einen Abwesenden uns erzürnt, wir haben Fäuste gegen ihn geballt — und ein traumhaftes Aufleuchten seiner Züge, ein flüchtiges Erfassen seiner Erscheinung hat schon das Gute, daß wir milder werden und der Strom des Zornes seinen ersten und sichern Damm findet.

Bei Anezkas Eintritt rief die alte Marjim in einem Tone, der wie ein liebevoller Vorwurf klang:

„Anezkaleben, was ist denn mit dir geschehen? Du bist ja heut so verändert, daß ich dich gar nicht wieder erkenn'? Warst ja sonst so gut und treu und bist mit einem Male so ganz anders geworden? Hast du ein beschwertes Herz? Drückt dir etwas deine Seele ab, warum sagst du mir's nicht? Warum läßt du es an mir aus?"

Der zitternde Klang dieser Stimme schien auf die Magd erschütternd zu wirken; ein krampfhaftes Zucken ihres Körpers verriet die innere Bewegung, die sie nur mühsam beherrschen konnte. Sie tat, niedergeschlagenen Blickes, einen Schritt vorwärts gegen das Bett der Großmutter, fast als wollte sie reuig um Verzeihung bitten. Dann sagte sie leise, doch daß sie es alle in der Stube vernahmen:

„Ich bin nicht länger Euere Magd ... und morgen früh werde ich aus dem Hause gehen."

„Anezka," rief Marjim erschrocken, die zitternde Hand gegen die Magd ausstreckend, „du willst nicht länger bei uns dienen? Findest du auf der ganzen Welt einen bessern Dienst wie bei uns? Das eigene Kind im Haus, kann es besser behandelt werden, wie du?"

„Das weiß ich alles, Großmutter," sagte die Magd, noch immer mit am Boden wurzelnden Blicken, stockend, „das weiß ich alles, und werde es auch immer wissen ... aber ich darf nicht länger bei Euch dienen, nicht eine Stunde länger."

Bei diesen Worten fuhr es dem bis dahin mit seinem

Zorne kämpfenden Jossef siedendheiß durch alle Glieder. Mit einem hastigen Satze war er zur Magd hingesprungen.

„Du darfst nicht länger bei uns dienen?“ rief er; der Grimm hatte überwältigt, und er packte die Magd bei der Schulter, „du darfst nicht länger unsere Magd sein? Jetzt sagst du's schnell, wer dich dazu angestiftet hat, denn der Gedanke ist nicht in deinem Kopfe gewachsen.“

Anezka riß sich mit einem fürchterlichen Schrei von ihm weg. Mit drohenden Blicken, die wie glühende Kohlen glänzten, stand sie ihm dann gegenüber und maß ihn vom Scheitel bis zum Fuße.

„Mit Euch, Herr Jossef,“ sagte sie, „habe ich gar nichts zu schaffen.“

Jossefs Grimm schoß wie eine jähe Lohe wieder auf.

„Wirst du's sagen,“ rief er, „ob man dich angestiftet hat?“

Er wollte aufs neue an Anezka, um sie zu ergreifen.

„Laßt mich,“ schrie diese, „ich bin ja nicht Euere Schwester!“

Wie vernichtet ließ Jossef den aufgehobenen Arm sinken und taumelte zurück. Es durchrieselte ihn eiskalt; die eigene Magd, die Dienerin seines Hauses hatte den Mut, mit der Anklage seines Lebens vor ihn hinzutreten. Blitzschnell erkannte er, wie hier Ursache und Wechselwirkung sich gegenseitig gefolgt waren. Er vermochte nicht den Blick der Magd zu ertragen.

Die alte Marjim erhob ihre jammernde Stimme.

„Das ist nicht recht von dir, Anezka,“ sagte sie stockend, „daß du mit deinem Herrn so sprichst. So sag' mir's wenigstens, warum du aus dem Hause gehen willst? Hab' ich dir etwas Böses getan? So sag's nur, mich wirst du nicht aufbringen.“

Der Magd quollen bei diesen weichen Worten die heißen Tränen aus den Augen; das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, sagte sie schluchzend:

„Großmutter, es gibt keinen Menschen auf der weiten Welt, den ich lieber hätte als Euch . . . aber ich kann's Euch nicht sagen."

„Du kannst nicht, Anezkaleben," rief Marjim mit wunderbar bewegter Stimme, „sag' lieber, du willst nicht. Anezka," fuhr sie mit steigender Bewegung fort, „mußt du vielleicht fort? Kannst du vielleicht nicht länger im Dorfe bleiben, wo die Kinder auf der Gasse mit Fingern auf dich weisen möchten? Anezka, meine Anezka, hast du etwas angestellt, daß du dich vor deinem Vater fürchtest? Gott behüt' dich, wenn du etwas getan hast, daß sich dein alter Vater darüber könnt' die Haare ausreißen."

„Großmutter," rief die Magd und richtete sich aus ihrer gebückten Stellung gerade auf; mit stolzen Augen blickte sie um sich, „Großmutter, Ihr meint doch nicht, daß ich . . . als Amme werde in die Stadt gehen müssen?"

Eine starke Röte, die trotz des Abenddunkels und der düstern Beleuchtung der Stube sichtbar ward, lag nach diesen Worten auf dem schönen Antlitze der Magd.

Marjim hatte mit weiblichem Zartsinn augenblicklich begriffen, daß sie dem jungfräulichen Gefühle Anezkas mit ihrer Frage weh getan; sie begriff es auch sogleich, wie ungerecht ihr Verdacht die Magd getroffen. Besänftigend sagte sie:

„Du mußt das nicht so nehmen, ich hab' das anders gemeint, und wenn man ein altes Weib ist, kommen einem ganz andere Sachen unter. Ich hab' dich auch darum gefragt, weil ich nicht möcht', daß meine Anezka Schande erlebt. Das vergiß also und red mir nicht davon. Wie kommt's aber doch, daß du fortgehen willst? Warum sagst du mir's nicht?"

„Großmutter, ich kann's nicht," sagte die Magd in Tränen ausbrechend.

Marjim schüttelte schmerzlich den Kopf; sie vermochte nicht mehr weiter zu dringen.

„Sag lieber, sie darf nicht,“ sprach Jossef, der dem bisherigen Vorgange mit einer Art dumpfer Fassung angewohnt hatte, „sag lieber, sie darf nicht! Frag sie lieber, wer sie angestiftet hat? Oder frag sie lieber nicht, denn ich weiß, wer sie angestiftet hat.“

Die Großmutter erhob noch einmal ihre Stimme:

„Anezka,“ fragte sie erschöpft, „hat dir jemand angeraten, daß du aus unserem Hause gehen sollst? Hat dich einer angestiftet? Der hat dir wirklich keinen guten Rat gegeben.“

„Mir hat keiner einen Rat gegeben,“ sagte die Magd stockend, „keiner; — was ich tue, das muß ich tun.“

„Du kannst's also nicht sagen?“

„Nein, Großmutter.“

Eine minutenlange schwüle Stille war diesem Auftritte gefolgt. Anezka stand, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, weggewandt von der Großmutter, die jeden lichten Punkt in diesem Vorgange verloren zu haben schien. Plötzlich richtete sie sich auf, und befahl mit einer merkwürdigen Entschlossenheit in Stimme und Gebärde, daß Fischele um den Bauer Stepan Parzik gehen sollte.

„Dein Vater,“ sagte sie zu Anezka, „hat dich mir gegeben, wie du erst zehn Jahre alt warst, dein Vater muß auch drum wissen, wenn du aus unserem Hause gehst.“

Weiter wurde kein Wort gesprochen. Marjim war müde auf den Kissen zurückgesunken, während Anezka still vor sich hin weinend in der Mitte der Stube stand. Mit stummer Leidenschaft schritt Jossef auf und nieder, aber seine Gedanken waren nicht alle in der Stube.

Es währte nicht lange, so erschollen draußen in der Nacht die schweren Tritte des Bauern Stepan Parzik. Ohne seinen gewöhnlichen Gruß von der „Freiheit und ihren Teufeln“, trat er in die Stube, und ohne auf die Tochter einen Blick zu werfen, ging er gerade auf das Bett der Großmutter zu.

„Was wollt Ihr, Jüdin?“ fragte er ohne Umschweif.

In kurzen, nur mühsam aus keuchender Brust hervorgebrachten Worten berichtete ihm die alte Marjim, was sich soeben zugetragen. Sie habe es für ihre Schuldigkeit gehalten, ihn rufen zu lassen, damit er als Vater doch auch wisse, was seine Tochter zu beginnen sich vorgenommen habe. Zwingen wollte sie Anezka nicht zum Bleiben, denn wenn einer nicht Lust mehr habe, an einem Orte zu bleiben, so könnten zehntausend Pferde ihn nicht halten; aber der Vater müsse doch auch wissen, was mit der Tochter vorgehe; und daß man sie nicht bei Nacht und Nebel aus dem Dienste gejagt habe, das wolle sie ihm insbesondere sagen.

Mit Kopfschütteln hatte der Bauer diese Rede der Großmutter vernommen; als sie geendet, wandte er sich zu seiner Tochter um. Sie weinte noch immer, es schien aber ihre Lage keinen Eindruck auf den harten Mann zu machen.

Finstern Blickes fragte er sie:

„Ist's wahr, daß du aus dem Dienste gehen willst?"

Die Magd ließ ihre Hände sinken und sagte vernehmbar: „Es ist wahr."

„Und warum willst du gehen? Wissen muß ich doch, wer meiner Tochter diesen guten Rat gegeben hat. Red, oder ich vergreif' mich noch an dir," sagte Stepan mit kalter Strenge, die jedoch ahnen ließ, daß seine Drohung kein leeres Spiel war.

„Väterchen," schrie Anezka mit überquellendem Gefühl und stürzte zu dem Bauer hin, dessen Hand sie erfaßte, „Väterchen, schlagt mich nur gleich lieber tot, es ist mir dann besser, aber sagen kann ich's Euch nicht."

„Du kannst nicht, du Verfluchte," rief er wild und stieß sie mit einen Stoße vor die Brust weit weg von sich, daß sie zurücktaumelte, „hast du vielleicht geschworen? Wirst du reden?"

Anezka hielt sich mit beiden Händen die geschlagene Brust fest, als ob sie das Herz, das darunter schlug, vor dem Zerspringen wahren wollte.

Schluchzend, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, sagte sie: „Schlagt mich nur tot, Väterchen. Ich sag's aber doch nicht."

„Damit der da drüben," rief der Bauer mit wildem Grimme, „damit der Pfaff sich freuen kann, wenn man den Stepan Parzik in gottverfluchter Erde vor der Kirchhofsmauer begräbt? Sag nur, daß dui hm's geschworen hast. Er hat dir die Hostie gegeben, und du hast darauf schwören müssen, du wirst ihn nicht verraten. Versprochen hat er dir vielleicht, daß er dich als Magd ins Haus nehmen will, dir schöne Kleider und Geld geben wird; und die Leute im Dorfe werden sich dann freuen können, wenn der eigene Vater vor der gebenedeieten Haushälterin des Pfarrers den Hut abziehen muß? Hast du geschworen?"

Dem harten Manne versagte zuletzt die Stimme; er brachte nur gebrochen heulende Laute hervor.

„Zum Pfarrer werde ich nicht gehen," sagte Anezka; „laßt mich nur fort, ich will schon gehen, so weit mich meine Füße tragen."

„So geh in die Hölle," rief Parzik mit neu ausbrechender Wut, indem er mit geballter Faust zu einem Schlage ausholte, dem Anezka sich nur durch ein schnelles Ausweichen entzog. „Was die Pfaffen verdorben haben, das ist in Grund und Boden hinein verdorben, und dem hilft nicht einmal der Teufel mehr auf."

Anezka war zur Stube hinausgewankt. Parzik wollte ihr nach, nur mit Mühe wurde der Wütende von Jossef und dem Geschrei der alten Frau zurückgehalten, die nicht anders meinte, als der Bauer wolle sich an seiner Tochter vergreifen. Mit aufgehobenen Händen bat sie um Stille und Begütigung, und daß man einem so jungen Kopfe, wie Anezka sei, nicht alles so wild und ungeschlacht anrechnen könne. Sie werde einen bessern Dienst und bei bessern Leuten gefunden haben, als sie sind, aber sie sei nur etwas starrsinnig, und wenn

man gut mit ihr gesprochen, hätte man vielleicht alles aus ihr herausbringen können. Aber so seien alle Männer, auch ihr Jossef sei so, die müßten alles verderben, was sie angreifen, und man habe an ihnen zu tragen, solange man lebe."

„Ja, ja," höhnte der Bauer mit verbissener Wut, „das weiß ich besser als Ihr, alte Jüdin. Der drüben hat sie auf ihr ganzes Leben lang verdorben, ich geb' keinen Schuß Pulver für meine Tochter. Was soll man aber tun? Ihn tot-schlagen? oder sie? Besser wär's, ich könnte beide aus der Welt schaffen."

Ohne Gruß, dumpf und düster schritt der Bauer zur Stube hinaus.

„Und Madlena?" tönte es in Jossefs Innern und ließ ihm selbst den Bissen Brot, den er an diesem Abend in Ermangelung jeder andern Speise verzehrte, wie Gift munden, „und Madlena? War die Magd von ihr angestiftet?"

Ein Kind im Mutterleib hätte ja daran nicht gezweifelt!

---

## 7. Hindurch.

Eine neue Magd war ins Haus gekommen — sie war keine Anezka. Die alte Marjim hatte es gleich am andern Tag nach dem rätselhaften Weggehen Anezkas gesagt, so eine wäre nicht zum zweiten Male auf der Welt zu finden, die hätte einen Kopf gehabt und ein Geschick, sie müsse das stets wiederholen, als wär' sie des ersten Landrabbiners Tochter gewesen. Man habe mit ihr alle Weisheit der Erde können ausreden, und namentlich, was das Hauswesen betrifft, das habe sie geleitet nicht anders „wie ein geboren Judenkind". Die neue Magd war auch gleich mit einem unrechten Fuße in das Haus getreten; trotzdem sie bereits im benachbarten Ghetto eine Zeitlang gedient hatte, kam sie der Großmutter viel zu unwissend und einfältig vor; sie verdarb viele Küchen-

gefäße, die sie wirr durcheinander brauchte, ohne zu bedenken, daß der Fleischtopf nicht auch zur Aufnahme der Milch dienen könne. Auch fragte sie in „religiösen“ Dingen zu viel, worüber sich die alte Frau, die das seit langen Jahren nicht gewöhnt war, nicht wenig aufhielt. Hatte Anezka je gefragt?

Dem Anscheine nach war es im Hause jetzt ganz ruhig. Es vergingen oft Tage, wo Mutter und Sohn kein vertrauliches Wort miteinander sprachen. Die alte Marjim konnte sich in das rätselhafte Weggehen der Magd noch immer nicht zurechtfinden; in ihrem alten Kopfe jagten sich die wunderlichsten Vorstellungen auf und ab und gönnten ihm keine Ruhe. So wachte sie in der Nacht eines der darauf folgenden Tage plötzlich auf, und weckte Jossef mit der Frage, ob er nicht meine, daß Anezka deshalb weggegangen sei, weil man ihr beim verflossenen Weihnachtsabend vielleicht weniger Zwetschgen und Nüsse gegeben habe als im früheren Jahre? —— Auch auf Jossef hatte das unter so eigentümlichen Umständen erfolgte Austreten der Magd aus einem zehnjährigen Verhältnisse einen bedeutenden Eindruck hervorgebracht. Er ahnte es mehr, als daß es sich ihm mit aller Klarheit aufdrängte, daß Anezkas schleunige Dienstkündigung mit irgend einem Punkte seines Lebens in Berührung stand. War sie von Madlena wirklich dazu angestiftet worden? Hatte sie vom Pfarrer den Befehl erhalten? Welche Feinde lauerten noch in der Nähe und warfen mit tückischer Berechnung spitzige Messer in sein ruheloses Gehirn? Warum kamen sie nicht? Warum ließen sie auf sich warten und marterten ihn durch den sengenden Atem der Ungewißheit, die wie ein heißer Wind vor dem Gewitter Staub aufwirbelte, während die Blitze erst am äußersten Rande des Horizontes zuckten?

Der Sabbat war wieder gekommen; wie immer war Jossef auch diesmal in die Synagoge des benachbarten Ghettos gegangen. Beim Vorlesen des Wochenabschnittes aus der

Bibel fielen ihm einige Stellen wie brennende Tropfen geschmolzenen Eisens auf die Seele. Er erschrak fast, daß seine ganze Lage, sein Leben von einer ganzen Woche her darin mit den wahrhaftigsten Ausdrücken verzeichnet stand. Wörtlich hieß es in der Bibel, als Moses, dem Tode nahe, noch einmal all seinen Segen über die Gläubigen seines Gesetzes ausbreitet, und in eine Schale auch den Fluch gegen die Verächter desselben schüttet — wörtlich hieß es in dem heiligen Buch:

„Dazu wirst du unter denselben Völkern kein bleibendes Wesen haben, und deine Fußsohlen werden keine Ruhe haben. Denn der Herr wird dir daselbst ein bebendes Herz geben und verschmachtete Augen und eine verdorrte Seele, daß dein Leben wird vor dir schweben. Nacht und Tag wirst du dich fürchten und deines Lebens nicht sicher sein. Des Morgens wirst du sagen: Ach, daß ich den Abend erleben möchte! des Abends wirst du sagen: Ach, daß ich den Morgen erleben möchte! Vor Furcht deines Herzens, die dich schrecken wird, und vor dem, das du mit deinen Augen sehen wirst.“ (5. B. M. K. 28, 65. 66. 67.)

Waren diese heiligen Worte nicht buchstäblich eingetroffen? Jeder Buchstabe darin war eine Minute seines Lebens. Hörte er nicht den biblischen Fluch auf allen Schritten und Tritten ihm nachschleichen wie einen Dieb, der das Geheimste ausforscht, um es dann in unbewachter Stunde sich anzueignen? Gab es ein schrecklicheres Leben als das seine?

Aber nicht immer hatte dieser finstere Geist der Unruhe Gewalt über ihn. Es gab Stunden, wo er, wenn der biblische Fluch sich ihm mit aller Schwere aufbürdete, plötzlich mit aller Entschiedenheit einer glaubensstarken Seele sich selber fragte: „Und paßt denn das alles auch ganz so, wie es da geschrieben steht, auf dich? In der Bibel ist die Rede nur von denen, die der Stimme des Herrn ihres Gottes nicht gehorchen, die

nicht halten und befolgen alle seine Gebote und Rechte; über die kommen alle die Flüche! Wer aber kann von mir sagen: Jossef, du bist ein schlechter Jude, du fährst und reitest am Schabbes; du legst keine Thephilin an, du fastest nicht am Jom Kipur, du betrügst Witwen und Waisen? Kann ein Mensch gegen dich aufstehen und dir das ins Gesicht sagen und der Donner schlägt ihn nicht gleich in die Erd'? Ein Kind meiner Mutter ist von uns abgefallen, ist hingegangen und hat sich leider Gottes vergessen, sich und uns und ihre Väter im Grab; ich aber bin geblieben bei meiner Mutter und bei meinem Gott. Wo steckt da die Sünde?"

Für Fragen solcher Art gibt es keine Antwort; eine unruhige Seele gibt keinen festen Standpunkt, und der Widerhall solcher Gedanken ist ein täuschendes Echo: es ruft uns gerade entgegengesetzte Laute und Antworten zurück, die wir nicht gefordert haben.

Jossef erfuhr es bald, daß ihm um die Seele nicht leichter ward. Dennoch wich nicht die Furcht seines Herzens, „die Furcht, die ihn aufschreckte bei Tag und Nacht vor dem, was er mit seinen Augen sah."

Diese eigentümliche Natur ging auf sonderbaren Wegen; je mehr die Worte der heiligen Schrift, bald als Segen, bald als vernichtender Mehltau auf sie niedersanken, desto mehr glaubte sie darin zu finden. — In ihnen schien ihr die Lösung zu liegen.

Hat denn der Jude etwas anderes, als die beschriebenen Blätter der Bibel? Ist sie nicht sein lebendiger Quell? der Baum seines Daseins?

Zu Fischele kam aus dem Ghetto ein Lehrer heraus, der den Knaben im „Deutschen" sowohl als im „Jüdischen" unterrichten sollte. Sonst wenig beachtet im Hause, ging Julius Arnsteiner, so nannte sich der Lehrer, seit Jahren dort aus und ein, ohne eine merkliche Spur seiner häufigen Anwesenheit zurückzulassen. Bei der Großmutter

war er in nicht hoher Gunst; es wird vielen eigentümlich dünken, wenn wir als die Ursache dieser Abneigung die hochdeutsche Sprache des Lehrers bezeichnen. Sie konnte sich mit ihm nicht „ausreden“, und dann kränkte es sie jedesmal, wenn der Lehrer jedes „jüdisch“ Wort, das dem Knaben während des Unterrichts zuweilen entfuhr, mit unnachsichtlicher Strenge zur Rede stellte. Das Kind, klagte sie öfters, werde sie ja bald gar nicht verstehen. Bei Jossef lag ein gewisses Fernhalten von dem Ghettolehrer viel tiefer; er war ihm zu „aufgeklärt“, ihm schien es, als ob Julius Arnsteiner es „mit Gott zu leicht nehme“; in gewissen Dingen erschien er ihm geradezu als ein Narr. Arnsteiner sprach immer in hochdeutschem Dialekte von den „Reformen“, die im Judentume eingeführt werden müßten, spottete über die „Orthodoxen“, und lange zuvor, ehe die Stürme der vergangenen Tage eine neue Ordnung der Dinge begründeten, hörte Jossef aus dem Munde des Lehrers die Worte „Emanzipation“ und „Glaubensfreiheit“ — zwei Worte, die er nur dunkel begriff. Namentlich war es das letztere, was er trotz Arnsteiners hochdeutschen Erklärungen nicht durchdringen konnte.

„Haben wir denn nicht einen freien Glauben,“ sagte er einmal zu dem Lehrer aus dem Ghetto, „wer hält mich ab, ein Jud' zu sein? Steht einer mit geladenem Gewehr vor meiner Tür, und will mich totschießen, wenn ich Tephilim anlege, oder wenn ich oren (beten) will, oder wenn ich dreimal im Tag in Schul gehen will?“

„Der Staat, der Staat!“ hatte damals Julius Arnsteiner mit kläglichem Gesichte geantwortet. „Können Sie nur das mindeste Schreiberl beim Amte werden? Können Sie Professor werden? Wohin hätte ich es schon gebracht, wenn mir nicht der ‚Jude‘ im Wege stünde!“

Der sogenannte „gemeine Mann“ sieht nur selten den Kniff ein, den der Flachgebildete ihm gegenüber gewöhnlich anwendet. Dieser Kniff besteht darin, daß man ihm seine

Sache als von der des Gebildeten himmelweit unterschieden darstellt. Die wenigsten haben eine klare Ahnung davon, daß sie, die einzeln versprengt, auf dem Schlachtfelde nach Errungenschaften des Sieges forschen, tausend andere dem Feinde bloßstellen, der die Abwesenheit ihrer Häupter wohl kennt.

Trotz dieser geistigen Verschiedenheit sah man Jossef seit jenem denkwürdigen Sabbatabende, wo er Madlena vor seinem Hause begegnet war, sich viel inniger und vertraulicher dem Lehrer aus dem Ghetto anschließen; er ließ sich mit ihm öfters als früher in „religiöse“ Gespräche ein und fand an dessen „Aufklärung“ nicht mehr so viel auszusetzen, als in früheren Tagen. Dieser Seele schien es ein Bedürfnis geworden, auf die Gedanken einer andern zu horchen; auszuspähen, ob nicht ein entfallenes Wort, eine lose hingeworfene Bemerkung seinem Leiden zu Hilfe kämen, ob nicht eine Perle zu Boden fiel, die er dann aufheben und triumphierend als Schmuck seiner guten Sache verwenden konnte.

Jossef war jedesmal zugegen, wenn Julius Arnsteiner seinem Kinde Unterricht aus der Thora erteilte. Es waren dies seine freudigsten aber auch zugleich seine schrecklichsten Stunden. Fluch und Segen, Verwirrung und Aufklärung, Trost und Angst strömten ihm gleichmäßig aus den Lebenswellen des heiligen Buches zu. Wie auch anders!

In dieser Woche war der Lehrer an den Schluß des 5. B. M. gekommen. Schon in der Synagoge hatte Jossef diesen letzten Wochenabschnitt, der groß und gewaltig wie ein stolzer Siegesgesang tönt, gehört; mit geheimnisvoller Gewalt drängte es ihn heran, ihn noch einmal zu vernehmen; alle Schauer des gottgegebenen Wortes noch einmal über sein Haupt hinrauschen zu lassen.

Der Knabe lernte die Stelle:

„Daß nicht vielleicht ein Mann oder ein Weib, oder ein Gesinde oder ein Stamm unter euch sei, dessen Herz

sich heute von dem Herrn, unserem Gotte gewandt hat, daß es hingehe und diene den Göttern dieser Völker, und werde vielleicht eine Wurzel unter euch, die da Galle und Wermut trage."

„Vielleicht?" murmelte Jossef drin in seinem Gewölbe, durch dessen offene Tür er den ganzen Unterricht belauschen konnte.

„Was ist das für eine Wurzel, Herr Lehrer," fragte Fischele, nachdem er den hebräischen Urtext in hochdeutsche Worte gebracht hatte. „Was ist das für eine Wurzel, die Galle und Wermut trägt, und wie ist das zu verstehen?"

Jossef horchte auf; alle seine Sinne waren auf der Lauer.

„Das ist nur sinnbildlich gemeint," erklärte der Lehrer; „derjenige, hat Moses geglaubt, der abfällt vom Judentume und zu den Heiden übergeht — denn wie du weißt, hat es damals mit Ausnahme der Juden lauter Götzenanbeter gegeben — derjenige also oder diejenige, die vom Judentume abfallen, sind wie eine bittere und gallige Wurzel mitten unter süßen Früchten. Hast du das verstanden?"

„Doch?" rief es drin in Jossefs Seele, so wenig ihn eigentlich die flache Verständigung des Lehrers befriedigte. „Doch?" und seine Brust hob sich.

„Weiter," befahl der Lehrer.

Der Knabe las:

„Und ob er schon höre die Worte dieses Fluchs, dennoch sich segne in seinem Herzen und spreche: Es geht mir wohl wie mein Herz dünket, auf daß die Trunkene mit der Durstigen dahinfahre."

„Die Trunkene mit der Durstigen?" fragte sich Jossef selbst, und er begann wieder unruhiger zu werden. „Geht es ihr denn so wohl?"

Was hätte er darum gegeben, wenn das Kind eingestanden hätte, daß es den Sinn dieser Worte nicht begriff,

den er selbst nicht zu fassen wußte! Der Lehrer hatte keine Antwort zu erteilen; die Blätter der Bibel rauschten fort, Satz kam auf Satz, Fluch auf Segen; nur bei gewissen dunklen Stellen wurde stille gehalten und Auskunft gegeben, ohne daß die Aufklärungen Julius Arnsteiners den drin im Gewölbe Sitzenden über Dinge aufhellten — die über sein Leben entschieden.

Lehrer und Knabe waren endlich in rascher Aufeinanderfolge dem wunderbaren Schlußgesange Moses zugeeilt.

„Die verkehrte und böse Art fällt von ihm ab; sie sind Schandflecken und nicht seine Kinder;“ lautete der fünfte Vers.

„Da steht's!“ jauchzte drin im Gewölbe Jossef, „da steht's, und jetzt geh' einer hin und sage: Es steht nicht in der Bibel; Schandflecken sind sie und nicht seine Kinder.“

In der Stube war nach diesem Satze eine minutenlange Stille eingetreten. Jossef horchte wieder auf. Wollte der Knabe fragen?

Fischele sprach: „Zu wem spricht er denn eigentlich? Man hört ja keinen Namen?“

„Zu den Heiden, und zu denen, die es werden wollen,“ lautete die Antwort.

„Nur zu den Heiden?“ fragte sich drin die Gewölbstimme. Jossef begann an der didaktischen Unfehlbarkeit des Lehrers zu zweifeln, und gewaltig ärgerte es ihn, daß sich Julius Arnsteiner mit der Erklärung dieses Satzes, über den sich so vieles sagen ließ, nicht mehr Mühe nahm. Nach der Stunde gedachte er den Lehrer darüber zur Rede zu stellen, denn wofür zahlte man ihm ein so großes „Stück“ Geld, als daß er den Knaben aufhellte und nicht, daß er ihn in der Finsternis ließ?

Der Lehrer wollte an diesem Tage an das Ende des fünften Buches kommen, er beeilte sich und gab sich nicht viel mit dem Antworterteilen ab; zu dem „wiederholte“ er nur mit dem Knaben und hatte ihn bereits in früheren Stunden

über „alles“ aufgeklärt, was nur irgend einen dunklen Sinn hatte!

Ein Satz war es wieder, der Jossefs Aufmerksamkeit in hohem Grade weckte und alle seine Sinne wie mit brennenden Nesseln aufjagte. In seinen Abschiedsworten an die Stämme Israels sagt Moses zu den Leviten:

„Wer zu seinem Vater und zu seiner Mutter spricht: Ich sehe dich nicht, und zu seinem Bruder: Ich kenne ihn nicht, und zu seinem Sohne: Ich weiß nichts von ihm, die halten deine Rede und bewahren deinen Bund.“

Jossef mußte sich mit beiden Händen an die Wand stützen, so bewältigend wirkten diese Worte auf ihn. Konnte man ihm deutlicher recht geben, als es hier Gott und in dessen Namen sein Prophet selbst tat?

In der Stube war wieder eine bedeutsame Stille eingetreten.

In Jossefs Herzen hätte man den auf und nieder steigenden Strom der Blutwellen vernehmen und den Schlag des fiebernden Pulses erlauschen können. Ihm schien die ganze Natur, mit allem was darin leibt und lebt, auf eine Antwort, auf eine Lösung aus dem Munde des Lehrers zu harren.

„Lehrer,“ begann der Knabe, „das versteh' ich nicht. Welches Kind wird denn zu seinem Vater oder zu seiner Mutter oder zu seiner Schwester sagen: Ich kenne dich nicht! Ich weiß nichts von dir! Geh fort! Und doch soll ein solcher Mensch fromm sein, und Gott soll dem sich wohlgewogen erweisen?“

Während dieser Frage war Jossef still in die Stube getreten, und hatte sich hinter den Stuhl, auf dem der Knabe saß, gestellt. Sein Auge hielt er wie ein Richter, der in dem Antlitze des Verurteilten späht, fest auf die Lippen des Lehrers geheftet.

„Das ist auch nicht so zu verstehen,“ begann der Lehrer, „und wenn ich dir's auch erkläre, so bekommst du doch nicht den rechten Sinn heraus. Wart bis du älter bist.“

„Warten?“ entgegnete lachend der Knabe.

„Macht es ihm wenigstens mit Hilfe des Verstandes begreiflich, Herr Lehrer,“ sagte Jossef anscheinend ruhig, „Fischele ist schon gescheit genug, und Kopf hat er auch genug.“

Julius Arnsteiner begriff es ohne Mühe, daß hier dem Vater die Aufklärung der dunklen Bibelstelle ebenso not tat als dem Sohne.

„Weißt du, was ein Geistlicher ist?“ fragte er.

„Wie soll ich das nicht wissen? der Pfarrer.“

„Gut! Hat der Pfarrer Weib und Kind?“

„Er darf ja nicht.“

„Willst du wissen, warum? Wenn der Pfarrer Weib und Kind hätte, meinen die Leute, könnte er kein guter Geistlicher sein.“

„Wie so?“

„Die Leute meinen, der Geistliche ist Gottes Stellvertreter auf Erden; dem Geistlichen ist nämlich die Macht gegeben, einen Menschen von der Sünde freizusprechen, und sie ist dann wie weggewischt von ihm. Derjenige also, dem eine so große Gewalt ist übertragen worden, der, wie die Christen sagen, binden und lösen kann, muß, weil er gleichsam für Gott arbeitet, auch mehr als ein Mensch sein.“

„Mehr als ein Mensch?“ fragte Fischele verwundert.

„Das heißt, er darf nicht die gewöhnlichen Wege gehen, die andere gehen. Gott muß ihm mehr sein als alles andere auf Erden, er soll sein Herz nicht an das hängen, was andere erfreut; er muß gleichsam herausragen wie ein Wegweiser auf der Heerstraße, damit ihn die anderen sehen können.“

Der Lehrer wurde hier von einem zornigen Rufe Jossefs unterbrochen.

„Verzeiht mir, Herr Lehrer,“ sagte dieser mit heftiger Gebärde, „man kann, Gott sei davor, wahnsinnig werden, wenn man Euren Reden da länger zuhört. Wie kommt da eines zum anderen? Ihr macht's wie die Schalksnarren, die eines aufs andere reimen, wenn's auch nicht geht. Wie kommt denn der Geistliche da auf einmal zum Chumesch (Bibel)? Lernt Ihr mit meinem Kinde, daß es ein Geistlicher wird, und weiß, was die Geistlichen tun?“

Mit jenem überlegenen Lächeln, das Menschen so eigen ist, die es fast unter ihrer Würde halten, die Irrtümer ihres „ungebildeten“ Bruders zu widerlegen, sagte der Lehrer, ohne im Geringsten durch die auffallende Bemerkung Jossefs verletzt zu scheinen:

„Guter und verehrter Herr, warum lassen Sie mich nicht ausreden? Ich habe Ihrem Sohne auseinandersetzen wollen, daß die katholischen Priester sich auf diesen Satz in der Bibel berufen, wenn sie beweisen wollen, daß sie gleichsam außer allem staatlichen Verbande, außer allen Pflichten und Verbindlichkeiten stehen. Dieser Satz, habe ich erklären wollen, ist gleichsam der Schlußstein in dem Gewölbe der katholischen Kirche, denn er ist das Priestertum selbst, und solange dieses den Satz mit Konsequenz behauptet — —“

„Laßt mich in Ruh',“ schrie Jossef und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Laßt mich in Ruh mit Eueren Geistlichen, mit Euerem Schlußstein und Gewölb'. Wenn ich ein Gewölb' machen will, so schick' ich um den Maurer und nicht um Euch.“

„Verehrtester Herr,“ unterbrach der Lehrer beschwichtigend den Zornigen; „es ist mir ja gar nicht eingefallen — —“

„Tausenderlei ist Euch eingefallen,“ sagte mit immer höher schwellendem Grimme Jossef, „nur das Rechte ist Euch ausgeblieben. Mein Kind ist ein Jüdenkind, und sein Vater ist auch eines Jüden Kind, ihr müßt also mit ihm „teutsch“ sprechen. Wenn das Kind fragt: Wie kann Gott verlangen,

daß man zu seinem Vater oder zu seiner Mutter oder zu seiner Schwester sagt: Ich kenn' dich nicht, ich weiß nichts von dir, so müßt' Ihr darauf antworten: Ja, ja, das kann Gott verlangen! Sagen müßt Ihr ihm: Wenn dein Vater oder deine Mutter oder deine Schwester Gott nicht mehr kennen wollen, wenn eines hingeht und sich und Gott und die ganze Welt verrät, das ist die „böse Art", von der geschrieben steht, daß sie von Gott abgefallen ist, das sind die „Schandflecken" und zu einem solchen Vater oder Bruder oder Schwester muß man sagen: Ich kenn' dich nicht, ich weiß nichts von dir! Aber mit Euren Flausen müßt Ihr einem jüdischen Kind nicht kommen. So hab' ich mir den Satz erklärt, und da beißt Ihr mir mit Euern Geistlichen und mit Euerer Philosophie nicht ein Bröfele herunter."

Erinnerte sich der Lehrer erst jetzt der Geschichte dieses Hauses, die durch Jossefs Rede eine so eigentümliche Färbung erhielt? Oder fühlte er sich verletzt durch die harten Worte des „gemeinen" Mannes, dem zu entgegnen seine „Bildung" nicht gestattete? Er schwieg, und nach einer Weile sagte er zu dem Knaben:

„Weiter."

Fischele las:

„Herr segne sein Vermögen und laß dir gefallen die Werke seiner Hände; zerschlage die Rücken derer, die sich wider ihn auflehnen, und derer, die ihn hassen, daß sie nicht aufkommen."

„Da habt Ihr's, da könnt Ihr's sehen, ob das auf Euere Geistlichen paßt. Da ist nur von uns selbst die Red', von keinem Priester und von keinem Kirchengewölb'. Ja, gebenscht ist der, der seinen Vater und seine Mutter und seine Schwester nicht kennt, gebenscht bis ins hundertste Glied, und der Herr zerschlägt den Rücken derer, die sich wider ihn auflehnen, und derer, die ihn hassen, daß sie nicht aufkommen."

Der Lehrer schlug nach diesen Worten Jossefs die Bibel zu, und endigte den Unterricht. Gab es da eine Verständigung? Wer von den beiden war da im Recht?

---

## 8. Auf freiem Felde.

So hatte denn Jossef wieder eine Art Ruhe für sich gewonnen, jenes Gefühl stolzer Siegestrunkenheit, wie es Naturen seines Schlages erringen müssen, um überhaupt zu bestehen. Mehr als sonst war er jetzt zur Tätigkeit aufgelegt; sein Haß hatte nun sein geschriebenes Zeugnis, und der das Siegel darauf gedrückt hatte — war Gott selbst!

Mit Blut und Leben hätte er nun sein Recht zum Hasse aller Welt bewiesen; er hatte die geistige Gewähr dafür gefunden, die leibliche wollte er selbst zur Schau tragen, wo und wann ihm die Gelegenheit sich bot. Naturen solcher Richtung, ebenso stark im Hassen wie im Lieben, begnügen sich nicht lange mit dem Verharren bloßer Gedankentätigkeit; sie möchten eingreifen und tatsächlich dartun, was sie bewegt, was sie von sich zu werfen wünschen; entweder die geballte Faust oder das offene Herz! — ein anderes, Vermittelndes kennen sie nicht.

Von einem Vogel erzählt den Kindern die Sage, daß er die hungrigen Jungen mit seinem eigenen Blute letzt. Das ist der Siegesmut solchen Kampfes, wie ihn Jossef mit sich, mit seiner Schwester und der ganzen Welt rang. Das Gleichnis bedarf nicht erst erklärt zu werden.

Wen wird es wundern, wenn diese Seele noch Wandlungen durchzukämpfen hat, die sie jetzt in ihrem eigenen Blute erstickt glaubt?

Schritt auf Schritt müssen wir nun diese seltsame Natur begleiten, keinen Augenblick sie außer acht lassen. Könnten

wir die Atemzüge seines Schlafes belauschen, die Tropfen perlenden Schweißes zählen, die unruhige Träume auf seiner Stirne hervorrufen, wir könnten dann voraussagen, ob Lösung oder völliger Bruch in naher Aussicht sind. Wir aber vermögen nur zu beobachten, wo Jossef ringend mit wirklichen Verhältnissen zusammentrifft; ein anderer Einblick ist uns nicht gegönnt!

Wir treffen ihn eines Tages auf der Wanderung nach einem entfernten Dorfe begriffen, wohin er bestellt war, um dort Wolle und Ochsenhäute bei einigen Bauern in Empfang zu nehmen. Auf der Straße gesellte sich zu ihm ein alter Bauer, der denselben Weg nach dem Dorfe ging, woher er gebürtig war. Im Gespräche mit dem Bauer erfuhr Jossef, daß auch bei ihm eine „Partie Wolle" zu erhandeln sei, und es währte nicht lange, so war das Geschäft in Richtigkeit gebracht. Jossef sollte nur kommen, wann und wie er wolle, die Ware liege allezeit bereit, im Dorfe möge er nur nach Waczlaw Smetana fragen, jedes Kind im Dorfe werde ihm sagen können, wo Waczlaw Smetana wohne.

„Der seid Ihr?" fragte Jossef und sah fast erschrocken zu dem Bauer auf.

Aber dieser Ausruf mußte beleidigend, irgendwie verletzend geklungen haben, denn der Bauer fixierte ihn scharf und sagte dann übellaunig:

„Warum? Ist das vielleicht der Name eines Spitzbuben? Eines, der vom Galgen heruntergefallen ist?"

„Wie könnt Ihr nur so reden?" beteuerte Jossef, „ich fragte nur, weil mir Euer Name so bekannt schien."

„Wieso?"

„Ich kenne einen in unserem Dorfe, der so heißt," sagte Jossef kleinlaut.

„Da kennt Ihr meinen Sohn Pawel Smetana. Ihr meint doch den, der die Tochter der Jüdin geheiratet hat?"

Erst nach einer langen Weile brachte Jossef ein mühsames

Ja hervor; er war aber bleich geworden; kaum daß die fast unvernehmliche Antwort über die zusammengekniffenen Lippen hinaus wollte.

Welch ein Zufall! War es nicht der Schwiegervater Madlenas, mit dem er da ging? Im ersten Augenblicke der Überraschung wollte Jossef unter irgend einem Vorwande weit weg von dem alten Bauer gehen, dennoch führte er dieses Vorhaben nicht aus; es war ihm, als ob er bleiben müßte, als hinge das Geschick eines Menschendaseins davon ab.

Nun schritt er neben dem alten Bauer her, der noch mancherlei von sich und seinem Sohne sprach, ohne daß Jossef sonderlich darauf zu achten schien. Mit einem Male blieb der Bauer auf der Straße stehen, so daß auch der vorwärtseilende Jossef anhalten mußte.

Die beiden Männer standen sich eine geraume Weile sprachlos gegenüber.

„Seht Ihr mir's an," begann der alte Bauer, der die Gesichtszüge Jossefs in diesem Augenblick scharf wie eine Beute im Wald aufs Korn nahm, „seht Ihr mir's an, daß ich einen Sohn im Dorfe wohnen habe, was nur ein paar Stunden von mir liegt — — und daß ich diesen Sohn in zehn Jahren nicht aufgesucht habe? Ein schlechter Vater, werdet Ihr sagen, nicht wahr? Ich seh's Euch schon an, das wollt Ihr auch sagen."

„Das kann ich ja nicht sagen," antwortete Jossef beklommen, „bevor ich nicht weiß, warum Ihr das getan habt."

„Mein Sohn hat sich die Tochter der Jüdin zum Weib genommen," sagte der Bauer kurz, als hätte er mit diesen wenigen Worten die Geschichte von zehn Jahren zeichnen wollen!

Wieder gingen die Männer eine Weile stillschweigend ihren Weg weiter.

„Und Ihr habt das für eine Schande angesehen?" fragte Jossef mit zitternden Lippen und seltsam bewegtem Herzen.

„Euch kann ich's sagen," meinte der Bauer, „wenn Ihr auch einer von dem Volke meiner Tochter seid. Ja, ich habe mich geschämt und hab' meinen Pawel totschlagen wollen. Wenn er mir das Haus über dem Kopf angezündet hätte, mich fortgetrieben aus Haus und Hof und ich mich hätte stellen müssen an die offene Straße hin, damit mir die Leute etwas in den Hut werfen, das alles hätte mich nicht so fuchswild gemacht. Aber der Junge hat mir damals gesagt, wenn ich nicht wollte, daß er sich zwei schwere Steine um den Hals binde und sich in die Iser werfe, da wo sie am tiefsten ist, da solle ich nur nein sagen. Den einzigen Sohn hab' ich doch nicht verlieren wollen, und so ist gekommen, was gekommen ist."

Wie nachtwandelnd ging Jossef neben dem alten Bauer einher; plötzlich, nachdem dieser geendigt, fuhr er fort:

„Zehn Jahre, sagt Ihr, Herr Smetana, habt Ihr Euern Sohn nicht gesehen?"

„So lange als der Sohn mit der Tochter der Jüdin verheiratet ist. Gekommen ist er öfters, besonders in der ersten Zeit, hat geweint und ist auf die Knie gefallen vor mir, aber er hat mehr als einen Stoß vor die Brust von mir bekommen, dann bin ich ihm immer aus dem Weg gegangen; ich habe ihn nicht wollen sehen. Geflucht hab' ich wie ein Räuber, den man zum Galgen führt, wenn die Leute mir ein Wort von meinem Pawel erzählt haben."

„Und wie ist es doch gekommen?" fragte Jossef, den eine unbezwingliche Neigung drängte, alles zu erfahren. Er unterbrach sich selbst, als hätte er bereits zu viel gefragt.

„Hört an, wie das geschehen ist," entgegnete der Bauer. „Ich bin schon ein alter Mann, die Vögel auf dem Dache wissen das schon längst und der Mesner in unserem Dorfe, der freut sich schon auf den Tag, wenn sie den toten Waczlaw Smetana bei seinem Weib einscharren werden. Die wartet schon zwanzig lange Jahre auf mich. Dazu hab' ich einen

schweren Husten, und wenn der kommt, so mein' ich immer, die Stimme meiner Alten zu hören, warum ich sie denn so lange warten lasse. Darauf könnt Ihr sicher rechnen, was ich Euch da jetzt sage: Noch in diesem Jahre wird der Mesner die Glocke zu läuten haben, und die Musikanten werden ihr Trinkgeld bekommen. Der Waczlaw Smetana ist ein altes Haus, an dem nichts mehr zusammenhält als die vier Wände, inwendig sieht's aber aus, als hätten sie alles ausgepfändet. Es liegt nichts mehr auf dem alten Flecke, alles ist umgekehrt und durcheinander; der Doktor kann das nicht mehr zusammenhalten."

Mit jenem Gefühle, das uns fast immer antreibt, solchen Todesgedanken tröstend entgegenzutreten, wenn wir auch von ihrer Berechtigung überzeugt sind, versuchte es auch jetzt Jossef dem alten Bauer zuzusprechen, daß er gar zu trübe von der Zukunft denke; doch der sagte mit einem unheimlichen Todeslächeln auf den Lippen:

„Ich hab' einen alten Birnbaum vor meinem Fenster stehen, der ist schon älter als die ältesten Leute im Dorfe. Der hat heuer zum ersten Male nicht ausgeschlagen; ich weiß schon, was das zu bedeuten hat."

„Daß der Baum zum Umhauen reif ist," rief Jossef unbedacht.

„Also, da sagt Ihr's ja selbst," sprach der alte Bauer, für den die Todesgewißheit allen Schreck verloren zu haben schien. „Nun, von dem will ich Euch nicht weiter erzählen. Hört, wie es mir in vergangener Woche ergangen ist. Da wache ich auf einmal in finsterer Nacht, von meinem Husten geweckt, auf; ich habe geglaubt, der Krampf läßt mich keine Viertelstunde mehr am Leben; aber es muß noch etwas in meinem Leibe sein, was noch nicht ganz zerbrochen und zerstückelt ist, und da ist auch der Krampf wieder vorübergegangen. Wie ich mich wieder als Lebendigen gesehen habe, es hat mich selbst gewundert, da ist mir, ich weiß nicht wie,

der Birnbaum draußen vor dem Fenster eingefallen, daß der heuer nicht blühen will. Was meint Ihr, was mir in jener Nacht für ein Gedanke auf- und zugegangen ist? Der Baum will nicht blühen, weil er gut weiß, daß Waczlaw Smetana noch heuer in die Grube fahren wird, und dann ist kein Mensch da, außer einem, und der wird sich freuen, daß ich gestorben bin. Da habe ich mir vorgenommen: Wie der Morgen kommt, da machst du dich auf den Weg und gehst zu deinem Sohn! So schlecht wird er nicht sein, daß er den alten Vater nicht ins Haus lassen wird, weil der ihn zehn Jahre nicht in sein Haus gelassen hat. Und endlich ist mir noch eingefallen, wie mein Pawel so gar schlecht nicht leben kann, wenn er mit der Judentochter schon zehn Jahre beisammen ist, und man hört nichts Besonderes von ihr. Es hat noch kein Mensch sagen können, was denn eigentlich mit meiner Schwiegertochter ist, nichts im Guten, und nichts im Bösen."

„Sie ist ja doch getauft," unterbrach ihn Jossef, forschend den Bauer anblickend.

„Was hat mich denn vom ersten Augenblick an so aufgebracht? Daß man Waczlaw Smetana auf zehn Meilen in der Runde es angesehen hat, daß sein Sohn eine Jüdin zum Weibe hat! Müssen denn die Leute mit Fingern auf einen zeigen? Wahr ist, meine Schwiegertochter ist keine Jüdin mehr, aber die Leute sagen doch immer: die Jüdin, und sie geht doch seit zehn Jahren schon in die Kirche, hat die heilige Taufe erhalten, und ist das Weib meines Sohnes."

Eine starke Röte — war es die des Zornes oder der Scham? — ward in diesem Augenblick auf Jossefs Antlitz sichtbar. Er sprach kein Wort.

„Am andern Tage, da hab' ich mir den Birnbaum erst recht angesehen," fuhr der Bauer fort, „und da hab' ich gefunden, dem könnt' nur ein Wunder Gottes helfen, daß er wieder Blüten ausschlägt. Denn Ihr müßt wissen, das kann

zuweilen auch geschehen. Bäume stehen da jahrelang wie stumm, und man hebt schon die Axt gegen sie auf, um sie bis auf die Wurzel niederzuhauen. Da fällt es so einem Baum wieder ein; früh kommt Ihr in den Garten, da ist er Euch ganz mit weißen und roten Blüten bedeckt. Ich hab' mir also meinen Birnbaum angesehen, der ist Euch ausgehöhlt von oben bis unten, zwei Männer könnten darin Platz haben und vom Saft, da weiß der Baum gar nichts mehr zu erzählen. Drauf geh' ich in meine Stube zurück, nehme meinen Stecken und mach' mich auf den Weg."

„Zu wem?" fragte Jossef zerstreut.

„Zu meinem Sohn Pawel! zu wem denn anders?" entgegnete drauf Waczlaw etwas gereizt. „Hab' ich denn mit einem andern etwas auf der Welt abzumachen, bevor sie mich begraben? Schuldig bin ich nichts, mir sind andere auch nichts schuldig, aber zwischen mir und meinem Sohn Pawel da hat es noch eine Rechnung gegeben, und die habe ich zahlen wollen, ehe es zu spät war. Frühmorgens bin ich weggegangen, und am Abend bin ich erst ins Dorf gekommen. — Der alte Birnbaum hat keine Kräfte mehr. Ich komme in das Haus meines Pawels, da ist der nicht zu Haus, nur Weib und Kinder treffe ich da, und die kennen mich nicht. Ich habe auch nicht gleich gesagt, daß ich der Großvater bin, und spreche zu meiner Schwiegertochter, ich möchte auf ihren Mann warten, bis der käme, ich hätte mit ihm zu sprechen. Meines Pawels Weib sagt drauf, da könnte sie nichts einwenden dagegen, ich sollte mich indessen setzen, damit das Kleinste in der Wiege bei Nacht schlafen könne, und schickt ihr ältestes Kind weg, damit es Bier und Brot und Butter holt. Da setzt sie sich nun zu mir hin, und stellt sich vor mich, daß ich ihr ganzes Wesen habe ansehen können. Von Minute zu Minute ist sie mir lieber geworden; denn das hab' ich gleich bemerken können, wie sie eine gar gute Mutter sein muß; die Kinder waren so sauber und wohlerzogen, wie ich

das seit langem nicht gesehen, und wenn eines nicht folgte, da hat sie es nicht geschlagen oder hat, wie es die Mütter gewöhnlich tun, gesagt: „Wart nur, bis der Vater heim kömmt," sondern das Kind hat gleich gefolgt, und mir hat das außerordentlich gefallen. Das zweite Mädchen, die haben sie taufen lassen, wie meine Alte geheißen hat, nämlich Marianka —"

„Marianka?" rief Jossef verwundert.

„Marianka, ein gar prächtiges Kind, das läuft Euch zwischen meine Füße und hält sich da fest und schaut mich an, als wär' ich ihr seit ihrer Geburt bekannt. Stellt Euch vor, wie ich erschrecke, als das Kind mit Gewalt auf meinen Arm hinauf will, und sagt: Großvater, Großvater! Meines Pawels Weib lacht drob und meint zu dem Kinde: „Das ist ja nicht dein Großvater, du Närrchen, aber aussehen mag er schon wie dieser da," und will das Kind mir wegnehmen; das aber hält fest an mir und schreit: „Ich bleibe bei meinem Großvater." Just läutet die Glocke in diesem Augenblicke den Abendsegen, da seh' ich, was ich nicht erwartet habe. Meines Pawels Weib kniet nieder vor dem Heiland, die anderen Kinder, das älteste Mädchen und der jüngere Knabe knien zu ihr hin und mit lauter Stimme sagt sie ihnen das Vaterunser vor, und die Kinder beten es ihr nach. Ich hab' ihr zugehört, wie wenn ich, der ich siebenzig und etliche Jahre alt geworden bin, das zum ersten Male in meinem Leben gehört hätte. Ist das eine Jüdin gewesen? habe ich mir gedacht, die hat ja schon am ersten Tage, wie sie geboren wurde, das heilige Wasser der Taufe erhalten."

Namenlose Qualen im Herzen bergend, vermochte Jossef dieser Erzählung, die alle seine Lebensgeister aufpeitschte, nur ein stummes Kopfnicken entgegen zu setzen.

„Ich halte das Kind noch auf dem Arme, und Madlena, meine Schwiegertochter, die kniet noch mit den andern Kindern auf dem Boden und beten, da geht die Tür auf, und mein

Sohn Pawel tritt herein. Das weitere brauche ich Euch nicht zu erzählen; ich habe die Rechnung mit ihm abgemacht, er bleibt mein Sohn Pawel, und ich bleibe sein Vater Waczlaw Smetana. Jetzt sind wir wieder die besten Freunde. Wenn ihm nur Gott seine Madlena lange erhält! Das ist ein Weib, gar nicht wie die anderen, das läßt sich gar nicht sagen, was die für eine ist. Mein Sohn ist durch sie ein anderer Mensch geworden, das habe ich an tausend Sachen gleich erkannt. Ich habe meinem Pawel, wie er gegen meinen Willen sich die Tochter der Jüdin genommen hat, gar nichts mitgegeben, als sein Mutterteil und habe doch selbst über achtzig Strich Feld. Da hat er aber durch Sparsamkeit, und weil sein Weib dazu gesehen hat, sich in den zehn Jahren doch durchgeholfen; keinen Groschen hat er von mir gebraucht, und wie mir Madlena selbst gesagt hat, sind sie nicht schuldig, in was man einen Löffel Salz schüttet. Jetzt geh' ich nach Haus; länger als vier Wochen wird's nicht dauern, da schick' ich um meine Kinder und geb' ihnen alles, was ich habe. Unser Hergott wird mir's verzeihen, wenn ich zehn Jahre so schlecht mit meinen Kindern umgegangen bin — und vielleicht wird die Hölle doch nicht so heiß brennen, wenn ich weiß, daß eine Madlena für mich auf Erden betet." — —

Unerkannt trennte sich Jossef, als sie das Dorf erreicht hatten, von dem Schwiegervater seiner Schwester. Auf dessen Anfrage, ob er kommen werde, sich die Wolle anschauen, antwortete Jossef zerstreut. Es war ein verlorener Tag; er tat die Geschäfte ab, als ob er noch ein Junge wäre, den man zum ersten Male ins Dorf schickt. Zu Waczlaw Smetana ging er nicht.

Er fürchtete sich vor dem alten Bauer!

---

## 9. Auch eine Abrechnung.

Sabbat war wieder gekommen, der Tag des Herrn. Diesmal ging Jossef nicht in die benachbarte Gemeinde zur Synagoge, wie er sonst pflegte; den weißen Gebetmantel um den Leib geworfen, das Gebetbuch vor sich, verrichtete er seine häusliche Andacht. Seine Mutter fragte ihn zwar, warum er diesmal den „Schulgang“ unterlasse, aber er gab nur nichtige Ausflüchte. Drauf ward sie besorgt und meinte tiefbekümmert, man glaubte stets, selbst sei man krank, wie es kein Mensch mehr auf Erden ist, immer finde man aber einen, der noch kränker wäre. Sie fürchte sehr, daß es ihm wo fehle; schlecht genug sehe er ohnehin aus.

„Soll ich etwa aussehen, wie das Leben, wenn man mir mein Leben verbittert?“ mußte Jossef sich im Beten unterbrechen.

„Gott Lebendiger!“ rief die alte Frau bekümmert, „wer verbittert dir's? Leb' ich dir vielleicht zu lang'?“

„Und auf das soll ich dir eine Antwort geben?“ sagte Jossef ruhig und fuhr eifrig in seinem Gebete fort.

Nach dem Gebete mußte Fischele die Bibel herbeiholen, und mit dem Vater zusammen den Wochenabschnitt, den er vor einigen Tagen mit dem Lehrer vorausgelernt hatte, noch einmal mit dem „Tropp“ *) durchsingen. Das dauerte wohl an die zwei Stunden, während welcher Jossef, der nur zuweilen einen hie und da vorkommenden Fehler des Knaben verbesserte, aus einer andern Bibel las, die er vor sich aufgeschlagen hatte. Seltsam! es war derselbe Wochenabschnitt, aus dem er bei dem neulichen Unterrichte des Lehrers so viel Mut und Erhebung geholt, derselbe Brunnen, der seinem Hasse so viel Recht und Nahrung zugetragen hatte, und doch

---

*) Der Gesang, mit dem das Vorlesen der Bibel begleitet wird.

machten dieselben Sätze heute weniger Eindruck auf ihn! Kaum daß sie ihn zu einem minutenlangen Nachdenken aufforderten. Das, was da in der Bibel stand, hatte ein Prophet vor tausend und tausend Jahren zu einem Volke gesprochen, auf dessen Zustand jedes Wort, jeder Fluch und Segen, wie eine Handhabe an ein Gefäß paßte, was gingen sie jedoch ihn an?

Nach dem Bibellesen sagte Jossef zu seiner Mutter, fast, als ob heute noch kein schneidender Vorwurf zwischen beiden gefallen wäre:

„Mamme, was meinst du, mit wem ich diese Woche, wie ich aufs Dorf gegangen, auf offener Straße bin zusammengegangen?“

„Vielleicht gar mit ihr?“ fragte die alte Marjim mit freudigem Ausdrucke.

Jossefs Stirne verfinsterte sich wieder.

„Mit der,“ sagte er finster, „mit der nicht! Aber mit ihrem Schwär (Schwiegervater) bin ich zusammengetroffen.“

„Nu?“ forschte die Mutter, indem sie ihrem Sohne lauschend ins Gesicht sah.

Wollte er der alten Mutter keine freudige Stunde gönnen, daß sie aufjauchze aus tiefstem Herzen, daß der Trost mit seinem lindernden Atem um diese Seele fächle, die seit zehn Jahren so viel gerungen und gelitten hatte, daß kein Lichtstrahl auf ein in zehnjähriges Dunkel gehülltes Wehe falle? wenn ihr die Erzählung von seinem Zusammentreffen mit dem Bauer Waczlaw Smetana vorenthielt? Woher sonst der scharfe zugespitzte Ton, mit dem er, nachdem die Mutter auf eine Antwort so forschend gelauscht, zu ihr sagte:

„Gegangen sind wir wohl selband, haben auch mancherlei zusammen gesprochen; der Bauer hat mir sogar ein Geschäft angetragen, aber ich bin ihm nicht nachgegangen. Ich will von keinem wissen, der nur an ihr anrührt. Ich hab' ihn auch stehen lassen.“

Arme Marjim! Sie hatte so viel erwartet.

Sabbatnacht, wenn die „Hawdala“ oder die sinnbildliche Scheidung der Woche von dem Ruhetag des Herrn durch Anzünden und Verlöschen der geweihten Kerze vorüber war, begab sich Jossef gewöhnlich ans Rechnungsgeschäft der Woche; er schrieb und zählte da eingenommenes und wegzugebendes Geld, zeichnete sich die Bauern auf, die in dieser Woche gemahnt werden mußten, wie überhaupt alles, was das Geschäft anging. Fischele hatte dabei die Verrichtung, daß er die Geldrollen nach ihren verschiedenen Werten aufstapelte, so daß der Tisch bei solchen Gelegenheiten fast zu klein ward für den Leuchter, der seine Flammen dazu herlieh. Der Knabe sollte, wie dies Jossef fast allwöchentlich wiederholte, lernen, was Geld sei, und damit er nie in die Lage komme: wenn er einen Gulden zum Wechseln auf fünf Groschen erhielt, nicht zu wissen, wieviel er „herauszugeben habe“. Diesmal verbat er sich jedoch die Dienste Fischeles. Er befahl ihm, sich heute abend nicht zu „muxen“, denn er habe da eine Rechnung zu machen und Zinsen von Zinsen eines Kapitals auszudenken, daß ihm der Kopf groß wie ein Haus sei. Aus dem letzten Fache eines Schreibtisches holte er dann alte und vergilbte Papiere hervor, die er, um sie genauer zu lesen, mit der Brille durchforschte. Er rechnete und rechnete, schien oft zu irren, löschte dann die Ziffern, die er mit Kreide auf den Tisch hingezeichnet hatte, wieder aus, um von neuem zu beginnen. Perlender Schweiß kam auf seiner Stirne hervor, die unter der angestrengtesten Kopfarbeit wohl heftig hämmerte. Mutter und Enkel sahen diesem Gebaren mit einigem Staunen zu. Fischele „muxte“ sich wirklich nicht, und in der Stube webte eine Stille, daß man nur das schrille Pfeifen der Kreide auf dem Holze vernahm.

Endlich schien er fertig. Mit einem gewaltsam sich hervordrängenden Seufzer schob er dann die vergilbten Papiere

zur Seite, besah sich noch einmal die lange Zifferreihe auf dem Tische, die er jetzt für richtig befunden haben mußte. Wieder ging er zu dem alten Schreibtisch, aus dessen verschwiegenster Lade er Geld herbeitrug, das teils in Silber, teils in Papier bestand. Das Zählen dieser Summe nahm wieder eine geraume Zeit in Anspruch. Mit großen Ziffern zeichnete er endlich an den Rand des Tisches, gleichsam das Endresultat des ganzen Abends, eine Summe auf; Fischele las sie über den Tisch hinüber und fand, daß sie gerade 1578 fl. und 35 kr. betrug.

Jossef starrte, die Hände straff an den Rand des Tisches gestemmt, erst das aufgestapelte Geld, dann die geschriebene Summe an.

„Fertig mit ihr," murmelte er, doch so vernehmbar, daß es Marjim und Fischele verstehen konnten.

Die gesprochenen Laute schienen den beiden ein Zeichen zu sein, daß sie aus der während dieses Abends so strenge befohlenen Unbeweglichkeit sich wieder hervorwagen dürften.

„Merkwürdig," sagte Fischele, „erst war der ganze Tisch mit Kreide bedeckt, jetzt stehen sechs Ziffern darauf."

„Und wirst du jetzt nicht dein Nachtessen wollen? Kopf zerbrochen hast du dir genug," meinte die alte Marjim.

Jossef starrte noch immer das Geld an.

„Das sind da gerade eintausendfünfhundert und achtundsiebzig Gulden und fünfunddreißig Kreuzer," sprach er nun laut zur Großmutter hin, ohne jedoch die Augen vom Tische zu wenden. „Es fehlt kein Groschen daran! Morgen nimmst du das Geld und schickst ihr's durch die Dienstmagd hin! Die soll aber ja nicht ender fortgehen bis sie nicht eine Quittung in der Hand hat, daß das Geld richtig ist übergeben worden."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte mit gerechtem Erstaunen Marjim. „Wem soll ich das Geld schicken?"

„Ihr."

„Dinah vielleicht?"

„Ich hab' nachgerechnet," sagte Jossef, ohne noch immer den Blick von den auf dem Tische aufgestapelten Geldsummen wegzuwenden, „ich hab' nachgerechnet, es kommen ihr noch 1578 fl. 35 kr., wenn ich Zinsen von Zinsen des Kapitals dazuschlage. Für die zehn Jahre, wo das Geld bei mir gestanden ist, kommen gerade 1578 fl. 35 kr.; da darf kein „Pehm" daran fehlen."

Der alte Kopf der Großmutter begann von dieser Mitteilung, die ihr so unerwartet kam, zu schwindeln.

„Lebendiger Gott!" rief sie, „für was bist du ihr's denn schuldig? Das ist ja ein gewaltig groß Stück Geld."

„Das ist das Geld, was ihr von Vaters wegen kommt," sagte Jossef mit eisiger Kälte. „Zehn Jahre ist's bei mir gestanden, ich halt' mir keinen „Pehm" davon! Zinsen von Zinsen des Kapitals zahl' ich ihr auch zurück mit fünf Prozent berechnet. Ehrlicher kann doch kein Bruder gegen seine Schwester handeln?"

„Hast du ihr denn damals das Geld nicht ausgezahlt?" fragte Marjim nach einer minutenlangen Pause, während welcher sich alle Lebenskräfte ihres Verstandes auf einen Punkt hindrängten, um nur diesmal nicht zu unterliegen.

„Weißt du denn das nicht?" entgegnete Jossef mit merkwürdiger Unbefangenheit. „Ich hätte ihr etwa noch aus des Vaters Erbschaft ihr Teil abgeben sollen? Wie wäre sie dazu gekommen? Erst hat sie ihn in die Grube gebracht, und hernach will sie noch ihr Teil? Ich hätte keinen Kreuzer herausgelassen, und wenn sie vor meiner Tür umgefallen wär'!"

„Jossef, Jossef," rief die alte Marjim vorwurfsvoll.

Milder sagte er dann:

„Sie hat ja damals zu mir geschickt und hat ihr Erbteil begehrt. Was hab' ich ihr aber sagen lassen? Sie soll mich verklagen, beim Amt und beim Kreisamt und beim

Gubernium; sie könnt' selbst zum Kaiser nach Wien gehen, hab' ich ihr sagen lassen und sich den besten Advokaten auf der Welt nehmen. Sie sollt' schon sehen, wie ich noch einen besseren Kopf auf mir habe, als der beste Advokat auf der Welt."

„Und hat sie dich denn verklagt?" meinte fast absichtslos die Mutter.

Diese einfache Frage schien einen wunderbaren Eindruck auf Jossef zu machen. Er starrte die Mutter eine lange Weile, fast verblüfft, fast geblendet von den wenigen Worten an, die so gewichtigen Inhalts waren.

„Verklagt ob sie mich hat?" stammelte er mehr, als er sprach. „Nein, das hat sie nicht getan."

„Und warum erst jetzt? Wie ist dir das eingefallen?"

Bedachte Jossef nicht, daß in diesem Augenblicke eine Lebensfrage von seinen Lippen beantwortet werden sollte?

Mit einem verdrießlichen Achselzucken sagte er:

„Ich will mit ihr einmal fertig werden. Von Rechts wegen kommt ihr das Geld doch, und wenn sie mich hätt' verklagen wollen, hätt' ich nur zu sagen gebraucht: Ich hab's nicht und hätt' das aus den Büchern bewiesen. Die Sache ist aber die: Ich will fertig werden mit ihr! Dann seh' ich, sie bekommt wieder ein Kind ums andere ins Haus! Da hab' ich mir gedacht, sie wird das Geld nötig haben, kann ein Stück Feld dafür kaufen und ein Kind drauf einschreiben lassen."

Welche ungewohnte Sprache tönte heute zum erstenmal nach zehn Jahren an die Ohren der alten Frau! Hörte sie Himmelsharmonien, Chöre engelhafter Stimmen, die ihr auf Schwingen des Gesanges die Kunde zutrugen, welche Veränderung mit ihrem Sohne vorgegangen?

„Jossef, Jossef," rief sie schluchzend, „Gott soll dir's zahlen!"

„Sage nur der Dienstmagd scharf ein," sprach er auf

diesen Ausbruch mütterlicher Zärtlichkeit mit überlegter Kälte, „sag ihr's nur scharf ein, sie darf nicht weggehen, bis sie nicht die Quittung in der Hand hat.“

„Jossef, Jossef!“ weinte die alte Frau.

Er stand vom Tische auf, schob das Geld auf einen Haufen und trat dann zum Fenster; leise pfeifend blickte er eine lange Weile in die finstere Nacht hinaus. Dachte er an etwas, was wir nicht erraten können? Vom Fenster ging er dann wieder zum Tische und ließ noch einmal den Blick auf den geschriebenen 1578 fl. 33 kr. haften. Mit einem heftigen Rucke der Hand löschte er sie dann aus.

„So,“ sagte er halblaut für sich, „das beste ist, ich bin mit ihr fertig geworden.“

Die alte Marjim war eine feinfühlende Natur. Ihr war das „fertig werden“ Jossefs, das wiederholt aus seinem Munde gekommen, nicht nach dem Sinn. „Zehn Jahre lang,“ dachte sie, „läßt er das Geld bei sich liegen, läßt Zinsen auf Zinsen anwachsen, und da meint er nun, er ist fertig geworden mit ihr?“ Dennoch dankte und lobte sie Gott aus tiefster Seele, „denn,“ so flüsterte die Hoffnung, „Jossef hat doch wenigstens einen Anfang gemacht.“

Wie schlecht kannte diese Mutter denjenigen, den sie unter ihrem Herzen getragen und mit ihrem eigenen Blute genährt hatte, wenn sie an diesen „Anfang“ glaubte.

Jossefs Haß gegen die Schwester war jetzt gefährlicher als je; er hatte ihm selbst die Spitze abgebrochen, indem er ein altes Unrecht wieder gut zu machen suchte. Dafür war dieser Haß breit und stämmig geworden, wie ein abgehauener Baum im Walde.

Das grüne Laubwerk fehlt, aber der verstümmelte Stamm steht fast drohend da, daß man ihn seines Schmuckes zu berauben gewagt hat.

---

## 10. Swate Ján.

So wohl sich übrigens Jossef fühlen mochte, daß er nun mit Madlena „fertig" geworden, er schaute doch am andern Tage mit einer Empfindung von Bangigkeit dem Kommen der Magd entgegen, die er mit den 1578 fl. 33 kr. zu „ihr" geschickt hatte. Die Magd kam endlich und brachte die in bester Ordnung ausgestellte und vom Schulmeister auf einem Stempelbogen geschriebene Quittung über den richtigen Empfang des Geldes; unterzeichnet stand mit großen leserlichen Buchstaben: „Madlena Smetana, Ehefrau des Pawel Smetana." Auf die Frage der Großmutter, ob das so plötzlich ins Haus gekommene Geld dort nicht großes Aufsehen und Überraschung verursacht habe, wußte die Magd nur wenig zu berichten. Sie habe Pawel und Madlena noch daheim getroffen, denen habe sie ihren Auftrag mitgeteilt, worauf Pawel sogleich um den Schulmeister geschickt hätte. Madlena habe aber heftig geweint und gesagt, das hätte sie gewiß niemand anderem zu verdanken, als ihrer Mutter; in einer Woche wäre es zum zweiten Male, daß sie ihr Wohltaten erzeuge; erst habe sie ihr Zucker und Kaffee geschickt und jetzt verhelfe sie ihr sogar zu ihrem väterlichen Erbteil.

Umsonst war das Nicken und Winken der alten Frau, daß die Magd in ihrem Geständnisse einhalten solle. Jossef hatte alles gehört; mit dem Scharfblicke eines Falken übersah er sogleich den ganzen Verrat, der an ihm begangen.

„Weiber, Weiber," knirschte er zwischen den Zähnen, und ein gewaltiger Ausbruch des Zornes stand bevor.

Die kluge Marjim aber kam ihm zuvor, daß sie die Magd fragte, ob Madlena sich auch bedankt habe, und ob sie besonders des „Herrn" nicht gedacht habe (sie meinte Jossef), der das Geld doch eigentlich geschickt habe.

Darauf könne sie sich nicht mehr erinnern, sagte die

Magd, den Namen des „Herrn“ hätte sie nicht gehört, es sei immer die Rede von der Babe gewesen.

„Nu, Mamme?“ meinte Jossef mit fürchterlichem Hohn, „willst du der noch Zucker und Kaffee schicken?“

Die kluge Marjim wandte in diesem Augenblicke die feine Kriegslist an, daß sie gleichsam in die gerechten Vorwürfe Jossefs einzustimmen schien.

Das sei nicht schön, sagte sie, daß Madlena sich nicht ordentlich habe bedanken lassen, denn es sei doch nur Jossefs gütigem Willen beizumessen, wenn er ihr das väterliche Erbteil mit Zinsen von Zinsen des Kapitals ausgefolgt hätte. Namentlich das letztere, nämlich die Zinsen auszuzahlen, sei er gar nicht verpflichtet gewesen, genug hätte er getan, wenn er's nur beim Kapital gelassen hätte — und nun ließe sie sich nicht einmal bedanken!

In ihrem Herzen nahm sie aber entschieden Partei für die Tochter gegen den Sohn. Wofür sich Madlena etwa noch hätte bedanken sollen, sprach es in ihr, ob vielleicht dafür, daß man ihr das, was ihr von Rechts wegen komme, endlich nach zehn Jahren geschickt habe?

Das eine hatte aber die alte Frau durch ihre feine Kriegslist erreicht, daß Jossefs Zorn sich nicht mehr wie wildes Bergwasser verheerend und vernichtend Bahn brechen konnte; einen Teil seines Grimmes hatten andere Schultern auf sich geladen, und bedürfen derartige Naturen etwas anderes, als zu wissen, daß sie mit ihrem Hassen und Lieben nicht allein dastehen in der Welt?

Am wenigsten kannte Jossef selbst seine eigene Lage, wenn er das Fazit seiner Rechnung mit Madlena zum Schlusse gediehen glaubte. Zwar fühlte er einige Erleichterung, wenn er dachte, daß ihn nichts mehr band, nicht einmal ein zu sühnendes Unrecht mehr; denn er hatte ja alles getan, um den Begriffen gewöhnlicher Rechtlichkeit Genüge zu leisten. Er glaubte „fertig“ geworden zu sein, und der Gedanke

überkam ihn zuweilen mit aller Freudigkeit, wie „sie“ nun ihn so gar nichts mehr angehe und wie er sie jetzt abgeschüttelt habe, „wie ein Ungeziefer, das einem vom Baum auf den Rock gefallen.“ Aber die bösen Stunden sollten dennoch nicht ausbleiben, und wen wird es wundern, daß sie wieder zurückkehrten?

Sie kamen noch in dieser Woche.

Der 16. Mai war gekommen — das Fest des heiligen Johann von Nepomuk. Gleichzeitig mit dem achttägigen Bittgange zu dem böhmischen Landespatron war auch das holde Fest Sebuoth, die jüdischen Pfingsten, in das einzige Judenhaus des Dorfes eingekehrt. Während Fischele zu Ehre der zehn Gebote, was nur immer in der Stube stichhaltig war, mit grünem Laubwerk und Blumen bekränzte, „damit die Babe“, meinte er, „doch auch wisse, wie es an diesem Tage in der Synagoge aussehe“, waren draußen auf der Brücke andere Hände geschäftig, den Heiligen zu schmücken, der alle Flüsse und Bäche dem Volke geheiligt hat, seitdem sie von der Prager Brücke in die stillen nächtlichen Fluten der Moldau jenen schweigsamen Priester geworfen haben.

Unter allen Heiligen der katholischen Kirche ist St. Johann von Nepomuks Glorienschein der am weitesten hin leuchtende; aus den stillen Fluten der Moldau hat sich vor Jahrhunderten ein Lichtschimmer ergossen, der noch jetzt von den fünf Sternen, mit denen das Volk den Kopf des Heiligen umgibt, in tausend Seelen sich ergießt. Der Strahlenglanz, der von seinem Haupte ausgeht, legte sich einst nicht prächtiger um die Krippe des betlehemitischen Kindes — das Volk selbst hat ihn zu seinem Heiligen gemacht.

Tausend Hände sind jederzeit geschäftig, den Heiligen zu schmücken, ihm Blumensträuße darzubringen, farbige Lämpchen anzuzünden, grünes Laubwerk in verschlungenen Zieraten um seine Bildsäule zu schlingen; denn tausend Herzen bewegt es in trauriger Ahnung, daß sie im Laufe des Jahres

leidens- und schmerzvoll vor dem bleichen Priester schlagen werden, und die Lieder, die sie ihm am Jahrestage seiner Heiligwerdung singen, die Blumen, mit denen sie ihn bekränzen — halb hat sie die Ehrfurcht, halb die Bestechung dargebracht.

Das Fest des heiligen Johann von Nepomuk kam als eine böse Stunde für Jossef.

Die Prozession, die aus der Kirche nach der Brücke zu sich bewegte, ging an seinen Fenstern vorüber. Schallende und weithin läutende Glocken, flatternde Kirchenfahnen, brausende Gesänge, die über Wiese und Feld hinüber tönten und die Lerche herausforderten aus dem Blau des Himmels, wo sie verborgen ihr schmetterndes Lied sang! — und in der langen Reihe der frommen Schar, die lobpreisend und singend zu dem Heiligen auf der Brücke zog — auch Madlena!

Fertig glaubte er geworden zu sein mit ihr! und nun brachte jedes sich höher schwingende Weihrauchwölkchen, das aus den Rauchfässern der Knaben aufwirbelte, jeder verirrte Laut, jedes Flattern der in den Lüften wallenden Kirchenfahnen Sturm in sein Blut, machte seine Faust sich ballen und sein Auge funkeln!

Der Heilige, dem all diese Feier galt, all diese Ehre entgegenging, St. Johann von Nepomuk, vergällte ihm nicht die Stunde, aber was wollte Madlena dabei? dachte er bei sich. War St. Johann von Nepomuk für sie von der Prager Brücke in die Moldau geworfen worden? Gehörte sie zu ihm? Und mußte sie gerade mit der Prozession an seinem Fenster vorübergehen? Gab es keine andere Art als „Getaufte“ zu erscheinen, als Mutter und Bruder offen vor aller Welt Hohn zu sprechen?

Darum war das heurige Johannifest einer der trübsten Tage seines Lebens. Nichts geschah im Hause recht, alles strebte ihm entgegen, um ihm sein Dasein zu verkümmern.

Die forschenden Augen der alten Mutter lagen oft minutenlang auf ihm, mit tausend Ohren vernahm er die unausgesprochene Frage: Was ihm denn wieder fehle, ob er denn noch nicht fertig geworden? Manches harte Wort ließ er gegen die treue siebzigjährige Frau fallen, deren einziges Vergehen darin bestand, daß ihn ihre Augen zu fragen schienen. Um allem zu entgehen, schützte er am Nachmittage einen Gang ins nächste Dorf vor; in der Tat aber wollte er sich selbst entrinnen.

Es trieb ihn ruhelos über Feld und Wiese, und wenn er einem Menschenantlitze nicht zu begegnen brauchte, wich er ihm lieber aus. In sinkender Nacht kehrte er wieder heim. Als er an sein Haus kam, erwartete ihn dort eine hohe finstere Gestalt, in der Jossef trotz der Finsternis den Bauer Stepan Parzik erkannte. Seit dem rätselhaften Verschwinden Anezkas war der „Dechant" nicht gesehen worden. Jossef erschrak, als er sich wieder diesem wilden Bauer gegenüber sah.

„Stepan!" rief er, „was willst du hier?"

„Ich habe mit Euch noch etwas zu sprechen, Herr Jossef," sagte dieser dumpf, „aber hier bei Euch kann's nicht sein."

„Und das muß jetzt sein?" fragte Jossef erstaunt, „ist morgen nicht auch ein Tag?"

„Es muß noch heute sein," entgegnete der Bauer, dessen Stimme ein ungewöhnliches Zittern nicht verbergen konnte.

„Es muß das etwas ganz Merkwürdiges sein," sprach Jossef halblaut vor sich; zu Stepan aber sagte er: „Kommt also in die Stube herein und bringt da vor, was Ihr habt."

„Das geht nicht, Herr Jossef," entgegnete kopfschüttelnd der Bauer, „nicht hier und nicht in der Stube kann ich mit Euch sprechen, Ihr müßt heute um elf Uhr auf die Brücke kommen, nur da kann ich's Euch vertrauen, anderswo nicht. Wollt Ihr kommen?"

Jossef sann eine lange Weile, es schien ihm fast nicht

rätlich, mit dem wilden Dechant in so später Stunde auf einem und demselben Fleck Erde zu atmen; dann fragte er rasch:

„Muß ich dabei sein?“

„Lieber wär's mir,“ sagte der Bauer, „ich muß Euch etwas von meiner Tochter erzählen.“

„Wißt Ihr denn noch nicht, wo Anezka hingekommen?“ „Gott weiß es,“ sagte Stepan mit bebender Stimme, „und der da drüben.“

Er zeigte mit der Hand nach den hellerleuchteten Fenstern der Pfarrei.

Ein seltsamer Gedanke fuhr durch Jossefs Gehirn.

„Ich komme,“ sprach er, „heute um 11 Uhr.“

„Sicher?“ fragte der Bauer düster.

„So wahr ich lebe.“

„Gebt mir Eure Hand drauf.“

Jossef schlug in die dargereichte Rechte Stepans ein. Ohne ein Wort weiter an ihn zu richten, verlor sich der Bauer in der Nacht des Dorfes.

Als Jossef um elf Uhr nachts den Weg nach der Brücke einschlug, wo ihn der Bauer erwartete, mußte er an Madlenas Wohnung vorübergehen. Er sah noch Licht darin brennen, und wie damals, als er nach der Kunde der Mutter von dem gesegneten Zustand seiner Schwester in tiefer Nacht an ihren Fenstern gehorcht hatte, trieb es ihn auch jetzt dort zu lauschen ... zu erfahren, warum in später Stunde noch Licht bei ihr brenne. Ein einziger Blick zeigte ihm ein ganzes, rührend schönes Bild. Madlena saß an der Wiege ihres Kindes mit nickendem, schläfrigem Kopfe, die eine Hand an das Spinnrad gedrückt, dessen Rad nicht ging, die andere unbewußt die Wiege schaukelnd. Das Licht auf dem Tische ließ das alles sehr deutlich erkennen.

„Ist das Kind krank?“ überkam es ihn mit wunderbarer Gewalt des empfangenen Eindruckes.

Dann schlich er leise fort, fast fürchtend, daß ein schwerer Tritt Madlena aufwecken könnte.

Als er zum Dorfe hinaus kam, fiel ihm erst das nächtliche Stelldichein mit Stepan ein, so mächtig war der vorhergehende Moment für diese so stürmisch bewegte Seele gewesen. Mit dem Bauer fiel ihm auch sogleich die angebliche Ursache der bevorstehenden Besprechung ein. Anezka sollte der Gegenstand sein, die unter so eigentümlichen, mehr als rätselhaften Umständen verschwundene Magd!

„Ob sie von Madlena doch angestiftet worden ist?“ fragte er sich jetzt, „und ob Stepan etwas davon weiß?“

Mit Herzklopfen eilte Jossef nach der Brücke, kein Augenblick, schien ihm, sei zu verlieren.

Als er die Brücke betrat, kam ihm Stepan Parzik, gleichsam erst geboren aus der rings lagernden Nacht, plötzlich entgegen. Ein Grauen überkam ihn.

„Herr Jossef?“ fragte leise der Bauer.

„Ich bin's, Stepan. Was wollt Ihr?“ fragte Jossef zagend.

„Kommt.“

Der Bauer ging voraus, nur zögernd folgte Jossef. Sie schritten noch über die ganze Länge der Brücke, unter der das Wasser lautlos, fast absichtlich schweigsam dahin strömte. Mond, Sterne und Wellen hatten sich das Wort gegeben, im Einverständnisse — zu schweigen.

Aus dem Dunkel der Nacht leuchtete die weiße Kapelle des heiligen Johann von Nepomuk hervor; ein einfaches Lämpchen in einer farbigen Papierlaterne brannte vor dem bleichen Priester aus Holz, der mit Blumenkränzen, Bändern und Laubwerk so verdeckt war, daß nur das matt beleuchtete todesselige Antlitz dazwischen hervorblickte.

Hier blieb Stepan stehen. Minutenlang standen die beiden Männer sich sprachlos gegenüber. Endlich begann der Bauer:

„Da steht ein Christ und ein Jud' vor dem heiligen Johann von Nepomuk, und keiner von beiden zieht den Hut vor ihm ab. Woher kommt das?"

„Ich versteh' Euch nicht, Stepan," sagte Jossef beklommen.

„Das versteht ein jedes Kind," entgegnete der Bauer rauh auflachend, „der Christ will von dem heiligen Geistlichen da nichts wissen und der Jud weiß ohnehin nichts von ihm. So ist's, Herr Jossef."

Dem graute vor dieser wilden Stimmung des Bauers, die er aus dem täglichen Umgange mit ihm nur zu sehr fürchtete.

„Bin ich deswegen hergekommen?" sagte er und wandte sich zum Fortgehen.

„So wartet doch nur, Herr Jossef," rief der Dechant und erfaßte den Vorwärtsschreitenden an der Hand.

„Was wollt Ihr, Stepan?" sagte nun Jossef ernst, „einen Spaß treiben lasse ich mit mir nicht."

„Hört mich an, Herr Jossef," sprach der Bauer und ließ dessen Hand los, „Ihr wißt, mir liegt gar viel gegen die Pfaffen auf dem Herzen; wenn der Herr Gott selbst herunterkommt, ich sag' ihm das frei und frank ins Gesicht."

„Und was geht mich das an?" fragte Jossef ruhig.

„Euch geht's schon an," sagte der Bauer, „sehr stark geht Euch das an. Der Pfaff' im Dorf hat's gemacht, daß meine Anezka aus Eurem Hause fortgegangen, der Pfaff' ist schuld daran, daß Anezka verschwunden ist, kein Mensch weiß wohin. Aber gebt acht, nach einigen Wochen, vielleicht erst nach einigen Monaten, da kommt sie wieder, und da wird, der dort in der Pfarrei sitzt, sie zu seiner Wirtschafterin machen, zu seiner Wirtschafterin! Und Stepan Parzik soll der Vater von des Pfarrers Wirtschafterin sein!"

Die Stimme des Bauers klang fast wie unterdrücktes Schluchzen, sie berührte Jossefs Seele gewaltig; er konnte sich einen Stepan nicht weinend vorstellen.

„Und wenn's nicht wahr wäre?" meinte er mit tröstend weichem Laute, „wenn Anezka doch wieder käme?"

„Der da steigt eher aus der Kapelle heraus," meinte der Bauer mit seinem früheren rauhen Lachen, „als daß die zurückkommt. Die ist in Grund und Boden hinein verdorben: es schert sich keine Katze mehr um sie."

Jossef entgegnete nichts.

„Aber der im Dorfe," fuhr Stepan zähneknirschend fort, „soll ja nicht meinen, ich kann ihm nicht seinen Wolfszahn herausreißen. Ich hab' einen Hund, den hetz' ich auf ihn, und der muß ihm ins Bein beißen, daß er für immer krumm und lahm geht."

Trotz des Dunkels der Nacht konnte Jossef den leuchtenden Blitz sehen, der aus des Bauers Augen herausbrach.

„Kommt, Stepan," sagte er mitleidig, „Ihr seid heute zu wild, ich selbst will mir Mühe geben, das Euch Euere Tochter wieder zurückkommt."

„Was wißt Ihr davon?" schrie der Bauer wütend, „wenn's Zeit ist oder nicht? Heute ist's Zeit, gerade heute! Ich bin dazu aufgelegt, nicht zehntausend Pferde könnten mich mehr von diesem Flecke da wegbringen."

„Was willst du denn eigentlich anfangen?" fragte Jossef mehr erstaunt als neugierig.

Der Bauer trat der Kapelle näher. Er zeigte mit dem Finger nach dem bleichen, nur matt beleuchteten Antlitz des böhmischen Märtyrers. Er wollte sprechen, aber ein gewaltiger Krampf schien ihm die Kehle zusammenzuschnüren. Nur mühsam entrang sich ihm ein Laut.

„Sieh," sagte er mit gedämpftem Tone, „den sie da mit Blumen und Laub und Bändern geschmückt haben, das ist auch einer von denen gewesen, den die Pfaffen dem Volke beschert haben. Es ist aber kein wahres Wort daran, daß sie ihn einmal von der Brücke in die Moldau geworfen haben. Das haben die Pfaffen selbst erfunden, und einer hat's

nachgeschrieben, und Millionen Menschen haben ihnen das geglaubt."

„Ein Heiliger!" rief Jossef entsetzt, „wie sprecht ihr doch, Stepan?"

„Was Heiliger!" schrie der Bauer, „es gibt keine Heiligen! Meinst du, wenn sie ihn auch wirklich in die Moldau geworfen haben, so sind dann die fünf Sterne um seinen Kopf erschienen? Du Narr, du abergläubiger Narr! Oder man hat die Zunge gefunden und es ist Blut herausgeflossen? Du abermals Narr und Abergläubiger! Das alles haben die Pfaffen erfunden, und das Volk hat's ihnen geglaubt. Die Pfaffen haben einen gebraucht, daß sie dem Volke einreden könnten: Ihr müßt eure Sündenschuld Tag für Tag im Beichtstuhl abtun, sonst könnt ihr nicht selig werden, und da haben sie nun, um zu zeigen, wie treu der Geistliche die Beichte behält, den „heiligen" Johann von Nepomuk erfunden. Aber es ist kein wahres Wort daran!"

„Fluch nicht," sagte Jossef ernst, „du weißt das nicht besser, als dein Vater, dein Großvater und dein Urgroßvater, und die haben auch an ihn geglaubt, haben ihn auch für einen Heiligen gehalten."

„Die waren auch von den Pfaffen verdorben," rief Stepan grimmig. „Könnten die nur die Erde abschütteln, die auf ihnen liegt, du möchtest erfahren, ob der ihnen auch ein Heiliger war?"

„So red doch nicht so," meinte Jossef ärgerlich.

„Was soll ich aber tun, wenn's so ist? Ich will dir auch gleich den Beweis geben, daß der da kein Heiliger ist."

„Was willst du tun?" fragte Jossef schaudernd.

„Dem da," sagte der Bauer rauh lachend, „haben sie zu viel Blumen und Laub und Bänder angetan, es ist das alles zu viel für einen Heiligen, und der braucht das nicht. Ich weiß, der Pfaff' wird sich ärgern, wenn er morgen da herauskommt und findet, daß man seinem Heiligen die Kleider ausgezogen hat."

„Das willst du tun?“ schrie Jossef.

Stepan faßte bereits mit einer Hand nach einer mit Laub umwundenen Säule. Jossef fiel ihm in den Arm.

„Das wirst du nicht tun,“ sagte er ernst.

„Warum nicht?“ entgegnete fast ruhig der wilde Bauer.

„Weil man's nicht tun darf,“ sagte Jossef mit Festigkeit in Stimme und Gebärde.

„Das sagst du?“ rief der „Dechant“ laut lachend.

„Weil man sich an dem Heiligen nicht vergreifen darf, weil das Sünde ist.“

„Er ist aber kein Heiliger.“

„Hör mich an, Stepan,“ sagte Jossef, den die ganze Gewalt seiner tiefen religiösen Überzeugung überkommen hatte, „hör mich an. Wenn tausend und zehntausend und Millionen Menschen an etwas Heiliges glauben, sich vor ihm bücken und beugen, ihm Blumenkränze und grünes Laubwerk darbringen, um es zu ehren, und einer glaubt nicht daran, meinst du, der eine darf aufstehen und sagen: Ich glaub' nicht daran, schafft mir das Heilige aus den Augen, denn es ärgert mich? Meinst du, der hat das Recht dazu? Tausend und zehntausend und Millionen Menschen müssen aufstehen, und kommen, müssen sagen: Wir haben uns geirrt, wir haben etwas für heilig gehalten, was nicht heilig ist. Gott sei davor, wenn das aber nur ein einziger tun will, ich sag' dir, Stepan, es gibt gar keine größere Sünde!“

„Du bist auch einer von den Pfaffenfreunden,“ sprach der Bauer dumpf, ohne die Hand von der umlaubten Säule abzulassen, „an dir ist auch einer verloren gegangen, der möcht' den einzigen Löffel im Hause verkaufen, um ihn dem Geistlichen zu geben.“

„Sag was du willst,“ erwiderte Jossef fest, „ich leid's nicht, daß du an dem Heiligen da nur mit einem Finger anrührst.“

„Du?“ lachte der Bauer.

„Ich," sagte Jossef, und stellte sich drohend dem Gottesschänder entgegen.

Stepan hatte die Hand von der Kapellensäule fallen lassen, die Männer maßen sich mit stummen Blicken.

„Ich will doch sehen, wer mir das wehren kann," sagte der „Dechant" mit grauenhafter Ruhe. Ein Lichtstrahl aus der farbigen Papierlaterne, die vor dem Heiligen brannte, fiel auf Jossef's Antlitz, auf dem der Mut einer höhern Sache lag; seine Wimper zuckte nicht.

Eben so kalt, aber mit mehr Festigkeit in der Stimme, als der wildbewegte Bauer, entgegnete Jossef:

„Untersteh' dich."

Statt aller Antwort packte Stepan die Laubsäule mit der starken Faust, daß sie unter dieser schweren Wucht in sich zusammenwankte. Aber schon lag auch der Arm Jossefs auf seinem Nacken und der Bauer stürzte zu Boden; es dröhnte fast, als sei ein mächtiger Baum im Walde vom Sturm niedergerissen worden.

Der Bauer suchte sich loszumachen und schlug mit der freien Hand auf Jossef los, der hielt ihn aber wie mit Eisenbanden fest. Kein Wort als die unterdrückten Laute der beiden Ringer tönte durch die stille Nacht. Dieser stumme Kampf hatte etwas Grauenhaftes, wie es die Sprache nicht auszudrücken vermag. Zwei starke Männer, jeder bedacht, das Übergewicht zu erlangen, keiner eigentlich den andern hassend, und doch bemüht, ihm selbst ans Leben zu gehen, wie es die Not erforderte! Dem Bauer war es fast gelungen, sich von seinem Gegner loszuringen; er biß Jossef in den rechten Fuß, daß dieser vor Schmerz laut aufschrie und wegtaumelte.

„Du Pfaffenfreund! ... du Pfaff'," schrie Stepan, und raffte sich auf, „wart', dir will ich auch zeigen, ... du Pfaff'."

„Es geht ums Leben, Stepan," rief bebend vor Kampf

und Erschöpfung Joſſef, „einer geht nicht lebendig fort von hier.“

Der „Dechant“ wollte mit dem Blicke eines Habichts, der seine Beute in nächster Nähe bemerkt, auf Joſſef mit einem Sprunge losfahren, als hinter der Kapelle ein furchtbarer Schrei ertönte, der den beiden Ringern das Blut im Leibe gefrieren machte. Gleich darauf stürzte eine Gestalt hervor, die an Joſſef zusammengeknickt darniedersank. Es war ein Weib.

„Schlagt ihn nicht tot,“ bat sie mit hochaufgehobenen Händen, „schlagt ihn nicht tot, es ist ja mein Vater!“

Aus der Laterne vor dem blumenbekränzten Heiligen fiel ein dürftiger Strahl auf die kniende Gestalt. Die Männer erkannten sie.

Es war Anezka.

---

## 11. Ein Blütenkelch geht auf.

Als der Bauer seine Tochter erkannt hatte, war sein gewaltiges Wesen tief erschüttert worden. Beide Hände vor das Gesicht gestemmt, sah er fast aus, als schäme er sich, der wilde Stepan Parzik, vor seiner Tochter! Ohne mehr zu fragen, wie Anezka so urplötzlich herkomme, was sie hergebracht, ging er fort. Er schlug den Weg nach dem Dorfe ein; auf der Brücke schallten noch seine Schritte eine Weile fort; bis alles, was an das Dasein des Bauers gemahnte, in der Stille der Nacht verschwand.

Zu Joſſefs Füßen weinte noch immer die hingesunkene Anezka.

Was um ihn her vorgegangen war, dünkte ihn selbst so wunderbar, daß er nicht zu Worte kommen konnte. Jetzt erst, nachdem der Bauer den Schauplatz dieses Ereignisses verlassen,

sanken ihm die bis dahin so gewaltig aufgeregten Kräfte seines Körpers, die Hände waren ihm schlaff geworden, es war ihm fast, als seien sie ihm vom Rumpf abgehauen. Dunkel schwamm es vor seinen Augen.

Um nicht vor Ermattung umzusinken, mußte er sich an eine der Säulen lehnen, die die Kapelle des heiligen Johann von Nepomuk trugen. Er fühlte sich zum Sterben matt.

So erbarmenswert die Lage des Mädchens war, das wimmernd vor ihm im Staube lag, er konnte ihr nicht helfen, denn ihn selbst hätte um diesen Augenblick ein Kind umwerfen können, so vernichtet war sein eigenes Wesen. Die kühle Nachtluft erfrischte ihn allmählich; er fühlte, wie das Blut immer wärmer wurde in ihm, wie die Lebenskräfte zurückkehrten.

„Anezka," rief er leise, „so erzähl doch, wie bist du jetzt auf einmal hergekommen?"

Die Magd richtete sich auf den Knien vom Boden auf. Jossef erschrak über den furchtbaren Anblick, der sich ihm in dem mattbeleuchteten Antlitz des Mädchens darbot. Es war das einer Toten, die vor dem letzten Atemzug noch irgend ein schweres Leid durchgekämpft hat. Das Kopftuch war zurückgefallen, die schwarzen Haare lagen über der bleichen hohen Stirne.

„Anezka," sagte der tieferschütterte Mann, „was machst du? Wie kommst du her? Bist du krank gewesen?"

Keine Antwort.

Noch einmal mußte Jossef mit den lindesten Tönen einer erbarmungsvollen Seele seine Fragen an die Unglückliche richten, bis sie endlich aus ihrem Schmerze zu einem verständigen Worte sich ermannen konnte.

„Redet nur nicht mit mir," rief sie schluchzend, „ich bin nicht wert, daß Ihr mich anspeit, redet nicht mit mir!"

„Red Anezka," sagte Jossef sanft, „was ist dir? Ich hab' jetzt alles vergessen, was du uns angetan hast. Die

und Erschöpfung Jossef, „einer geht nicht lebendig fort von hier.“

Der „Dechant“ wollte mit dem Blicke eines Habichts, der seine Beute in nächster Nähe bemerkt, auf Jossef mit einem Sprunge losfahren, als hinter der Kapelle ein furchtbarer Schrei ertönte, der den beiden Ringern das Blut im Leibe gefrieren machte. Gleich darauf stürzte eine Gestalt hervor, die an Jossef zusammengeknickt darniedersank. Es war ein Weib.

„Schlagt ihn nicht tot,“ bat sie mit hochaufgehobenen Händen, „schlagt ihn nicht tot, es ist ja mein Vater!“

Aus der Laterne vor dem blumenbekränzten Heiligen fiel ein dürftiger Strahl auf die kniende Gestalt. Die Männer erkannten sie.

Es war Anezka.

---

## 11. Ein Blütenkelch geht auf.

Als der Bauer seine Tochter erkannt hatte, war sein gewaltiges Wesen tief erschüttert worden. Beide Hände vor das Gesicht gestemmt, sah er fast aus, als schäme er sich, der wilde Stepan Parzik, vor seiner Tochter! Ohne mehr zu fragen, wie Anezka so urplötzlich herkomme, was sie hergebracht, ging er fort. Er schlug den Weg nach dem Dorfe ein; auf der Brücke schallten noch seine Schritte eine Weile fort; bis alles, was an das Dasein des Bauers gemahnte, in der Stille der Nacht verschwand.

Zu Jossefs Füßen weinte noch immer die hingesunkene Anezka.

Was um ihn her vorgegangen war, dünkte ihn selbst so wunderbar, daß er nicht zu Worte kommen konnte. Jetzt erst, nachdem der Bauer den Schauplatz dieses Ereignisses verlassen,

sanken ihm die bis dahin so gewaltig aufgeregten Kräfte seines Körpers, die Hände waren ihm schlaff geworden, es war ihm fast, als seien sie ihm vom Rumpf abgehauen. Dunkel schwamm es vor seinen Augen.

Um nicht vor Ermattung umzusinken, mußte er sich an eine der Säulen lehnen, die die Kapelle des heiligen Johann von Nepomuk trugen. Er fühlte sich zum Sterben matt.

So erbarmenswert die Lage des Mädchens war, das wimmernd vor ihm im Staube lag, er konnte ihr nicht helfen, denn ihn selbst hätte um diesen Augenblick ein Kind umwerfen können, so vernichtet war sein eigenes Wesen. Die kühle Nachtluft erfrischte ihn allmählich; er fühlte, wie das Blut immer wärmer wurde in ihm, wie die Lebenskräfte zurückkehrten.

„Anezka,“ rief er leise, „so erzähl doch, wie bist du jetzt auf einmal hergekommen?“

Die Magd richtete sich auf den Knien vom Boden auf. Jossef erschrak über den furchtbaren Anblick, der sich ihm in dem mattbeleuchteten Antlitz des Mädchens darbot. Es war das einer Toten, die vor dem letzten Atemzug noch irgend ein schweres Leid durchgekämpft hat. Das Kopftuch war zurückgefallen, die schwarzen Haare lagen über der bleichen hohen Stirne.

„Anezka,“ sagte der tieferschütterte Mann, „was machst du? Wie kommst du her? Bist du krank gewesen?“

Keine Antwort.

Noch einmal mußte Jossef mit den lindesten Tönen einer erbarmungsvollen Seele seine Fragen an die Unglückliche richten, bis sie endlich aus ihrem Schmerze zu einem verständigen Worte sich ermannen konnte.

„Redet nur nicht mit mir,“ rief sie schluchzend, „ich bin nicht wert, daß Ihr mich anspeit, redet nicht mit mir!“

„Red Anezka,“ sagte Jossef sanft, „was ist dir? Ich hab' jetzt alles vergessen, was du uns angetan hast. Die

Babe besonders, die kann dich nicht aus dem Sinn bringen, und es vergeht fast kein Tag, wo sie nicht deiner gedenkt."

„Die Babe, die gute Babe!" rief Anezka und rang verzweiflungsvoll die Hände, „schlagt mich nur gleich tot, Herr Jossef, es geht so nichts Gutes an mir verloren."

„Närrisches Kind," sagte Jossef teilnehmend, „du weißt vielleicht gar nicht, was du getan hast. Warst ja immer ein so gutes Mädchen, und in unserer Familie bist du ja wie das Kind im Hause gehalten worden."

Jossef ahnte nicht, daß gerade diese linden sanften Worte wie Gifttropfen in die Seele dieses armen Geschöpfes fielen.

„Schweigt, schweigt," rief sie, „sonst tu' ich mir vor Euern Augen ein Leides an. Ich bin's ja nicht wert, daß ein Mensch zu mir sagt: Pack dich, du Schelmin! Wenn nur einer käme und schlüg' mir die Hacke vor den Kopf, daß ich nicht mehr zu leben brauchte!"

Unwillkürlich mußte Jossef an die „Wirtschafterin" des Pfarrers denken, die Stepan Parzik zu dem verruchten Entschlusse, das Heiligenbild zu verschänden, getrieben hatte. Die Frage stand schon auf seinen Lippen, als Anezka schluchzend wieder begann:

„Es wäre schon alles beim alten geblieben und ich hätt' meine gute Babe nimmer und nimmer verlassen, bis an ihren Tod, und selbst da hätt' ich mir die Augen ausgeweint, wenn ich gewußt hätte, was ich jetzt weiß. So aber ist einer dazwischen gekommen, und jetzt ist alles aus."

„Was weißt du jetzt?" fragte Jossef.

„Daß Ihr kein Feind unserer Religion seid —"

„Das bin ich auch nicht," sagte Jossef mit dem vollen Bewußtsein einer glaubensstarken Seele, „das bin ich auch wirklich nicht," setzte er wie bekräftigend hinzu.

„Wer weiß das besser als ich," entgegnete die Magd mit wunderbar feierlichem Ton, „wer weiß das besser als ich?

War ich nicht dabei, als ihr den Vater von der Hölle gerettet habt? Der Vater hat seine Hand ausgestreckt gegen den Heiligen, und da habt Ihr sie zurückgehalten, und er hat's nicht ausführen können. Der Pfarrer hat immer gesagt: der Vater kommt in die Hölle, weil er an den Heiland und die Heiligen nicht glaubt, aber er wird doch nicht dahin kommen, denn er hat den Heiligen nicht berührt, und die Flammen werden ihn nicht verzehren."

Aufmerksam hatte Jossef diesen leidenschaftlichen Ausbruch einer ihm fast fremden Seele vernommen. In leisen Umrissen dämmerte das Bewußtsein seiner vollbrachten Tat vor ihm auf, und fast glaubte er in diesem Augenblicke, er habe das wirklich getan, was Anezka mit so feuriger Zunge als sein Werk ausgab.

„Anezka," sagte er nach einer Weile, „wer hat dir denn gesagt, daß ich ein Feind von eurer Religion bin?"

„Der neue Pfarrer," versetzte die Magd ohne Zögern.

„Der? wie kann der das wissen? Er hat mit mir noch keine zehn Worte gesprochen."

„Er hat's doch immer gesagt," entgegnete die Magd, die ruhiger geworden war. „Gesagt hat er's, und ich hab's ihm endlich geglaubt."

„Wie hat der Pfarrer nur das wissen können?" sprach Jossef wie träumerisch vor sich hin. Unbegreiflich schien es ihm und schwer erfaßbar, daß man sein persönliches Verhältnis zu Madlena für Religionshaß ansehen konnte. Die Magd hatte die leise vor sich hingesprochenen Worte Jossefs vernommen; sie sagte:

„Er hat alles gewußt, wie wenn er in unserem Hause aus und ein gegangen wär'. Er hat dort jemand gehabt, der hat ihm alles ausspioniert und es ihm wieder erzählt. So hat er's leicht wieder wissen können."

„Und das warst du?" fragte Jossef sanft.

Schluchzend rief Anezka:

„Seht Ihr, daß ich nicht wert bin, daß Ihr nur ein Wort mit mir sprecht? Ihr habt mich mit zehn Jahren in Euer Haus genommen, meine Mutter war tot und ich ein Waisenkind. Die gute Babe hat mich aufgezogen wie ein eigenes Kind, aber ich bin eine Schelmin geworden, nicht wert, daß sie der Boden trägt. Ich hab' euch alle verkauft und verschimpft und verraten. Das kann mir Gott nicht mehr verzeihen."

„Laß gut sein, Anezka," sagte Jossef mild, „der Mensch weiß nicht immer, was er tut. Es ist auch alles schon vergessen, und wenn du heute wieder zur Babe kommst, so schickt sie die andere wieder fort. Alle Tage meint sie, es fehlt ihr die rechte Hand. Sag nur das eine, wer hat dich denn angestiftet, daß du so auf einmal, so ohne alle Vorbereitung aus unserem Hause gegangen bist? Das hat uns viel Kummer und Herzweh gemacht. Sag's aber ohne Falsch, und lüg nicht."

„Der Pfarrer hat mir's befohlen," sagte die Magd stockend.

„Wieder der?" schrie Jossef zornig, „warum? und befohlen gar?"

„Wegen Euerer Schwester —"

„Was geht die ihn an?"

„Er hat mir's doch befohlen," erzählte die Magd mit jenem Tone trockenen Schmerzes, der im unumwundenen Geständnisse seine Linderung sucht. „Am Sonntag vor drei Wochen, da hat er mich durch seine Wirtschafterin zu sich rufen lassen; ich hätte mein ewiges Seelenheil verwirkt, so hat der Pfarrer gesprochen, und müßte lebendig zur Hölle fahren mit all meinen Sünden, wenn ich nur eine Minute länger in dem Judenhause bleiben werde. Schon, daß ich bei Juden in Dienst bin, schon das sei eine große Sünde, besonders aber, bei so einem, wie Ihr, Herr Jossef. Es wäre nicht erhört, wie Ihr Eure Schwester behandelt, bloß, weil

sie eine Katholikin geworden ist, und wenn ich nicht wollt', daß sich meine Mutter im Grabe umkehrt, so sollt' ich machen, daß ich fortkomme. Allerwärts sei es besser, und selbst wenn ich Hunger leide, als bei so einem, der seine eigne Schwester, die niederfällt vor seinem Hause und fast umkommt unter der Last, im Staub liegen läßt und ihr nicht aufhilft und das Kind fortjagt, welches ihr helfen will. Der Pfarrer hat gesagt: das hätt' nur der Ahasverus getan, als sie den Herrn und Heiland zum Kreuz geschleppt haben, der hätt' aber auch seine Strafe bekommen."

„Großer Gott!" murmelte Jossef vor sich, „das ist's also? Und auch das, was auf der Gewölbtür geschrieben stand," fragte er tonlos, „ist das auch vom Pfarrer gekommen?"

„Das hab' ich in der Nacht schreiben müssen, wie alles geschlafen hat."

„Du," rief Jossef überrascht, „und der Pfarrer hat dir's befohlen?"

„Er hat zu mir gesagt, das Haus des Juden muß bezeichnet werden, als die Wohnung eines Menschen, der nicht besser getan hat, als Ahasverus gegen unsern Herrn und Heiland."

Selbst daß die Magd sich beim Aussprechen des Gottesnamens bekreuzte, übersah Jossef in diesem Augenblicke; seine Augen brannten noch immer auf der vor ihm im Dunkel der Nacht knienden Gestalt; seine Lebensgeister standen alle auf der Lauer.

„Anezka," sagte er leise, fast mit Scham, „ich habe das Geschriebene damals nicht verstanden."

„Ich auch nicht. Mir hat's erst der Pfarrer erklären müssen," versetzte die Magd, „dann hab' ich's auch geschrieben."

„Sag mir's" rief Jossef bebend.

Nur die Nacht konnte so dichte Schleier um ein Menschenantlitz weben, daß nicht sichtbar ward, wie es vor innerer

Aufregung zuckte, und dann wieder so stumpf wurde, als wäre es von Starrkrampf befallen.

„Wie sie den Herrn und Heiland, hat mir der Pfarrer gesagt, zum Sterben hinausgeführt haben, da hat er sein eigenes schweres Kreuz mit sich selbst auf dem Rücken schleppen müssen. Da könnt Ihr Euch leicht denken, was das für eine Last haben muß, wenn darauf ein Mensch hat zu Tode gekreuzigt werden sollen! Er aber war schwach, denn sie hatten ihn so gepeinigt, daß ihm keine Kraft mehr geblieben war. Jeden Augenblick ist er auf dem langen Weg zusammengesunken, und das Blut ist mit dem Schweiß über seine Stirne geflossen, denn auch eine Dornenkrone hat er angehabt. Am Hause eines Schusters, da hat der Herr und Heiland nicht einen Schritt mehr weiter tun können; er ist umgesunken, wie einer, der vor Müdigkeit die Seele aufgibt. Der Schuster ist draußen gestanden, und wie der Herr und Heiland so im Staube liegt und zu vergehen meint, bittet er den Schuster, er möchte ihm doch helfen, oder doch Wasser ihm reichen. Der aber, was meint Ihr? der hat den Herrn und Heiland mit dem Fuße von sich gestoßen, den armen, todmüden Herrn und Heiland! Mit einem Blicke, der ist dem Schuster bis in die innerste Seele gedrungen, hat ihn der Sohn Gottes angesehen und gesagt: Ahasverus, so hat der Schuster geheißen, du sollst nicht leben und nicht sterben können, und wirst herumwandern auf der Erde bis an das letzte Ende aller Tage. Und wie der Herr und Heiland gesagt hat, so ist's auch geschehen. Der Schuster hat seitdem keine Ruh' gehabt."

Schwer ließen sich die Worte zusammenfinden, um die Seelenlage eines Mannes zu schildern, über den die einfache Erzählung der Magd wie ein Feuerregen sich ergoß. Die Haare standen ihm zu Berge, es durchrieselte ihn etwas, wie der Schauer eines kommenden Gerichtes. Lange Sekunden stand oft der Schlag seines Herzens stille, dann mußte er es wieder mit den Händen halten, daß es die Hülle nicht zer-

sprenge. So hätte er sich jene verhängnisvollen Worte, die vor drei Wochen auf der Gewölbtüre geschrieben standen, nicht gedeutet! Und er ließ sie noch dort und wusch sie nicht siebenmal hintereinander ab mit scharfer Lauge! Unendliche Seelenangst hatte ihn befallen.

„Gott, großer Gott! wo hast du mich hingebracht," sprach er leise vor sich hin. „Und ich hab' doch geglaubt, ich tu' recht, und daß ich eine Sünde begeh', ist mir ja nicht eingefallen. Anezka," sagte er laut, „hat dir der Pfarrer weiter nichts gesagt?"

„Er hat noch gesagt: Viele gibt es auf der Welt, und die wissen nicht, daß sie selbst der Ahasverus sind. Sie lassen Menschen umkommen an ihrer Seite, wenn sie nur den Finger auszustrecken brauchten. Das sind besonders die Juden, wenn einer von ihnen aus ihrer Mitte geht und sich als Christen bekennt! Möchten sie dem nicht gerne die Augen aushacken? tausendmal ans Kreuz schlagen? seine Glieder in siedendes Blei werfen und die Asche ins Meer streuen, daß keine Spur davon bleibt? Aber von ihnen gilt, was der Herr und Heiland gesagt hat: Was ihr einem von den Meinigen getan habt, das habt ihr mir getan, und darum werden die Juden noch lange keine Ruhe haben."

„Anezka," rief Jossef mit flammenden Wangen und mit geballter Faust, denn die letzten Worte der Magd hatten wieder alle seine Lebensgeister zum Aufruhr gebracht, „Anezka! wie hat dich der Pfarrer betrogen! Was hat er dir da nicht eingeredet, und du hast ihm geglaubt, als ob's ein Heiliger oder Gott selbst dir's gesagt hätte! Tret' einer auf und beweise mir das, ich könnt' meiner Schwester nur einen Finger anrühren, oder ich könnt' zusehen, wie man sich an ihr vergreift? Lügen hat er dir eingeredet, dein Pfarrer, daß sie nicht größer sein könnten. Der Jud' ist gar nicht so, mir kannst du es so gut glauben, als deinem Geistlichen, so nicht. Meinst du denn wirklich, ich könnt' das meiner

Schwester tun? Nicht ein Haar auf ihrem Kopfe könnt' ich ja anrühren!"

Die letzten Worte sprach er mit jenem stockenden Tone, der die innere Selbstanklage schwer übertäubte; er stammelte sie fast; indem er sie sprach, schrillte eine andere Stimme in ihm, die ganz anders lautete. Aber konnte er denn anders sprechen?

Wie wunderbar mußte es diesen Mann überkommen haben, daß er vor seiner eigenen Magd, die ihm gedient, und der er ein Herr gewesen, sein innerstes Leben so dartat? daß er sich demütigte vor ihr, und es für nötig hielt, Entschuldigungsgründe vor ihr zu stammeln! Ja, wunderbar muß es ihn überkommen haben, und der Geist dieser Stunde muß ein gewaltiger gewesen sein, daß er sich erheben konnte aus dem Staube, in den ihn eine einfache Erzählung der Magd geworfen hatte, sich aufrichten aus dem Drangsal, das mit feuriger Zunge zu ihm redete, und dennoch sagen: Das ist nicht wahr, es ist eine ungeheure Lüge.

Als die Magd nach dieser Erklärung stumm und verwirrt zu ihm aufblickte, fühlte er erst und wußte es, was er zu ihr gesprochen.

„Glaub's ja nicht, Anezka," rief er noch einmal, „glaub's ja nicht, der Pfarrer hat dir nicht das Rechte verkündet. So ist der Jud' nicht, so wirklich nicht, mir mußt du glauben ... So ist es nicht."

Schluchzend, aus tiefinnerstem Herzen weinend, sprach die Magd:

„Ich hab's ja doch gesehen, Herr Joſſef, wie Ihr meinen Vater zurückgehalten habt. Zur Hölle wär' er gefahren, wenn Ihr nicht dabei gewesen. Es ist jetzt alles wie herausgewaschen aus mir, ich könnt' mich eher umbringen lassen, als Euch jetzt ein böses Wort nachsagen. Der Pfarrer hat gelogen, und wer ihm nicht hätt' glauben sollen, das war ich. Jetzt glaub' ich Euch mehr als ihm."

„Und doch, und doch!“

Jossef wollte noch sprechen; er wußte, daß er die Magd mit einer zweiten Lüge belastet habe, die nicht leichter wog, als die andere. Warum sprach er nicht? Warum hielt er das Wort zurück? Fiel es ihm so schwer, sich noch einmal zu demütigen, der Magd noch einmal zu sagen: Sieh, so ganz unwahr hat der Pfarrer doch nicht gesprochen? Vieles ist unwahr und trifft mich nicht, aber der Kern seiner Rede breitet sich in meiner Seele wie ein Giftbaum aus und droht sie mit seinen stämmigen Wurzeln zu zersprengen. Warum sprach er nicht?

Anezka hatte sich aufgerichtet, und wandte sich zum Fortgehen.

„Wohin gehst du jetzt, Anezka?“ rief er leise.

„Ich geh' in die Stadt,“ sagte sie, „und da will ich die ganze Nacht durchgehen, dort will ich mich in Dienst verdingen. Es ist doch alles, alles aus, und wenn man einen Menschen verraten hat, da ist kein Baum so klein, an den man sich nicht hängen soll.“

„Willst du denn die Babe nicht mehr sehen?“

Tiefatmend sagte die Magd nach einer Weile: „Nein, ich komm' nicht eher, als bis zu ihrem Begräbnisse, da will ich aber kommen.“

„So geh!“

Als Jossef von seinem nächtlichen Gange wieder an Madlenas Haus vorüberkam, brannte noch immer das Licht darin. Sie schlief also noch nicht? Mußte sie noch immer an der Wiege ihres Kindes wachen?

---

## 12. In der elften Stunde.

Die alte Marjim ahnte nichts von den Erlebnissen dieser furchtbaren Nacht; seit langen Jahren war sie nicht in einem

so tiefen Schlafe gelegen, als gerade diesmal. Als sie spät am Morgen die Augen aufschlug, sah sie Jossef in dem Winkel der Stube, der gegen Sonnenaufgang liegt, im andächtigen Gebete stehen. Er war gerade bei jener Stelle in den achtzehn Segnungen, deren eine Gott, den König der Welt, lobpreist, daß „er die Sünden vergibt.“ Mit kräftiger Faust schlug dabei Jossef an seine Brust, daß es in der Stube widerhallte, und die Großmutter nur durch den Umstand, daß ihr Sohn nicht antworten durfte, von der Frage zurückgehalten wurde, ob denn heute Jom Kipur wäre? Überhaupt wollte es sie bedünken, habe Jossef noch nie so lange gebetet, wie gerade heute; selbst nachdem er schon die Gebetriemen vom Kopfe und dem linken Arme herabgenommen, holte er erst die Psalmen herbei. Ein tiefer, aus innerster Brust heraufsteigender Seufzer beschloß die lange Reihe der königlichen Klagegesänge, die für diesen Tag bestimmt waren. Wohl niemals hatten sie ein verwandteres Menschenherz berührt, und der heiße Schmerz, der in ihnen seine abgehärmten Wangen dem Himmel zeigt, war er nicht auch Jossefs?

Kaum hatte Jossef das Psalmenbüchlein auf den bestaubten Kleiderkasten gelegt, wo es seinen gewöhnlichen Platz hatte, so brach die alte Frau, gleichsam, als wenn sie es vorbereitet hätte, in ein kicherndes Gelächter aus, daß Jossef sich verwundert umsah, im ersten Augenblicke wähnend, die Mutter müsse nicht recht „sinnedig“ sein.

„Guckst mich an?“ sagte sie noch immer kichernd, „als ob die alte Marjim auf einmal wär' von ihren Sinnen kommen? Soll ich dir aber etwas Schönes erzählen, und wer heut' nacht zu mir gekommen ist?“

Fast erschrocken sah nun Jossef nach der Mutter hin, doch sie sagte:

„Heut' nacht ist dein Urdede, wie er leibt und lebt zu mir gekommen und hat mit mir gesprochen. Er ist dir da an

meinem Bett gestanden, als wenn ich ihn noch jetzt sehen möcht'. Marjim, hat er zu mir gesagt, dein Mann läßt dich grüßen, auf Schabbes wird er von Prag zurückkommen, da läßt er dich bitten, du sollst dort beim „guten Ort" auf ihn warten. Gut, hab' ich gesagt, Dedeleben, ich werd' warten auf ihn, und ich laß ihn wieder grüßen. Der Urdede hat ganz so ausgesehen, wie ich ihn noch gekannt hab' als Kind, er hat sein dreieckig Hütchen aufgehabt, und in der Hand hat er seinen Stecken mit dem großen silbernen Knopf gehalten. Ich sag' dir, Jossef, daß mein Urdede sich die Mühe genommen hat, und ist zu mir gekommen, das will etwas zu bedeuten haben, was? weißt du vielleicht selbst nicht?"

„Was ist da Merkwürdigs dran?" meinte drauf mit ärgerlichem Achselzucken Jossef, „willst du dir das vielleicht nicht in den Kopf setzen?"

„Das sag' ja nicht," versetzte die alte Frau drauf ernst, „daß das nichts zu bedeuten hat. Meine Mutter und mein Mann sind zu mir oft in der Nacht gekommen, und ich bin doch Gott sei gelobt und gedankt, gesunderheit auf meinen Füßen, wenn die auch nicht recht mehr fort wollen. Aber daß der Urdede ist zu mir gekommen, red' du, was du willst, meinetwegen, ich bin nicht mehr sinnedig, daß der zu mir ist gekommen, das heißt so viel als: Marjim, laß dir dein Wanderbüchel geben, die Herberg' ist aufgemacht; Zehrgeld hast du genug in der Tasche."

„Narretei, nichts als Narretei," fuhr Jossef auf, „wegen einem leeren Traum machst du dir den Kopf voll."

„Heißt das ein Gelärm machen," versetzte Marjim eifrig, „wenn so ein alt Weib, wie ich eins bin, von der Welt soll! Ich bin vielleicht ein jung Madel, und die Jungen kommen zu mir noch auf die Beschau? Siebenzig Jahr, so steht's im Gebetbuch, währt unser Leben, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig. Meinst du denn, der Mallech Hamowes (Todesengel) führt nicht sein gut Rechenbüchel?"

„Babe, wie alt bist du denn schon?“ fragte Fischele.

„Mein Kindleben,“ sagte sie schalkhaft, „so auf einmal sagen kann ich's dir nicht. Aber darauf kannst du dich verlassen: wie mein kleines Fingerl.“

Ohne sich dann an die Vorwürfe Jossefs zu kehren, der grollend über die Narretei der Mutter in der Stube auf und ab schritt, sagte sie zu ihrem Enkel:

„Nach dem Anbeißen*) wirst du so gut sein und wirst mir das kleine Büchel mit dem ledernen Rücken vom Kasten herunterlangen. Es muß schon viel Staub darauf liegen, denn wie sie meinen guten Mann haben fortgetragen, war es das letztemal, daß ich drin „gesagt“ habe. Aber seitdem der Urdede ist gekommen, ist Zeit, daß ich wieder drauf denk'! Was haben wir heute für einen Tag?“

„Heut' ist Mittwoch, Babe,“ antwortete schnell der Knabe.

„Schon Mittwoch?“ fragte Marjim fast verwundert. „Grade drei Tage früher ist er zu mir gekommen, ganz wie es sich schickt. Mittwoch ist eins, Donnerstag zwei, Freitag drei, und auf Schabbes hat der Urdede gesagt, wird mein Mann von Prag zurückkommen. Also kann's nur zwischen Freitag und Schabbes sein.“

Diese Worte hatte sie als ein Alleingespräch mit sich selbst gehalten. Laut rief sie dann: „Fischele, lang' mir nur mein Wanderbüchel her.“

„Was für ein Büchel, Babe?“

„Mein Wanderbüchel, mein Wanderbüchel,“ schrie sie fast, „bist ein Jüdenkind, und weißt nicht einmal, was ein „Meiwer Jabok“**) ist?“

Zornig ging Jossef zur Stube hinaus; er konnte die

*) Frühstück.

**) Zu deutsch: Der Führer ins Jenseits, eine Sammlung von beim Sterben und nach dem Tode üblichen Gebeten.

Reden der Mutter nicht anhören, die ihm lauter Narretei dünkten, die nichts aus- und nichts „eintragen“, und die im Grunde des Herzens ihm doch so unendlich wehe taten. Heftig schlug er die Tür hinter sich zu.

Die Großmutter schüttelte bedenklich den Kopf; ihren Blick unverwandt an der Tür haftend, durch die Jossef so zornig gegangen, sprach sie zu ihrem Enkel:

„Was ist dein Vater doch für ein Narr! Macht er da nicht ein Gelärm, als ob ich ein fünfmonatlich Wickelkind wäre? Und wenn die Welt um ein alt' Weib ärmer wird? Mein Mann hat schon lang' genug auf mich gewartet.“

Laut weinend stürzte der Knabe an das Bett seiner Großmutter. „Narrele,“ sagte sie unter wunderbarer Rührung, „meinst du denn, der Mensch ist auf der Welt da, damit er sich alle Woch' einen guten Schabbes macht? Gott der Allmächtige im siebenten Himmel droben, der weiß nur zu gut, wenn der Uhr, die in uns steckt, ein Rädchen ausgebrochen ist. Was täten denn so viele Menschen auf der Welt? Daß man noch mehr Leid und Kummer vor sich sieht? Ich sag' dir, Fischele mein Kind, die zwei Augen, die sich einmal zugemacht haben, die machen sich nicht wieder auf, und wenn du eine ganze Kiste mit Gold und Perlen vor sie hinstellst. Daher lang' du mir nur mein Wanderbüchel her. Ich hab' noch drei Tag' vor mir, die möcht' ich gern für den großen Weg mich gehörig vorbereiten und zurichten, denn man weiß nicht, zu welchem großen Herrn man jetzt kommt?“

Der Jäger im stillen Walde hat es schon oft erfahren, wie das Wild, dem er nachgesetzt, mit der Todeswunde in sich noch tagelang umherirrte, wie es dann plötzlich unvorgesehen zu seinen Füßen zusammenstürzte, die tränenden Augen zu ihm aufrichtete und dann still dalag. So trug auch Jossef das Erlebnis dieser Nacht wie eine große Todeswunde in sich, die er sorgsam aller Welt verhüllen wollte, damit diese nicht gewahr werde, daß auch über ihn die Gewalt einer lange

verschobenen Stunde gekommen war. Die sichere Überzeugung, daß der Traum seiner Mutter etwas zu bedeuten habe, daß ihr Ende wenigstens nahe bevorstehe, kam wie ein Sturm in diese heimlich unterdrückten Flammen und fachte sie zu einer Lohe auf, die in manchen Augenblicken über seiner Seele zusammenschlug.

Was sollte er auch tun? Und daß etwas getan werden mußte, hörte Jossef in allen Pulsen seines Körpers hämmern. War es die Lösung seines Seelenzustandes, der einem Ende entgegenschlug? Waren es versöhnliche Stimmen, die sich nicht mehr beschwichtigen lassen wollten? Diese starke Natur stand rat- und tatlos da und mußte sich im Laufe des Tages die Selbstanklage mehr als einmal vorsprechen lassen: „Und du hast gemeint, du bist fertig mit ihr geworden? Das Rechte ist erst jetzt gekommen, jetzt wird die Mamme sterben, und Madlena wird nicht dabei sein.“

Trug er, trug sie die Schuld davon? mußte er sich schon fragen.

Seltsam! namentlich dieser letzte Gedanke war es, der ihn an diesem Tage nicht mehr verließ. Wohin er immer blickte, folgten ihm die todgebrochenen Augen seiner Mutter nach; stets sah er sich an ihrem Sterbebette allein, Madlena stand nicht neben ihm! Plötzlich, fürchtete er, werde die Mutter verlöschen, sie werde vielleicht nicht einmal soviel Zeit haben, um seinen Namen zu rufen — und Madlena wird nicht dabei sein!

Nur zuweilen überschlichen ihn die Geister der alten Stunden. Ob denn Madlena auch das Recht habe, am Sterbebette ihrer Mutter zu erscheinen? Ob es nicht eine Sünde wäre, sie in diesem Falle zu rufen?

Ein heftigeres Husten der Mutter, das aus der Stube zu ihm drang, ein lauter gesprochenes Wort aus dem Sterbebuche, in welchem die alte Marjim fast den ganzen Tag „sagte“, verscheuchten dann diese nagenden Geister, nur um

ihn andern zu überliefern, denen er ebensowenig Antwort stehen konnte.

Es wird vielleicht manchen sonderbar bedünken, daß sich in die wildstürmenden Gedanken Jossefs im Laufe des Tages der „Ahasverus“ so selten mengte. Aber von einer Natur, die einer gewaltsamen Lösung entgegengeht und die Krankheitsstoffe überwältigen soll, deren innerste Wohnung das geheimnisvolle Reich des Gemütes ist, kann man nicht fordern, daß sie ein Gedanke ausschließend allein beherrsche; nach hundert Ausgangstoren drängen sich die gelösten und sich lösenden Geister, und wehe der Seele, die es nicht vermag, das letzte Wort zu behaupten!

So war der Abend gekommen, so die Nacht, vor der er sich heute unerklärlich fürchtete. Was hatte er den ganzen Tag gelitten, und welches Ergebnis brachte ihm die Nacht? Lag ein bestimmter Gedanke vor ihm, an den er sich anklammern konnte?

Die alte Marjim hatte an diesem Tage unausgesetzt in dem „Wegweiser des Jenseits“ gesagt und fast kein anderes Wort weder mit Jossef noch mit Fischele gesprochen. Als Jossef spät am Abend, nachdem er das Gewölbe geschlossen, in die Stube trat, lag die Großmutter in einem leichten Schlummer, das Sterbebüchlein neben sich auf dem Bette. Sie mußte vor Müdigkeit entschlummert sein. Jossef trat zu ihr hin und betrachtete sie lange und anhaltend. Im fahlen Glanze des Kerzenlichtes, der auf ihr Antlitz fiel, kam es ihm beinahe vor, als sähe er eine Tote vor sich. Schon leuchtete darauf jener unendliche in Gott ruhende Friede, mit dem dieses Leben einmal schließen mußte! Und in zwei Tagen schon? Wie kurz, wie unhörbar ging bereits der Atem! Wie dünn und durchsichtig war schon das Gesicht!

Jossef schlich dann leise herbei und nahm das Sterbebüchlein hinweg, in der frommen Absicht, daß sich die Mutter mit dem Lesen dieser so aufregenden Gebete nicht noch mehr

abmatte. In demselben Augenblicke aber wachte Marjim schon auf und langte mit fieberhafter Eile nach der Stelle, wo das Sterbebüchlein gelegen hatte.

„Wo ist's? Wo ist der Meiver Jabok," schrie sie angstvoll, „wer hat das angestellt und hat's mir genommen."

„Aber Mamme," sagte Jossef, „laß dir das doch aus dem Kopf bringen. Du redest dir da eine Narretei ein, und du wirst doch noch über hundert Jahre leben."

„Gib mir nur mein Wanderbüchel," sprach sie mit so fester und reiner Stimme, wie sie Jossef nur in seinen Kindertagen gehört hatte, „mein Vater und König hat seinen Boten zu mir geschickt, und das ist mein Urdede gewesen. Jetzt kannst du tun, was du willst; du kannst mir am Freitag um die frommen Weiber*) schicken, du kannst es auch unterlassen; aber einen großen Gefallen möchtest du doch deiner alten Mamme tun, wenn du gleich morgen einen Boten nach Bunzlau schickst."

Sie wurde nicht eher ruhig, bis Jossef mit blutendem Herzen das Versprechen geleistet hatte, gleich am frühen Morgen einige „fromme Weiber" in Bunzlau zu benachrichtigen.

„Und jetzt Fischeleleben," sprach sie zu ihrem Enkel, „tu Krischme leinen (den Abendsegen beten) und geh in dein Kämmerl und leg dich schlafen. Morgen früh ist Donnerstag und übermorgen ist Freitag."

Sie konnte nicht weiter sprechen, laut weinend küßte ihr der Knabe die blasse abgemagerte Hand. Die ahnungsvolle Seele des Kindes ging diesmal mit Todesschauern an das Nachtgebet und in den Schlaf.

---

*) Frauen, die sich um den Sterbenden befinden und die letzten Gebete mit ihm verrichten. Sie besorgen auch die Waschung, das Anziehen der Toten usw. Bei den Männern besorgt diese milde Angelegenheit die heil. Bruderschaft der Totengräber (Kabronim).

Als der Knabe sich entfernt hatte, entstand eine lange ungestörte Pause zwischen Mutter und Sohn. Jossef saß am Tische und starrte düster in das Kerzenlicht, allen Qualen des Augenblickes hingegeben. Alles, was seine Mutter ihm war, wie er sie so oft hart behandelt, gar nicht wie ein Sohn seine Mutter, ging jetzt an seinem Geiste vorüber. Was hatte er ihr für all ihr Lieben, Dulden und Bekümmern geboten?

„Jossef," rief Marjim plötzlich, „komm doch einmal her zu mir."

Er folgte diesem Rufe und stellte sich schweigend an ihr Bett.

„Weißt du, Jossef," begann sie, „ich kenn' dich seit einiger Zeit gar nicht mehr. Du gehst im Haus herum nicht anders, als hättest du einen Menschen draußen auf der Heerstraße erschlagen! Weißt du, daß mir das mein Herz stark beschwert macht? Ich mein' doch, in deinem Geschäft ist Gott behüt' nichts vorgefallen, oder ist dir wirklich etwas schief gegangen, und du verschweigst mir's."

„Das Geschäft geht gut," antwortete er leise, „da kann ich dir drauf schwören, möcht' alles andere so gut gehen!"

„Und das trägst du in dir und verzehrst dich daran?" sagte sie im Tone eines milden Vorwurfs, „du bist ja seit einiger Zeit, als ob dir deine Mamme nicht erst in drei Tagen wird sterben, als ob sie schon seit zwanzig Jahren gestorben wär'? Meinst du, das ist nicht auch eine Sünde, wenn man an seiner Mamme vorbeigeht, als ob sie gar nicht da wär' in der Welt? Versündige dich nicht, Jossef! Es gibt nur eine Mutter, und wenn die fort ist, kannst du lange suchen, bis du eine findest."

„Das weiß ich, Mamme," sagte Jossef stockend, „aber was mir fehlt, das kann ich dir doch nicht sagen."

„Er kann nicht! er kann nicht!" rief die alte Frau mit einem Anfluge von Groll. „Da seh' mir einer den Menschen

an, der zu seiner Mutter sagt: Ich kann nicht! Und meinst du denn, deine Mamme, wenn sie auch alt und schwach ist, hat keine Augen im Kopfe gehabt, und hat nicht gesehen bis auf den Grund von deiner Seele? Lern' du nur nicht einer Mutter ihr Kind ausforschen; die ist von Gott und für Gott eingesetzt. Gott hat sich gedacht: Ich kann nicht überall dabei sein, und da hat er dem Menschen eine Mutter gegeben."

Joffef vermochte vor tiefer Bewegung nicht zu sprechen, er starrte nur die alte Frau an, die heute so eigentümlich verständig sich gebärdete.

„Du schweigst noch immer?" sagte sie nach einer Weile. „Muß ich dich aufschließen, wie man eine versperrte Tür aufschließt? Dir geht im Kopf Madlena — Dinah will ich sagen, herum, die läßt dir keine Ruh', du hast unrecht an ihr getan, und jetzt weißt du nicht, wie du mit ihr fertig werden sollst. Und fertig möchtest du mit ihr gerne werden, du weißt nur nicht, wie du's anfangen sollst. Hab' ich's erraten?"

„Das ist's auch, Mamme," entgegnete er hoch aufatmend, „zehn Zentner schwer, wenn man auf mich legen möcht', die könnten mich nicht so drücken."

„Nu? siehst du, daß deine alte Mutter auch Augen im Kopf hat?" sagte Marjim.

Eine verschlossene Quelle schien plötzlich des Steines, der kalt und finster auf ihr gelegen, entledigt zu sein, als Joffef nun zu reden begann. Rasch schloß sich jetzt Wort an Wort; mit kurzen Worten schilderte er der Mutter seine Qualen; wie er sich berechtigt halte zu seinem Hasse gegen Madlena. Sie habe den Vater in die Erde gebracht, und wenn die Mutter, was Gott verhüte, weil es doch sein müsse, aus dem Hause werde getragen werden, sei nur ein Sohn und keine Tochter da, der um sie sieben Tage in Trauer sitzen würde. Daran sei Madlena allein schuld, er trage diesen Kummer

schon zehn Jahre mit sich herum. Er könne der Mutter nicht sagen, was er alles gelitten, es ginge nicht auf zehn Bücher zu schreiben. Gestorben wenn sie wäre, nämlich Madlena, er hätte vielleicht geweint um sie, so lebte sie aber und sei ihm zur täglichen Qual. Er habe oft darüber nachgedacht, ob es nicht Sünde wäre, so an seiner eigenen Schwester zu handeln, aber Gott selbst, der da spricht: „Wer zu seinem Bruder und zu seiner Schwester sagt, ich kenne dich nicht, ich weiß nichts von dir", habe ihm recht gegeben. Was der Mensch tun solle, wo Gott selbst so deutlich spreche? Noch vor drei Wochen sei dieser Haß gegen Madlena in ein großes Unrecht, das er wohl fühle, ausgebrochen, aber er sei einem dunklen Drange gefolgt, der ihn nicht habe anders handeln lassen. Und doch so gut er wisse, wie er das vollste Recht habe, gegen Madlena so und nicht anders zu tun, sei er mit ihr doch nicht „fertig"; immer mahne ihn etwas an sie, er werde nicht eher Ruhe vor ihr haben, bis nicht entweder sie oder er gestorben wäre und in der Erde liege.

So hatte Jossef gesprochen, und in einer Viertelstunde all die Säure des Lebens aus sich ausgeschieden, die zehn lange Jahre in ihm aufgehäuft. Als er geendigt, sah er seiner Mutter forschend, fast ängstlich auf die Lippen, welche Gegenrede sie ihm bringen würden. Die alte Marjim lag aber regungslos da; nicht das leiseste Zucken eines Gesichtsmuskels ward offenbar; der ganze Redestrom schien ungehört an ihrem Ohre vorübergerauscht zu sein. Es schnitt dies Jossef bitter durchs Herz.

„Weißt du, Jossef," fuhr sie plötzlich wie aus einem Traume auf, „was dein Urdede, von dem meine Mutter die Enkelin war, immer gesagt hat: Nicht sollt ihr wissen, was man alles tun darf."

Entsetzt sah Jossef seine Mutter an. War der Augenblick bereits gekommen, wo der Geist nicht mächtig mehr,

den zerfallenden Leib zu beherrschen, verräterisch ihn verläßt und aus seinen Bahnen tritt? Noch mehr erstarrte er, als die alte Frau fortfuhr:

„Weil ich gerad' von meinem Urdede rede, da ist mir eingefallen, daß ich noch etwas von ihm besitze, was schon vielleicht über hundert Jahre muß alt sein. Du mußt nämlich wissen, und als Kind hab' ich dir's verzählt: dein Urdede ist ein gewaltig frommer und großer Mann gewesen, sie haben ihm aber alle zehn Bücher, die er hat geschrieben, am Vortage des Jom Kippur, draußen vor der Schul' verbrannt. Es ist nicht ein Blatt zurückgeblieben, haben die Leut' gemeint, aber meine Mamme, die war ein gescheit Weib, hat auf ihrem Sterbebette mir's doch verraten, ich hab's nur keinem sagen dürfen, daß noch etwas da ist von dem guten frommen Urdede! Dort im Kasten, in der untersten Schublade, gerade dort, wo meine Tachrichim (Sterbekleider) liegen, da wirst du's finden; es sind nur so ein paar beschriebene Blätter. Wenn ich jetzt zu meinem Urdede werd' kommen und er mich fragt: Marjim, was hast du denn von mir aufbewahrt gehabt? Da muß ich doch wissen, was ich ihm für eine Antwort geben soll?"

Jossef schloß den Kasten auf; er tat es mit jener stillen Ergebenheit in den Willen einer Sterbenden, für die man einen Stern vom Himmel herunterreißen würde. Er war überzeugt, daß er nichts finden würde. Die Sterbekleider fand er wohl am bezeichneten Orte, auch konnte er mit einer gewissen freudigen Traurigkeit bemerken, wie sie in schöner Ordnung aufgeschichtet in der Schublade lagen; aber von dem Nachlasse des Urdede fand er keine Spur.

„Ich seh' nichts, Mamme," sagte er endlich nach langem Suchen.

„Es muß auf dem untersten Grund liegen," rief Marjim mit großer Bestimmtheit, „gerade unter den Tachrichim."

Jossef erschrak fast, als er auf der angegebenen Stelle

wirklich ein kleines Bündelchen beschriebener Papiere fand. Er trat damit zum Lichte; der Moderduft der Verwitterung wehte ihn daraus an. Nur mit äußerster Vorsicht konnte er die fast schon ganz zerfallenen Blätter voneinander lösen; die wenigen, die sich unversehrt erhalten hatten, waren mit jüdischer Kleinschrift bedeckt, wie man sich deren im gewöhnlichen Leben bedient, aber selbst auf diesen waren viele Stellen ganz unleserlich und die Tinte ganz verblaßt worden.

„Ist die Schrift wirklich von unserm Urdede?" fragte er.

„Wenn ich dir sag', daß mir's die Mamme auf ihrem Sterbebette übergeben hat," entgegnete Marjim fast verletzt durch diesen Zweifel an der Echtheit ihres Manuskriptes.

„Merkwürdig," sagte Jossef, „was der Urdede für eine eiserne Schrift gehabt hat."

„War er denn nicht ein großer und merkwürdiger Mann?" rief Marjim mit nicht geringem Stolze. „Jetzt red' aber nicht lange und lies vor, was da drin geschrieben steht. Ich muß doch wissen, um antworten zu können?"

Es war spät in der Nacht, als Jossef zu lesen begann. Er nahm die noch leserlichen unversehrten Blätter; die Schrift war deutlich und wie „gedruckt" und ließ sich ohne Anstrengung durchfliegen.

Jossef las.

„So hat gesprochen Jischai, der Sohn Jossefs und der Marjim, als er das Volk sah, und ist auf einen Berg gegangen und hat seinen Mund aufgetan, auf daß er es lehre.

‚Gesegnet sind diejenigen, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.

Gesegnet sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Gesegnet sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

Gesegnet sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.

Gesegnet sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Gesegnet sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl gehen und ihr werdet belohnt werden. Denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen.'"

Jossef hielt inne. Die eigentümliche Redeweise und die sonderbaren Segnungen, die er noch in keinem Gebetbuch gefunden, verwirrten ihn; er hatte von dem Manuskripte ganz anderes erwartet. Der erste Eindruck dieser herrlichen Sätze war bei ihm Überraschung.

„Der Urdede soll das wirklich geschrieben haben?" fragte er.

„Du hörst ja, wie er schreibt, daß sie ihn verfolgt haben gleichwie die Propheten, die vor ihm gewesen sind," erklärte Marjim, „es ist gar von keinem andern die Red' als von ihm."

Jossef las weiter; er mußte einige verwitterte Blätter zur Seite legen.

„Denn ich sage euch, es sei denn euere Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen."

Wieder unterbrach sich Jossef und begann ungläubig zu werden.

„Wen meint denn der Urdede damit?" fragte er, die Stirne in Falten legend.

„Daß du das nicht verstehst?" rief die alte Marjim mit klarer Stimme, „da redt er wieder von sich selbst, er hat viel von den Rabbinern ausgestanden, denn die haben ihm seine zehn Bücher verbrannt. Das meint er unter den Schriftgelehrten."

War Jossef durch diese sinnreiche Erklärung der Mutter beruhigt? Er las weiter:

„Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichtes schuldig, wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Rats schuldig; wer aber sagt: Du Narr, der ist des Gehennims*) schuldig.

Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altare opferst und wirst allda eingedenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe.

So laß allda vor dem Altare deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder und alsdann komm und opfere deine Gabe.

Sei willfährig deinem Widersacher bald, dieweil du bei ihm noch auf dem Wege bist, auf daß dich dein Widersacher nicht dermal einst überantworte dem Richter, und der Richter überantworte dich dem Knecht und werdest in den Kerker geworfen.

Ich sage dir: Wahrlich, du wirst nicht von dannen herauskommen, du habest denn deinen letzten Heller bezahlt."

Jossef konnte nicht weiter lesen. Entsetzt, mit rollenden Augen sprang er vom Tische auf, schob die Blätter weit weg von sich, als ob ihr bloßes Dasein allein ihn mit Schauer überfiele.

Sprachlos, überwältigt von der geheimnisvoll wirkenden Kraft der gelesenen Sätze schritt er in der Stube auf und nieder.

„Mamme," rief er endlich, „da laß ich mich ender umbringen, als daß ich glaube, der Urdede hat das geschrieben."

Im wunderbaren Glanze leuchtete das Antlitz der alten Frau. Sie hatte Himmelsmusik gehört, war im herrlichen Gan Eden**) gewesen, während um Jossefs Ohren die Trümmer

---

*) Hölle. **) Paradiese.

zusammenstürzender Welten krachten, Donner rollten und schwere Sturmwinde über die Erde brausten, als wollten sie eine alte Schöpfung aus ihren Angeln heben und Raum schaffen für eine neue, noch nie dagewesene!

„War er denn nicht auch ein merkwürdiger, ein großer Mann, Narrele," wiederholte sie lächelnd, ohne im Entferntesten die Lage ihres Sohnes zu ahnen, „und wer denn sollte das geschrieben haben? Hätten sie ihm denn seine zehn Bücher verbrannt, wenn er so was nicht hätt' geschrieben? Gott der Lebendige weiß, was alles in diesen Büchern gestanden sein muß. Denken kann ich mir's aber leicht, und daß es muß schön gewesen sein, das hast du jetzt erlebt."

„Schön!" rief Jossef wild, „da läßt sich gar kein Wort dafür finden, es reißt mir das Herz heraus."

„Kann da dein Urdede dafür, du kurioser Mensch?" entgegnete die alte Frau mit einem Tone, der fast strenge klang. Sie hatte sich im Bette aufgerichtet; eine innen wirkende Kraft schien sie zu beleben.

„Da, stell dich her zu mir, und sag, wenn du kein Lügner sein willst, ob nur ein Wort, in dem, was der Urdede geschrieben hat, nicht wahr ist? Gold und Perlen ist alles, was er sagt; jetzt weiß ich erst, was der Urdede für ein Frommer gewesen ist. Verbrannt haben sie ihm seine Bücher, weil er ihnen die Wahrheit gesagt hat; die können die Leut' nicht hören, und daß er immer gesagt hat: Nicht wissen sollt's ihr, was man alles tun darf! Die Leut' wollen auch nicht wissen, was man alles tun darf."

„Mamme," rief Jossef mit gefalteten Händen, „hör auf, himmelhoch bitt' ich drum! Der Urdede tut mir schon genug wehe."

„Mein lieb Kindleben," sagte Marjim mit plötzlich verändertem Tone, mild und einschmeichelnd, „wehtun hab' ich dir nicht wollen, ich bin ja doch deine Mutter und heiß' Marjim. Ich will nur, daß du weißt, was dein Urdede für

ein Mann gewesen ist. Sagt er denn gar nichts mehr? Fertig mußt du mit dem Geschriebenen doch noch nicht sein?"

Fast willenlos setzte sich Jossef wieder zum Tische und nahm die vergilbten Blätter wieder zur Hand, er las:

„Darum, wer diese meine Rede hört und tut sie, den vergleich' ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen gebaut hat.

Da nun ein Platzregen fiel und ein Gewässer kam und wehten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht, denn es war auf einen Felsen gegründet.

„Und wer diese meine Rede hört und tut sie nicht, der ist einem törichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand gebaut hat.

Da nun ein Platzregen fiel und kam ein Gewässer und wehten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und tat einen großen Fall.

Und es gab sich, da Jischai, der Sohn Jossefs und der Marjim, diese Rede vollendet hatte, fürchtete sich das Volk über seine Lehre.

Denn er predigte gewaltig und nicht wie die Rabbiner."

Nicht der leiseste Atemzug ging nach diesen Worten durch die enge Stube; nach einer Weile sagte die alte Frau, die still vor sich hinweinte:

„Siehst du, sie hat auch Marjim geheißen wie ich, und hat auch einen Sohn gehabt, und das war kein anderer als mein Urdede. Ich heiß' ja dessentwegen auch nach seiner Mutter."

Was Jossef in diesem Augenblicke dachte, war ein wirres Durcheinanderjagen sich widersprechender Empfindungen. Er fühlte sich mehr körperlich als geistig abgespannt, seine Augen schmerzten ihn, sein Herz pochte gegen die Brustwand. Er war wie einer, der sich unter der Hand eines Gewaltigen fühlt, unfähig, seinen Blick zu ihm aufzurichten.

„Genug, genug, Mamme," rief er mit gepreßter Stimme,

„ich mein' schier, daß ich sterben muß, wenn du noch ein Wort sprichst."

„Du Narr," sagte sie lächelnd, „ich werd' sterben und du wirst leben und wirst denken all die Tag' deines Lebens, an den Urdede und die alte Mamme, wenn schon lang' nichts mehr da ist von ihr. Sei du kein Narr und leg dich lieber schlafen. Ich werd' ja morgen noch nicht sterben."

Und so schnellem Wechsel ist das Menschengemüt unterordnet, daß Jossef keine halbe Stunde darauf im tiefsten Schlafe lag. Marjim aber wälzte sich schlummerlos in ihrem Bette; sie mußte ja daran denken, was sie ihrem Urdede am Freitage, wenn sie zu ihm kommen werde, für eine Antwort geben solle!

---

## 13. Kapitel 5, 6, 7.

Frühmorgens am andern Tag, der ein Donnerstag war, erwachte die alte Marjim so frisch und wohlauf, als ob sich ihre trübe Voraussage für jetzt nicht bewahrheiten sollte. Sie verlangte mit heller Stimme, daß man ihr das „Anbeißen" bringe und hernach ihr „Wanderbuch". Fast schöpfte Jossef wieder frischen Mut, als er die Mutter so heiter und lebenskräftig aus ihrer Todesschwäche sich erheben sah; er sagte es ihr auch, daß sie gewiß noch hundert Jahr alt werden müsse; mit keiner anderen als mit ihr wolle er auf Fischeles Hochzeit einmal den Vortanz eröffnen. So suchte er sich selbst im Glauben und Trost aufrecht zu erhalten.

Sie aber sagte lächelnd:

„Laß du den Apfel fallen, wenn er nicht mehr auf dem Baum bleiben will; es hilft zu nichts, wenn man sich unter den Baum stellt und zu dem Apfel sagt: Du Äpfele, untersteh dich nicht, schon herunterzufallen! Es bleibt doch nicht

oben, wenn's Gott einmal so bestimmt hat. Darum, wenn du mir einen Gefallen tun willst, so mach dich selbst auf und geh nach Bunzlau, mir die frommen Weiber zu bestellen. Sehr lange dauert's so nicht, und ob sie um ein paar Stunden früher mit mir ‚sagen', das wird Gott mir nicht übelnehmen."

Josef trug aber Bedenken, die alte Frau, der die Todesgedanken nicht aus dem Sinne wollten, zu verlassen. Er gab deswegen allerlei Ausflüchte vor; wenn man sterben solle, habe es immer Zeit, und die Mutter werde sehen, daß die frommen Weiber sich „jachten"*) würden, daß man sie gerade auf den Freitag, wo sie am meisten zu tun hätten, herausbestelle: denn sie würde es schon erleben, wie recht er habe.

„Ich weiß schon, du willst nicht gehen, weil du meinst, es könnt' mir währenddem etwas zustoßen," sagte die alte Frau mit einer merkwürdigen Bestimmtheit. „Recht könntest du schon haben, und ich möcht' dich auch nicht fortlassen, wenn ich's von meinem Urdede nicht ganz sicher, wie geschrieben und gesiegelt hätte, daß es erst zwischen morgen und übermorgen sein wird. Darum sei ganz ruhig und geh nur. Ich geb' dir mein Wort drauf, du wirst mich noch antreffen, wenn du daheim kommst."

Wirklich beruhigte ihn diese Zusage. Er versprach der Mutter, sich sogleich auf den Weg zu machen, aber nicht „dessentwegen" meinte er, denn er sei überzeugt, sie werde die frommen Weiber noch lange nicht zu sehen brauchen, sondern der Schrift wegen, die vom Urdede noch da sei. Er trage ein heftiges Verlangen danach, zu wissen, was damit eigentlich sei; er werde deswegen geraden Wegs zum Lehrer gehen, der sich auf so was verstehen müsse; dem werde er die Schrift vorlegen.

---

*) Ärgern.

„Geh nur, geh nur," sagte kopfschüttelnd die alte Frau, „ich weiß gar nicht, was du da erfragen willst? Vom Urdede ist die Schrift, auf das kannst du dich verlassen, was du aber weiter willst, das seh' ich nicht ein."

Trotz dieser Abmahnung, die aus dem gerechten Stolze der Großmutter auf den Urdede entsprang, nahm Jossef die vergilbte Nachlassenschaft mit und machte sich auf den Weg nach Bunzlau.

Nachdem er dort die traurige Bestellung bei den frommen Weibern verrichtet hatte, die ihm mit ihrem Handschlag versprachen, sich morgen in aller Frühe im Dorfe einzufinden, suchte er den Lehrer Julius Arnsteiner auf.

Julius Arnsteiner ließ sich bei dem Eintritte Jossefs nicht den Witz entgehen, ob er die Ofenkachel einschlagen solle? da ein so frommer Mensch, wie Rebb Jossef einer sei, es für wert gehalten habe, zu einem solchen Posche Jisroel*) zu kommen. In kurzen, gedrängten Worten trug Jossef dem Lehrer sein Anliegen vor, und wie außerordentlich viel ihm daran gelegen sei, zu wissen, was denn eigentlich an der Schrift sei. Die sei ganz merkwürdig, gar nicht wie andere „Sachen", und man könne daraus viel lernen. Auf welche Art und unter welchen Umständen sie in seine Hände gelangt war, davon hütete er sich, ein Wort zu verraten.

„Was wird es sein?" sagte der Lehrer achselzuckend, indem er die vergilbten Papiere vor sich ausbreitete, „eine Katz' hat an einem Fleischtopf genascht und gleich darauf Milch getrunken, und da hat Euer Urdede ein ganzes Buch darüber geschrieben, was denn mit der Katze eigentlich anzufangen ist? Das wird's sein."

„Leset nur, Herr Lehrer," meinte Jossef nachdrücklich, „Ihr werdet sehen, es ist etwas ganz anderes."

---

*) Abtrünniger von Israel.

Julius Arnsteiner antwortete mit einem verächtlichen Achselzucken. Hierauf durchblätterte er das Manuskript, währenddem er jenen singenden Ton, den man während des Lernens des Talmuds anstimmt, vor sich hinsummte.

Jossef starrte ihn mit unverwandten Blicken an; er sah, wie sich die Aufmerksamkeit des Lehrers, je weiter er in der Schrift kam, steigerte; das verächtliche Achselzucken hatte aufgehört, der singende Ton auch; man sah es Julius Arnsteiner an, daß ihn das Gelesene in hohem Grade fesselte.

Mit einem Male sprang er auf, schlug sich an die Stirne und rief:

„Gott, Gott, mir ist das so bekannt, ich muß es irgendwo schon gelesen haben."

Sinnend stand er dann eine Weile da; dann riß er einen seiner Bücherkasten auf, aus dessen hinterstem Brette, versteckt unter anderen, er ein bedeutend dickes Buch hervorholte. Mit zitternder Hast schlug er Blatt für Blatt zurück, las auch oft mit schnell überfliegenden Blicken ganze Seiten, bis er plötzlich, fast atemlos, rief:

„Hab' ich's doch gewußt, daß ich das irgendwo muß gelesen haben. Da steht's, da steht's! und Wort für Wort."

Erstaunt fragte Jossef, was er denn eigentlich gefunden habe.

„Ihr Urdede," sagte der Lehrer mit strahlendem Anblick, „muß ein merkwürdiger Mensch gewesen sein. Ich begreife erst jetzt, woher die Spinozas und Uriel Akostas gekommen sind. Wollen Sie wissen, was die Schrift eigentlich ist?"

„Um dessentwillen bin ich ja zu Ihnen gekommen," entgegnete ruhig Jossef.

„Sie werden aber erschrecken," sagte Arnsteiner zögernd.

„Erschrecken kann ich nicht mehr," versetzte Jossef, „weil ich sie schon gelesen hab'. Sie hat mir genug mein Herz herausgerissen."

„Hat sie das?" meinte der Lehrer mit einem sonderbaren

Lächeln. „Es kann auch nicht anders sein. Jahrtausende lang quält sich die Menschheit damit; Ströme Blutes sind vergossen worden, Kriege hat man geführt, dreißig und mehr Jahre lang, und warum? Weil man um den rechten Sinn dieser Schrift herumstritt; und da sollte ein einzelner Mann sich nicht getroffen fühlen? — Soll ich es Ihnen also wirklich sagen, Rebb Jossef?"

„Bin ich denn ein Kind?" sagte dieser.

„So hören Sie," rief Arnsteiner, Jossef scharf fixierend, „die Schrift Ihres Urdede — ist eine Übersetzung des Evangeliums Matthäi, wie es geht und steht."

„Wer ist das?" fragte Jossef ruhig.

„Das wissen Sie nicht," rief der Lehrer, in lautes Gelächter ausbrechend. „Da, lesen Sie in dem Buche, was steht da, worauf ich mit dem Finger hindeute?"

Jossef las: „Das fünfte Kapitel. Christi Bergpredigt, von der Christen Seligkeit und Verständnis des Gesetzes. Evangelium am Tage aller Heiligen."

„Das geht *sie* an," meinte er zu dem Lehrer aufblickend; er hatte Madlenas Kirchengenossen im Sinne.

Julius Arnsteiner lachte wieder hell auf.

„Warum lesen Sie nicht weiter, Rebb Jossef?" rief er.

Fast um dem Lehrer einen deutlichen Beweis zu geben, daß er sich vor dem Berühren der „verbotenen Bücher" nicht scheue, las Jossef weiter:

„Da er aber das Volk sah, ging er auf einen Berg und setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm hin. Und er tat seinen Mund auf, lehrte sie und sprach: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr, selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden."

„Nu, Rebb Jossef? Wissen Sie schon, wie es mit Ihrem Urdede ist?" rief Julius Arnsteiner mit überflüssigem Hohn, „und wer bei ihm Jischai der Sohn des Jossef und der Marjim ist?"

Jossef zitterte unter der unbarmherzigen Last dieser Frage. Sein erdfahles Antlitz zum Lehrer emporhebend, sagte er tonlos:

„Das ist eine Strafe Gottes, Herr Lehrer! Mein Herz hat sich überhoben, hat gepocht, weil ich in der Bibel Sätze gefunden und mich hab' auf diese hin berufen. Da muß nun etwas anderes kommen ... was vielleicht auch wahr ist. Gott hat mir seit einiger Zeit mancherlei zugeschickt, ich muß auch das dazulegen. Und zuletzt ob's der oder mein Urdede geschrieben hat, es fragt sich nur, ob er recht oder unrecht hat."

Julius Arnsteiner traute seinen Ohren kaum, als er diese milde Fassung in Wort und Gebärde Jossefs gewahr wurde. Es war ihm unbegreiflich, wie einer, der seinen Kommentar zu der Bibel so übel aufgenommen hatte, so ruhig, so fast ohne alle Überraschung die für jeden andern so schreckliche Kunde hören konnte: das, was er für das Werk seines Großvaters gehalten, war aus dem Herzen des blonden Rabbi von Nazareth gekommen! Arnsteiner kannte die Geschichte dieser Seele nicht; — wir wollen ihm diese Unkenntnis verzeihen.

Fast um sein Unrecht gut zu machen, sagte er tröstend:

„Freilich haben Sie recht, Rebb Jossef, wenn Sie meinen, daß es gleichgültig ist, wer das geschrieben hat, Ihr Urdede oder Christus oder der Evangelist Matthias. Ich frage Sie nur: Wer war Ihr Urdede? ein Jude, wer war Jesus? oder wie Ihr Urgroßvater geschrieben hat: Jischai, der Sohn des Jossef und der Marjim? ein Jude, wer war der Evangelist Matthias? Auch einer —"

„Mit dem kommen Sie mir nicht, Herr Lehrer," entgegnete Jossef mit verfinstertem Antlitz, „mit dem nicht. Mit Ihrer Philosophie ist bei mir nichts auszurichten, ich weiß jetzt selbst, was zu tun ist."

Damit empfahl er sich dem Lehrer und ging.

Julius Arnsteiner hatte nichts Eiligeres zu tun, als im ganzen Ghetto umherzulaufen und mit lachendem Munde den Leuten zu erzählen, wie der „Landjüd“ etwas für das Werk seines Urdede gehalten, was eigentlich das Evangelium Matthäi gewesen sei ...

Jossef schritt indes rasch auf das Dorf zu; er schaute niemals zurück; sein früher erdfahles Gesicht war mit hoher Röte bedeckt. War seine Brust frei? Fühlte er, daß die alte Kraft wieder gewonnen war? Er gedachte noch heute mit Madlena zu sprechen.

---

## 14. Madlena.

Wie einen aus siegreichem Kampfe Hervorgegangenen im Augenblicke, wo ihm unser Dankeswort entgegenschallt, der Gedanke fast zu Boden drückt, wie viele Leichen in die kühle Erde sich legen mußten, damit er, hoch aufgerichtet und herrlich geschmückt unter den Lebenden einherschreite, fast übermütig mit dem Leben prunkend, das er andern genommen, so war's unserm Jossef, als er mit dem reifen Entschlusse, heute wirklich „fertig“ zu werden, den Weg zur Heimat ging.

Wenn die Mutter indes gestorben? Wer hatte dann ihren letzten Atem belauscht, die Hand auf ihr stummes Herz gelegt, ob es noch schlage? Er nicht, aber auch sie nicht. Wie er nur so lange zögern könne, fiel ihm ein, warum er nicht wie ein Vogel fliege, ihr die Kunde zu bringen, daß sie hintreten dürfe an das Bett der Mutter, sich „ausweinen“ dürfe über dem stillestehenden Herzen derjenigen, der sie seit zehn Jahren so nahe und doch so ferne gestanden?

Fast atemlos kam er an den ersten Feldern seines Dorfes an. Es war heißer Mittag, und die Sonne brannte lotrecht vom Himmel herab. Auf den Äckern stand die Natur still, kein Lufthauch bewegte das goldene Saatenmeer, kein Bauer

ward auf dem weiten Umkreise sichtbar, soweit auch das Auge reichte. Er schritt immer rascher vorwärts. Ein anderer Umkreis öffnete sich seinem Blicke — auf einem Felde, abwärts von der Straße, sah er ein weibliches Wesen emsig arbeiten. Sie war ihm mit dem Rücken zugewandt, aber er kannte das Feld . . . .

All sein Blut drängte sich gegen den Kopf. Sollte es Madlena sein?

Er bog querfeldein von der Straße. Auf dem weichen grasbewachsenen Raine, auf dem er zu dem Acker gelangen konnte, wurden seine Schritte nicht gehört, aber je näher er kam, desto mehr schwankten seine Füße; es war ihm, als drehten sich die Felder im Kreise rings um ihn. Er stand schon hinter Madlena, als diese, die den Nahenden nicht gehört hatte, noch immer in ihrer Arbeit fortfuhr. Die Haue, womit sie die Erdäpfelstauden aus der lockern Erde hervorholte, senkte sich, fuhr wieder auf. Madlena ahnte nicht, wer hinter ihr stand.

Nur einige Schritte von ihr stand Jossef, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, und schaute sprachlos dem Tun Madlenas zu. Plötzlich ließ Madlena die Haue fallen; sie richtete sich auf und sah um sich . . .

Ein gellender Schrei, der Jossefs innerstes Leben traf und ein Bewegung, als wenn sie fliehen wollte, war das einzige, was dieser erste Augenblick ihr entlockte. Dann bedeckte sie mit beiden Händen das todbleich gewordene Antlitz.

„Dinah,“ sagte Jossef in den weichsten Klängen seiner Stimme, und streckte seine Arme gegen sie aus.

Als Madlena sich bei ihrem eigentlichen Namen angerufen hörte, ließ sie die Hände von ihrem Angesichte sinken; sie wankte einige Schritte vorwärts gegen ihn, fast ohnmächtig, leblos beinahe; er fing sie in seinen Armen auf . . .

Eine lange Weile weinte sich Jossef an ihrem Halse aus. Madlena war keines Wortes mächtig. Als sie Jossef wieder

Julius Arnsteiner hatte nichts Eiligeres zu tun, als im ganzen Ghetto umherzulaufen und mit lachendem Munde den Leuten zu erzählen, wie der „Landjüd“ etwas für das Werk seines Urdede gehalten, was eigentlich das Evangelium Matthäi gewesen sei . . .

Jossef schritt indes rasch auf das Dorf zu; er schaute niemals zurück; sein früher erdfahles Gesicht war mit hoher Röte bedeckt. War seine Brust frei? Fühlte er, daß die alte Kraft wieder gewonnen war? Er gedachte noch heute mit Madlena zu sprechen.

---

## 14. Madlena.

Wie einen aus siegreichem Kampfe Hervorgegangenen im Augenblicke, wo ihm unser Dankeswort entgegenschallt, der Gedanke fast zu Boden drückt, wie viele Leichen in die kühle Erde sich legen mußten, damit er, hoch aufgerichtet und herrlich geschmückt unter den Lebenden einherschreite, fast übermütig mit dem Leben prunkend, das er andern genommen, so war's unserm Jossef, als er mit dem reifen Entschlusse, heute wirklich „fertig“ zu werden, den Weg zur Heimat ging.

Wenn die Mutter indes gestorben? Wer hatte dann ihren letzten Atem belauscht, die Hand auf ihr stummes Herz gelegt, ob es noch schlage? Er nicht, aber auch sie nicht. Wie er nur so lange zögern könne, fiel ihm ein, warum er nicht wie ein Vogel fliege, ihr die Kunde zu bringen, daß sie hintreten dürfe an das Bett der Mutter, sich „ausweinen“ dürfe über dem stillestehenden Herzen derjenigen, der sie seit zehn Jahren so nahe und doch so ferne gestanden?

Fast atemlos kam er an den ersten Feldern seines Dorfes an. Es war heißer Mittag, und die Sonne brannte lotrecht vom Himmel herab. Auf den Äckern stand die Natur still, kein Lufthauch bewegte das goldene Saatenmeer, kein Bauer

ward auf dem weiten Umkreise sichtbar, soweit auch das Auge reichte. Er schritt immer rascher vorwärts. Ein anderer Umkreis öffnete sich seinem Blicke — auf einem Felde, abwärts von der Straße, sah er ein weibliches Wesen emsig arbeiten. Sie war ihm mit dem Rücken zugewandt, aber er kannte das Feld . . . .

All sein Blut drängte sich gegen den Kopf. Sollte es Madlena sein?

Er bog querfeldein von der Straße. Auf dem weichen grasbewachsenen Raine, auf dem er zu dem Acker gelangen konnte, wurden seine Schritte nicht gehört, aber je näher er kam, desto mehr schwankten seine Füße; es war ihm, als drehten sich die Felder im Kreise rings um ihn. Er stand schon hinter Madlena, als diese, die den Nahenden nicht gehört hatte, noch immer in ihrer Arbeit fortfuhr. Die Haue, womit sie die Erdäpfelstauden aus der lockern Erde hervorholte, senkte sich, fuhr wieder auf. Madlena ahnte nicht, wer hinter ihr stand.

Nur einige Schritte von ihr stand Jossef, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, und schaute sprachlos dem Tun Madlenas zu. Plötzlich ließ Madlena die Haue fallen; sie richtete sich auf und sah um sich . . .

Ein gellender Schrei, der Jossefs innerstes Leben traf und ein Bewegung, als wenn sie fliehen wollte, war das einzige, was dieser erste Augenblick ihr entlockte. Dann bedeckte sie mit beiden Händen das todbleich gewordene Antlitz.

„Dinah," sagte Jossef in den weichsten Klängen seiner Stimme, und streckte seine Arme gegen sie aus.

Als Madlena sich bei ihrem eigentlichen Namen angerufen hörte, ließ sie die Hände von ihrem Angesichte sinken; sie wankte einige Schritte vorwärts gegen ihn, fast ohnmächtig, leblos beinahe; er fing sie in seinen Armen auf . . .

Eine lange Weile weinte sich Jossef an ihrem Halse aus. Madlena war keines Wortes mächtig. Als sie Jossef wieder

aus der Umarmung ließ, stand sie ihm mit gefalteten Händen wie bittend gegenüber; noch immer vor Schrecken bleich ihn sprachlos anstarrend.

Kein Wort des Verständnisses ward zwischen den beiden in diesen ersten Augenblicken gewechselt. Jossef hatte ihr nichts zu sagen, er schaute die Wiedergewonnene mit leuchtenden Augen an; sein ganzes Wesen zitterte vor tiefster Erregtheit.

Wie wenig bedarf's doch, um einen jahrelang behaupteten Groll, um eine verjährte Säure des Gemütes aus sich auszuscheiden; wie rasch sagt es sich hier ein Blick dem andern, was man alles vergessen kann, wie viel man in den Strom der Vergangenheit geworfen hat!

Jossef geleitete Madlena zu dem Raine, auf den sie sich ermüdet, wie sie war, niederlassen mußte; er setzte sich neben sie. Erst jetzt kam es zwischen den Geschwistern zu einem Gespräche.

„Frag mich nicht," sagte er, „wie ich so auf einmal meinen Sinn gegen dich geändert habe, ich könnte dir's doch nicht sagen, wie das gekommen ist. Du weißt, ich hab' gegen dich viel auf dem Herzen gehabt; und nicht wie ein Bruder gegen seine Schwester handeln soll, hab' ich gehandelt. Das wird mir auf der Seele immer liegen, wie eine Zentnerlast; das kann kein Jom Kippur, kein Fasten und keine Reue mir herunterbringen. Aber auf den Händen könnt ich dich jetzt tragen durch die ganze Welt, und möcht' mich nicht schämen. Ich hab' dir so viel abzubitten, daß mir's nur Gott verzeihen kann."

Madlena sagte: „Denk' nicht dran, Jossef, dir diese Stund' zu verbittern. Mir ist's ja, als wenn ich nicht auf der Erden wäre."

Dann fuhr er mit der flachen Hand ihr über das Gesicht.

„Sag mir nur, Dinahleben," bemerkte er besorgt, „wie kannst du dir's nur einfallen lassen in der Hitze da auf

dem Felde zu arbeiten? Nimmst du kein Bedacht auf dich, so denk' doch an deine Kinder. Kein Bauer arbeitet jetzt, sie liegen alle irgendwo im Schatten und ruhen sich aus. Nur du allein mußt eine Ausnahme machen? Hast denn du's so nötig?"

„Das will ich dir sagen," entgegnete sie errötend, „es ist noch gar nicht lange, daß mein Mann zu dem Seinigen gekommen ist. Sein Vater hat mit ihm geschmollt, und hat ihn enterben wollen, weil er mich zu seinem Weib genommen hat. Jetzt ist er wieder gut mit ihm; aber währenddem haben wir zu unserem Hauswesen sehen müssen, wie es eben gegangen ist. Wo wären wir hingekommen, wenn wir unsere Hände hätten sinken lassen? Kinder hat man auch, und wenn man nicht will, daß die einmal fremder Leute Kost essen sollen, muß man zu sich sehen und darf sich nicht auf andere verlassen. Gott Lob und Dank! Wir haben's aber jetzt doch so weit gebracht, wir könnten auch ohne den Vater bestehen."

Jossef hörte nach zehn Jahren zum erstenmal wieder die Schwester sprechen, es kam ihm vor, als hätte sich die Stimme gar nicht verändert; nur klang ihm die ganze Redeweise etwas fremdartig; Madlena sprach das „Jüdische" wie eine Christin, die im Hause eines Juden lange geweilt und die Sprache sich zu eigen gemacht hat.

„Und dein Mann hilft dir nicht?" fragte er.

„Der," gab Madlena zur Antwort, „arbeitet noch mehr als ich, der kümmert sich ganz gewaltig ums Haus, der trinkt nicht, der spielt nicht wie die andern, und bringt jeden Kreuzer zurück, den er verdient. Da wär' ich aber ein schlecht Weib, wenn ich dem nicht helfen wollte. Der Mann ist doch immer eigentlich derjenige, welcher das Haus erhält; das Weib vermag nur wenig auszurichten, wenn der Mann nicht will. Aber helfen muß sie ihm doch, wo sie kann, und das tu' ich auch redlich, und es schad't mir, Gott sei Lob und Dank, gar nichts."

„Das ist die jüdische Ader, die in dir steckt," bemerkte Jossef eifrig, „die läßt dir nicht Ruh' und nicht Rast; denn der Jüd muß sich immer plagen, wo andere sich einen guten Tag machen. Hat er keine Plag', so muß er auf eine sinnen; sich eine Freud' gönnen, ins Wirtshaus gehen, und sich da belustigen, das ist er nicht imstand. Wissen möcht' ich, wo das herkommt? und ob das einmal anders werden wird? Ich sag' dir aber, in dir steckt noch die jüdische Ader."

Madlena schaute lächelnd zu dem eifrig sprechenden Bruder auf.

„Da hast du recht," sagte sie dann mit gesenkten Augen, „das Schlechteste wär' das eben nicht an mir."

„Bist du aber auch ganz glücklich?" fragte er sie nach einer Weile, „ich meine, so ganz zufrieden," setzte er stockend hinzu.

„Mein Mann," gab Madlena ohne Zögern die Antwort, „hat mich gern und ich ihn auch."

„Und behandelt er dich gut?"

„Ich sag' dir ja, er ist nicht wie andere, der ist grade so, als wenn er von euch herstammte."

„Verzeih, verzeih," rief er schmerzlich lebhaft und ergriff ihre Hand, „ich hab' ihn immer für einen gehalten, der nicht besser ist als die andern, und darum hab' ich dich gehaßt . . . ja, gehaßt! . . ."

„Fängst du schon wieder an?" sagte sie, ihn ernst ansehend.

„Ganz glücklich bist du also?" wiederholte er noch einmal.

„Wie's nur eine sein kann," entgegnete sie ruhig. „Mein Mann und meine Kinder sind mein alles auf der Welt."

Jossef fuhr seufzend mit der Hand über die Stirne.

„Das hab' ich nicht gewußt," sagte er stockend.

„Ganz am Anfang," erzählte Madlena, „wie ich zu meinem Manne gekommen bin, da ist das freilich ganz anders

gewesen. Es hat mir das Herz geblutet und geweint, daß ich euch habe soviel Leid antun müssen; ich habe nicht glücklich sein können. Aber auf das kannst du dich verlassen, Jossef: Wie du hast kommen müssen zu mir und dich aussöhnen mit mir und kannst nicht weiter böse sein auf mich, so habe ich zu meinem Manne gehen müssen; es war das meine Bestimmung, und ich hab's nicht anders machen können."

Jossef blickte nach diesen Worten verwundert die Schwester an. Sie fuhr fort:

„Das sag' ich dir nur, weil du nicht meinen sollst, ich wäre aus Leichtsinn, oder weil ich euch habe kränken wollen, aus dem Hause gegangen. Tausendmal hab' ich mich gefragt: Mußt du Pawels Weib werden? und tausendmal hab' ich zu mir selbst gesagt: du stirbst ja, Dinah, wenn du sein Weib nicht wirst. Alles andere ist mir, wie das einmal in mir sich festgesetzt hat, als nichts vorgekommen; kein Mensch auf der Welt, kein Kaiser und König hätten mich davon abbringen können. Es war mir alles gleichgültig, das sag' ich dir jetzt; denn wo ich gegangen und gestanden bin, da hat es mir nachgeklungen und nachgeschrien: Pawel muß dein Mann werden."

Jossef hörte mit sprachlosem Staunen die Geständnisse der Schwester an. Madlena fuhr nach einer Weile fort:

„Erst wie mich der Pfarrer getauft gehabt, da ist mir schwer auf die Brust gefallen, was ich euch getan, daß jetzt alles wie mit einer Schere zwischen mir und euch abgeschnitten und zerrissen ist. Keine Mutter! Keinen Bruder mehr! Sie kennen mich nicht, sie wollen nichts wissen von dir! Wenn mich mein Mann getröstet hat, so war mir gut, aber es hat Stunden gegeben, wie mir sie Gott nicht weiter zuschicken soll. Aber Gott muß mit mir es gut gemeint haben — er hat mir meine Kinder gegeben."

„Hätten es nicht jüdische sein können?" unterbrach sie Jossef, indem er sein Auge fast vorwurfsvoll auf Madlena richtete.

Trösten wir uns! es war die Neige der Bitterkeit, die zum letzten Male zur Oberfläche eines noch nicht beruhigten Gemütes als Schaum emporstieg.

Madlena sah lächelnd zu ihrem Bruder auf.

„Da sieht man,“ sagte sie, „was ihr Männer seid. Wenn ihr die Kinder möchtet gebären, ihr müßtet dann anders reden. Da denkst du nicht daran, was du gewesen bist; du willst nur, die Kinder sollen gut und rechtschaffen werden, ob als Christen oder als Juden, das ist dann gleichgültig. Eine Mutter sieht nur immer auf den Vater von ihren Kindern. Wie der ist, so werden auch die Kinder. Ist der Vater ein schlechter Jud’ oder Christ, so werden’s die Kinder auch. Darauf kannst du dich verlassen.“

„Bist du vielleicht darum eine so gute Christin geworden,“ fragte Jossef etwas spitzig.

„Ich bin, was mein Mann ist,“ entgegnete sie rasch, „das Weib soll auch gar keine andere Religion haben als der Vater. Es kommen nur Streitigkeiten zwischen beiden heraus, was nicht gut ist, und was soll erst mit den Kindern geschehen? Nimm an, Jossef, ich hätt’ meinen Pawel genommen und wär’ eine Jüdin geblieben. Meinst du, es hätt’ ihn nicht geschmerzt, wenn ich seine Kinder auf jüdische Art, wie ich’s im Haus bei euch hab’ gesehen und gelernt, aufgezogen hätt’? Mein Mann ist gewöhnt von seiner Kindheit auf an die Mutter Gottes zu denken, sie anzurufen in allen Nöten! Meinst du, ich hätt’ den Kindern sagen sollen: Stoßt euch nicht daran, wenn der Vater den Namen der heiligen Mutter Gottes ausspricht; er kann ja nichts dafür, daß er als Christ ist geboren worden? Oder wenn ihr euere Feiertage habt, meinst du, ich sollt’ da zu meinen Kindern sagen: Heute darf man nicht arbeiten, darf man nicht aufs Feld hinausgehen, kein Holz hacken. Schön würden mich die Kinder ansehen ... ihr Vater arbeitet ja doch, geht aufs Feld hinaus und hackt Holz, und hat doch keinen Feiertag!“

„An das hab' ich nicht gedacht," sagte Jossef zögernd.

„Du möchtst schon darauf denken, wärst du ein Weib wie ich. Ich hab' gehört, es soll Länder geben, wo Christen und Juden sich nehmen dürfen, und braucht keines von beiden seine Religion zu wechseln. Schön ist das, das muß man schon sagen, wenn weder der Mann noch das Weib den Ihrigen das Herzeleid anzutun und sie zu kränken braucht. Denn traurig ist die Sache doch immer, wenn man, um einen Mann oder ein Weib zu bekommen, seine Religion vertauschen muß! Aber ich kann mir vorstellen, wie die beiden das anfangen; ich höre, sie machen vor ihrer Verheiratung einen Kontrakt, und da steht drin: Wenn das Kind ein Knabe ist, so wird's ein Christ wie der Vater, ist's aber ein Mädchen, so bleibt's bei der Religion der Mutter. Oder auch umgekehrt, wie sich das gerade trifft. Was möcht' man denn vor der Hochzeit nicht alles ausstellen und unterschreiben? Glaub mir aber, wenn die zwei sich erst genommen haben, da wird die Sache ganz anders, und erst wenn ihnen Gott Kinder gibt! Den Vater schmerzt's doch, daß nicht alle seine Kinder von seinem Glauben sind, und er wird einige darunter immer lieber haben als die andern, ohne es zu wissen. Meinst du, daß eine Mutter dem zusehen kann? Es sind ja doch alle ihre Kinder und sie hat sie doch alle geboren, gesäugt und aufgezogen. Eine Mutter soll neun Monate mit ihrem Kinde schwanger gehen und mit Schrecken auf die Geburt warten, weil sie nicht weiß, ob denn der Vater nicht sagen wird: Schon wieder so eines, was ich nicht nach meinem Glauben aufziehen darf? Neun Monate soll also die Mutter nicht wissen, ob der Vater dem Kind ein Vater sein wird? Wie kann so eine Mutter das nur aushalten und stirbt nicht vor Angst und Sorge? Ich wär' schon hundertmal gestorben."

Jossef starrte der Schwester in das hochgerötete Gesicht; es lag ein wundersames Licht innerster Begeisterung darauf.

„Und dann," fuhr sie fort, „es ist auch nicht gut, wenn

die Kinder wissen, daß zwischen Vater und Mutter nicht alles gleich ist. Sie richten sich danach, und der Streit geht im Hause gar nicht aus. Man macht sich und andere dadurch unglücklich; die Mutter nimmt für dieses, der Vater für jenes Kind Partei, auf die Letzt wird einem das Leben sauer, und man bereut's, daß man sich genommen hat. Jossef! Mann und Weib werfen sich's dann vor und schlagen mit bittern Worten um sich, wie mit spitzigen Messern, daß sie sich einmal genommen haben! Gott behüt' das Weib und den Mann vor so einem Leben! Besser wär's, sie werfen sich beide in einen Teich, da wo er am tiefsten ist."

Tief erschüttert bedeckte Jossef mit der Hand sein Antlitz.

„Und ich hab' dich vor meiner Tür' niederfallen lassen und hab' meinem Kind verboten, dir zu helfen!" rief er mit gebrochener Stimme.

„Jossef!" sagte Madlena vorwurfsvoll.

„Also deinem Mann zuliebe hast du alles getan?" fragte er ruhiger nach einer Weile.

„Wie hätt' ich anders können?" sagte sie, „jüdisch hab' ich meine Kinder doch nicht aufziehen können, und eine Religion haben sie doch haben müssen? Ein Mutter muß ihren Kindern immer mit dem Beispiel vorangehen, vom Vater sehen sie das weniger. Hätt' ich mir also mein Gespött aus Gott gemacht, was hätten dann die Kinder getan? Meine Kinder sind die frömmsten im Dorfe, und wenn der Pfarrer in der Schul' ausfragt, so weiß mein ältester Knabe den Katechismus am besten. Ich halt' ihn dazu auch an."

Beide schwiegen dann eine geraume Zeit, endlich ergriff Jossef Madlenas Hand und sagte:

„Ich versteh' dich jetzt ganz; ich hab' nicht wissen können, was du alles weißt; ich gesteh' dir ein, ich hab' groß Unrecht gehabt, und wenn du mir nicht verzeihen willst, Gott kann's nicht."

Madlena saß still da, sie wagte durch kein Wort ihre

innere Bewegung zu verraten; aber die schweren Tränen, die über ihr Angesicht schlichen, sagten mehr als alles andere.

Plötzlich stand Jossef auf. Er dachte an die Mutter, die auf seine Rückkehr harrte. Seltsamerweise war ihrer zwischen den Geschwistern mit keinem Worte noch erwähnt worden, als ob Aufklärung nur zwischen den beiden nötig gewesen wäre.

„Dinah" rief er, „du mußt gleich mit mir zur Mamme, sie wartet schon lang' auf dich. Nicht wahr, . . . die ist nicht so gegen dich gewesen, wie ich?"

„Ach, meine Mutter, meine gute Mutter!" schrie Madlena mit der tiefsten Inbrunst eines kindlichen Herzens.

„Willst du gleich mit?"

„Fragst du noch?"

„Die Mamme wird vor Freuden fast sterben," meinte Jossef gedrückt, „wenn sie dich sieht. Sie red't sich ohnedies ein, sie wird den morgigen Tag nicht überleben."

„Ist sie krank? und das sagst du mir erst jetzt?" schrie Madlena voll Seelenangst.

„Krank ist sie nicht," sagte Jossef düster, „aber sie red't sich ein, sie wird morgen oder übermorgen sterben. Sie hat einen Traum gehabt und seitdem läßt sie sich ihren Tod nicht ausreden. Ich fürcht' aber, sie wird recht haben."

„Um Gott's willen," rief Madlena, „laß uns da nicht länger stehen. Die Mutter liegt im Sterben, und ihre Kinder sind nicht bei ihr!"

Rasch ergriff sie die Haue und stand auf.

Auf dem Wege sprachen die beiden kein Wort. Madlena war immer um einige Schritte vorwärts. Je näher sie dem Dorfe zukamen, desto leuchtender wurde das Gesicht Jossefs, während sich auf Madlenas tiefe Bekümmernis ausprägte. Sie hatte in diesem Augenblicke eine Mutter zu verlieren, er hatte eine Schwester wiedergewonnen!

Als die beiden miteinander durch das Dorf gingen, sah

ihnen manches Auge verwundert nach. Viele schüttelten den Kopf . . .

Beim Hause angelangt, bat Jossef die Schwester, eine kleine Weile zu gedulden, damit die Mutter durch ihre plötzliche Erscheinung nicht in jähen Schrecken versetzt werde. Nur mit Mühe konnte Jossef sie zu diesem kurzen Aufenthalt vermögen.

Bei seinem Eintreten in die Stube rief Jossef:

„Mamme, du wirst staunen, wen ich dir mitgebracht habe!"

„Weiß ich's denn nicht?" fragte die alte Marjim mit heller Stimme. „Dinah hast du mir mitgebracht."

Madlena hatte draußen im Vorhause ihren Namen gehört. Sie riß die Türe auf, und Mutter und Tochter hatten sich wiedergefunden.

---

## 15. Über einem Grab.

Zwischen den beiden Frauen bedurfte es keiner Verständigung, kaum daß mit einem Worte der letzten Jahre Erwähnung geschah.

Dafür mußte Madlena alle ihre Kinder herbeiholen lassen, sogar den Säugling in der Wiege, um sie den Augen der Großmutter vorzuführen, die mit unendlicher Seligkeit auf ihnen ruhten. Von dem ältesten Mädchen Madlenas sagte sie, sie habe viele Ähnlichkeit mit ihrer eigenen Mutter, der Knabe dagegen hatte ganz die Augen und den Mund vom Großvater und daß der Säugling einmal der ganze Fischele sein werde, da könne nur ein Blinder daran zweifeln. Sonderbar! nach ihrem Schwiegersohn Pawel erkundigte sie sich nicht, so oft auch Madlena mit Absicht seiner erwähnte. Ging er die Großmutter nichts an, oder genügte es ihr, daß sie die Tochter wieder hatte?

Als die Nacht herankam, wurden die Kinder Madlenas nach Hause geführt; sie selbst blieb; auch wäre sie von dem Bette ihrer sterbenden Mutter nicht zu entfernen gewesen. Marjim verriet übrigens durch kein irgendwie auffallendes Sympton, daß die letzte Stunde ihr so nahe sei. Sie war aller ihrer Sinne mächtig, in überirdischer Aufregung leuchtete ihr Verstand, und mehr als einmal trafen aus Madlenas und Jossefs Augen sich verständigende Blicke über die merkwürdigen Äußerungen, die fast wie Prophezeiungen aus dem Munde der alten Frau hervorkamen.

Die ganze Nacht saßen die drei in traulichen Gesprächen beisammen, und nie gingen die Engel des innersten Sichverstehens mit leuchtenderen, schöneren Fittichen durch die engen Räume einer Menschenwohnung, als in dieser Nacht durch die stille Stube des einzigen Judenhauses im Dorfe.

Kein Auge schloß sich in dieser heiligen Nacht.

Erst gegen Morgen wurde Marjim auffallend schwächer; ihre Augen verloren allen Glanz, auch stockte sie schon im Sprechen. Ein leises Frösteln durchzitterte ihren ganzen Körper; man mußte sie mit zweifachen Decken wärmen ... dennoch schauerte sie vor tief innerster Todeskälte.

Gegen acht Uhr morgens kamen die „frommen Weiber" aus Bunzlau; die eine von ihnen, eine stämmige große Gestalt, bekannt unter dem Namen „Fradel, die Seelenfängerin", die sich aus langer Übung auf den Tod verstand, sagte sogleich, als sie der alten Frau ansichtig wurde, leise zu Jossef: „Sie hält's noch bis gegen Abend aus."

Trotzdem diese Worte für jedes andere Ohr fast unvernehmbar gesprochen wurden, hatte sie die alte Marjim doch gehört. Mit fast verdrießlichem Tone rief sie von ihrem Lager: „Da braucht man eben kein Prophet zu sein, um das zu wissen. Mein Urdede hat mir's ja gesagt."

Im Hause wurde nun leise geflüstert, seit man gewiß war, daß eine Sterbende darin lag. Die frommen Weiber

setzten sich nun an das Bett der Großmutter und begannen ihr die Todesgebete vorzusagen; sie selbst war bereits zu schwach, um das „Wanderbüchel“ zu halten. Im namenlosen Schmerz stand Madlena zu ihrem Haupte, und ihre Tränen flossen unaufhaltsam. Jossef selbst vermochte es nicht, in der Stube zu verbleiben.

Gegen Mittag sprach Marjim den Wunsch aus, man möge sie jetzt allein lassen, da sie einen „Schlumm“ in ihren Augen verspüre. Nur Madlena mußte zurückbleiben und sich ans Bett setzen. In ihrem Anschauen waren der alten Frau die Augen zugefallen; sie schlief.

Madlena weinte bald still vor sich hin, bald überkam es sie ganz schauerlich, daß die Mutter noch nicht ihren Pawel zu sehen begehrt habe. Sie hätte aufschreien und die Schlafende aufrütteln mögen. Oft dünkte es sie, jetzt müsse sie einen Schrei ausgestoßen haben, daß das Haus davon erzitterte, und war dann erschrocken, wenn sie auf die Mutter hinsah, und bemerkte, daß sie noch immer ruhig schlummere. Wenn sie jetzt stürbe? dachte sie sich. Nimmermehr konnte sie sich dann vorstellen, daß die Mutter sich vollständig mit ihr ausgesöhnt, wenn sie nicht auch ihren Pawel zu sich gerufen hätte.

Es war Abend geworden, und die Sonne hatte sich von dem Hause entfernt, in welchem eine Sterbende lag, die ihres Strahlenlebens nicht mehr bedurfte. Da erwachte die alte Frau, fast um denselben Augenblick, als das letzte Gold der scheidenden Himmelsflamme über die Fenster glitt.

Ihr erstes Wort, das sie an Madlena richtete, war:

„Laß mir jetzt deine Kinder und deinen Pawel kommen, Madlena! der ist doch auch mein Schwiegersohn, und ich möcht' ihn auch sehen ... lang' dauert's ohnehin nicht mehr.“

Madlena schrie laut auf und fiel, die niederhängende Hand Marjims stürmisch küssend, am Bette nieder. Sie verstand dieses letzte Liebeswerk der Mutter, das in Erfüllung ging, noch ehe sie es ausgesprochen! ...

Die Kinder kamen, auch Pawel. Als dieser mit einiger Befangenheit an das Bett der Sterbenden trat, sah ihn Marjim einige Augenblicke scharf an, als wollte sie in das Innerste seiner Seele einen prüfenden Blick werfen, dann sagte sie mit heller Stimme:

„Du scheinst mir ein guter Mensch zu sein, Pawel, aber was für ein Weib hast du auch bekommen!“

Jossef mußte dann herantreten.

„Wir zwei,“ sagte sie zu ihm mit leuchtenden Blicken, „wir zwei kennen uns, ich hab' dir nichts weiter zu sagen.“

Sie fragte ihn dann, ob er nichts dagegen habe, wenn sie Madlenas Kinder früher „benschen“ würde, als sein Fischele; denn jene bekämen doch jetzt nur zum ersten und letzten Male ihren Segen; auch würde es dem Kinde von keinem Schaden sein.

Als Jossef, der die Mutter gar wohl verstand, bejahend nickte, ließ sie die Kinder näher herankommen und legte auf jedes Haupt ihre zitternde Hand, leise Worte vor sich hinmurmelnd. Madlena reichte ihr auch ihren Säugling hin; auch auf dessen Haupt sprach die alte Frau ihren Segen. Dann richtete sie sich im Bette auf, und indem sie über Madlenas ganzes Wesen einen vielsagenden Blick warf, sagte sie mit lauter Stimme: „Das Kind, das noch nicht geboren ist, wird von Gott und von den Menschen gern gesehen sein; denn das Kind hat dich mir zurückgebracht, meine Dinah, und du mußt noch viel Freud' von ihm erleben. Ich bensch' auch das ungeborene Kind.“

Als Fischele an die Reihe kam, brach Marjim in ein krampfhaftes Weinen aus. Sie umfaßte den Kopf des Knaben mit beiden Händen und konnte lange nicht von ihm lassen. Dann küßte sie ihn und sprach: „Von dir geh' ich sehr ungerne fort, für dich hätt' ich noch gerne hundert Jahre gelebt; du bist der Bote zu meiner Tochter gewesen — auf dir muß Gottes Segen liegen.“

Sie hatte hierauf noch die Kraft, zu Jossef zu sagen: „Jetzt zünd die Lamp' an, ich möcht' sie noch einmal brennen sehen . . . in einer Stund' ist der Schabbes da."

Mit leuchtenden Blicken sah sie dann in die heiteren Flammen, die von den ölgetränkten Dochten der siebenzinkigen Lampe ausgingen. Sie hatte sie so lange selbst „entzündet", und nun mußte ein anderer sie in seine Hut nehmen! Von Minute zu Minute wurden jetzt ihre Lebensgeister schwächer; die scheidende Seele hatte bereits ihre Fittiche zum Fluge ausgespannt.

Fradel, das fromme Weib, rief jetzt: „Es dauert keine Sekund' mehr," und mit lauter Stimme begann sie den letzten Spruch für Sterbende:

„Höre Israel, der Gott, dein Gott ist ein einziger Gott," was sie und die zwei andern Weiber dreimal wiederholten. Die Lippen der alten Marjim bewegten sich leise dazu; sie schlug noch einmal die Augen auf, um sie für immer zu schließen.

Während Madlena sich verzweiflungsvoll über die Leiche warf, betete Pawel mit seinen Kindern ein dreimaliges Vaterunser. Fischele und Jossef standen in stummem Schmerz daneben.

Eine Viertelstunde hierauf läutete das Sterbeglöcklein für die gestorbene Jüdin. Der Pfarrer, der ihren Tod vernommen, hatte es so angeordnet. „Die hat's so verdient," sagte er, „daß man ihr eine Ehre antut!"

* * *

Am Begräbnistage der alten Marjim, die man nach dem stillen Bunzlauer Friedhof an der Prager Straße trug, erscholl in aller Frühe vor dem Leichenhause ein so heftiges Wehklagen und Weinen, daß Jossef bestürzt auf die Gasse hinausging. Da stand Anezka, die Magd, das Gesicht von Tränen übergossen, und darauf die Spuren eines so namenlosen Schmerzes,

daß Jossef selbst tiefes Mitleiden mit ihr fühlte. Schluchzend fragte sie ihn, ob es ihr erlaubt sei, noch einmal ihre gute, treue Babe zu sehen. Jossef ließ sie in die Stube eintreten; dort lag die Leiche der guten alten Marjim, in weiße Leintücher gehüllt am Boden. Vorsichtig, als ob sie fürchtete, die Tote aus ihrem ewigen Schlafe zu wecken, kniete Anezka nieder, zog leise das Tuch von dem Antlitze der Toten hinweg, und sah sie dann lange unverwandt an. Mit derselben Vorsicht ließ sie das Tuch wieder fallen, und schlich dann leise zur Türe hinaus.

Man hat sie in dem Dorfe seit diesem Augenblicke nicht mehr gesehen.

Als der Leichenwagen durch das Dorf fuhr, stand an seinem Hause der Bauer Stepan Parzik. Er schlug andächtig das Kreuz und blickte dann der dahinziehenden Toten lange nach. Der „Dechant“ war seit einer Woche fast ein Greis an gebrochener Kraft und weißen Haaren geworden.

Es drängt alles dem Ende zu.

Jossef hat die „gemischte Warenhandlung“ aufgegeben und ist Bauer geworden. Es bedarf keines weitsehenden Verstandes, um zu begreifen, was ihn zu diesem Entschlusse bewogen hat. Seine Äcker liegen hart an den Äckern seiner Schwester. Er wird heuer zum ersten Male die goldene Frucht vom eigenen Felde heimführen.

Sein ganzes Leben ist nun ein einiges. Zwischen ihm und Madlena waltet das tiefste Verständnis. Wenn der Herbst kommt, wird er draußen im Felde sein und Samenkörner in die frische aufgedüngte Erde streuen. In das Korn wird ein frisches Leben dringen, Regen und Tau werden darauf fallen und es befeuchten mit zarten Lippen; es wird aufsprießen und Gottes Windhauch wird als Segen durch die goldenen Saaten wehen.

Auch andere Saaten, die noch unter der Schneedecke liegen, werden aufgehen!

---

# Trenderl.

Durch die stille sommerwarme Nacht dringen gar sonderbare Töne an unser Ohr; es ist das eiserne Dröhnen des Hammers auf einen Amboß, was wir da hören; auch können wir sprühende Funken sehen, die zu einem Hause heraus mitten in die Finsternis ihr leuchtendes, und im Augenblicke wieder verlöschendes Feuer werfen. Fast verwundert blicken wir um uns, ob das noch dieselbe „Gasse“ sei, und traumhaft dünkt uns dieses Hammerdröhnen und Feuersprühen an einem Orte, den unsere Kindheit mit ganz andern Erinnerungen in ihre Seele eingezeichnet hat.

Die Zeit ist eben eine andere geworden. Der Sturm, der durch die Blätter der Menschheit fuhr, hat Wunderbares verrichtet; die gewaltige Naturkraft hat sich fast selbst überboten. Hier hat sie niedergerissen, dort die Trümmer wieder zusammengetragen und zu einem Ganzen gefügt. Schwalben, die im vorigen Jahre ihren Flug der wärmern Heimat zugelenkt, finden heuer das alte Nest nicht mehr; sie flattern unruhig umher und sind um eine Herberge besorgt. Die Mauer, an die sie früher ihre luftige Wohnung gelehnt, ist unter dem spitzigen Brecheisen gefallen. Wo ist das warme Nest? Wo sind die Taglöhner? Und wird die neue Wand ihnen eine gastliche Stätte erlauben? . . .

Aus dem Hause, zu dem früher der Hausierer seine verschossenen Westenstoffe und Kleiderstücke hinausflattern ließ, sprühen jetzt die Funken der Schmiedesse, dröhnt der eiserne Hammer heraus. Über dem Eingang hängt ein vergoldeter, mit mannigfachen Zieraten versehener Schlüssel, zum Zeichen, daß hier seines Gewerkes ein Schlosser hantiert und dieser Schlosser ist in der „Gasse“ geboren, und ist eben kein anderer, als unser — Trenderl.

Hartes, sprödes Metall ist an die Stelle des vergänglichen Zeuges getreten, und der Hammer ersetzt die hölzerne Elle. Denn die Zeit ist eisern geworden, und mit wenigen Ausnahmen blitzt in jedes Hand das spitze Eisen . . .

Wir werden erst später erfahren, daß der Name des jüdischen Schlossers ganz anders lautet, als wir soeben angegeben. Begnügen wir uns einstweilen mit dem „Trenderl“ — es wird vielleicht zur Beruhigung dienen, wenn wir eingestehen, daß der Träger dieses Namens gar keinen Schimpf darin sieht, wenn man ihn so betitelt, ja daß er fast stolz darauf ist.

Vier Augen in dem gegenüberstehenden Hause konnten sich in dieser Nacht lange nicht schließen. Die lärmende Tätigkeit des Schlossers dauerte bis in eine späte Stunde hinein und schien fast nicht enden zu wollen. Dieses Hämmern auf dem harten Amboß glich dem Atemholen eines frischgeborenen Menschen, der nicht müde wird, Leben ein- und auszuschlürfen. Man vernahm es fast, wie sich der Schlosser seines Handwerkes freuete. . .

Die in jener Nacht kein Auge schließen konnten, waren der reiche Scholem Brandeis und dessen Frau Mindel.

Ärgerlich sagte sie zu ihm:

„Siehst du, Scholem, das hat man davon, wenn man sich armer Leute Kind annimmt. Einen Schlosser habt ihr ihn müssen werden lassen? Ein anderes Handwerk ist gar nicht dagewesen auf der Welt? Zu einem Schneider wär' er gar nicht gut gewesen? Die Nadel, die durchs Tuch fährt, die hört man nicht; aber ihr habt ihm den Hammer in die Hand geben müssen, und nun klopft und hämmert er, daß ich schier meine, mein Kopf hat Löcher bekommen, groß wie ein Haus. Zuletzt wird man wegen Trenderl noch ausziehen müssen, wer hält denn das aus?“

„Narrele,“ entgegnete auf diese Rede gähnend Scholem, „hab' ich wissen können, daß er sich einmal seine Schlosserei

uns gegenüber aufstellen wird? Und hättest du denn etwas auszusetzen, wenn er anderswo klopfen und hämmern möcht'?"

„Ein Jud' braucht kein Schlosser zu werden," sagte Mindel mit großer Bestimmtheit, „für den gibt es ganz andere Handwerke. Ist der Jud' vielleicht dazu geboren? Hat er die gehörige Kraft dazu? Bei „ihnen" ist das freilich anders; die sind von frühester Kindheit dazu aufgewachsen, die können mit Feuer und Wasser, mit Eisen und Stahl umgehen. Hast du schon gesehen, wie ihre Kinder auf die höchsten Bäume hinaufklettern, daß einen fast der Schwindel überkommt? Und unten steht die Mutter dabei und sieht zu? Meinst du, das ist einer jüdischen Mutter eigen? Die kann ihr Kind zwischen Erd' und Himmel schweben sehen und stirbt nicht vor Angst?"

„Du siehst ja doch, daß es ihnen wohlbekommt," meinte nach einer langen Weile der Gatte. „Sie sind stark und gewaltig, ein Jüdenkind bläst der erste Windhauch weg."

„Hätte mir Gott einen Sohn beschert, und den hätten sie mir zu einem Schlosser, oder Schmied, oder Maurer machen wollen, ich weiß nicht, was ich ender hätt' angefangen," eiferte Mindel. „Ich komm' immer darauf zurück, die Handwerke passen für den Juden nicht, die soll er „ihnen" überlassen. Ich frag' dich nur eines! Hast du schon gesehen, daß so ein Zimmermann oder Maurer, die tagtäglich um einige Groschen ihr Leben wagen, auf die höchsten Türme hinaufklettern und eigentlich gar nicht ohne Testament ausgehen sollten, hast du schon gesehen, daß sie es zu etwas bringen? Was hat so ein Maurer oder Zimmermann für all die Gefahr, in die er sich tagtäglich begibt? Kann er seinen Kindern ein Vermögen hinterlassen? Bettler sind sie, wenn ihm ein Unglück widerfährt, und der Strick, der reißt und ihn zerschmettert, zerreißt und zerschmettert auch das Weib und die Kinder und alles, was zu ihm gehört."

Die Rede Mindels überraschte den Mann gar sehr; er hatte solche Worte noch nie aus ihrem Munde vernommen.

„Du Advokatenkopf!" sagte er lachend, „hättest du das lieber dem Doktor Prager alles eingestanden, wie er darauf gedrungen hat, daß Trenderl ein Schlosser werden muß. Hört man dich reden, so hast du recht, hört man wieder ihn, meint man, Gott selbst könnt' nicht anders reden. Ist der Doktor nicht auch ein Jud'?"

„Und was für einer!" rief Mindel mit begeistertem Tone, „willst du mir sagen, was das für einer ist? Nie hat ein Kind das für seine Eltern getan, was er getan hat. Andere meinen: Judsein ist alles, wenn sie's auch hinter dem Rücken sich ganz anders auslegen, aber einer bleiben, wie der es geblieben, wie unser Doktor — auf der einen Seite steht ihm ein schönes und reiches Mädchen, das mit ganzer Seele an ihm hängt, auf der andern sein Vater und seine Mutter, alte Leute, die nicht lang' mehr leben werden, und doch läßt er ender vom dem schönen reichen Mädchen, als von seinen Eltern, um sie nicht zu betrüben ... und betrübt sich selbst! Das ist eine Sach', wofür ihn jede jüdische Mutter auf den Händen tragen sollt'!"

Welch' freudige Schauer überfliegen uns, daß wir die Tat einer uns vielteuern Person von so beredten weiblichen Lippen schildern hören ...

„Ich möcht nur wissen," sagte Scholem nach einer Weile tiefer Ergriffenheit, „warum der Doktor sich nicht verheiraten will? Könnt' zehntausend und zwanzigtausend und noch mehr bekommen und bleibt ledig. Wie versteht man das?"

Das wissen wir Weiber besser wie du," entgegnete Mindel mit fast geheimnisvollem Tone.

„Warum? Er nimmt vielleicht deine Tochter nicht und bare zehntausend Gulden dazu?" rief lachend der Ehemann.

„Und wenn du ihm eine Million aufzählst, auch nicht!"

versetzte Mindel ebenso geheimnisvoll, „unsere Tochter nimmt er nicht, aber auch keine andere.“

„Damit bist du getröstet,“ meinte Scholem, „alle Weiber gleichen sich doch auf ein Haar. 'Krieg' ich ihn nicht, denken sie, so soll ihn auch keine andere bekommen. Da drin steckt die ganze Weisheit von so einem Weiberkopf. Meinst du, wenn man mit ihm ein gut Wörtel redet, er wird mit dem Kopf schütteln?“

„Steck du mir den Finger in den Mund, wie einem Kind, ob es beißen kann,“ sagte Mindel bitterböse, „es ist genug geredt worden.“

„Also doch?“ lachte Scholem. „Stets verschweigen die Weiber, wenn man zu ihnen nein sagt; dagegen hängen sie sich die große Trommel um, wenn sie nur auf tausend Schritte weit es einem ansehen, daß er ja sagen wird.“

„Geh, geh,“ meinte Mindel verdrießlich, „hört man dich reden, so weiß man nicht, daß dir eine zwanzigjährige Tochter im Hause herumgeht.“

„Sorgst du nicht vielleicht, wie du für sie und ihre zehntausend Gulden einen Mann bekommst?“ rief lustig Scholem. „Ich wüßt' dir einen, und der greift zu mit beiden Händen. Wenn du zum Fenster hinausguckst, so hast du ihn gerade vor dir stehen.“

„Du meinst doch nicht Trenderl Schlosser?“ rief Mindel entsetzt.

„Narr, wen denn?“ entgegnete Scholem, dem in der Heiterkeit seiner Seele aller Schlaf vergangen war. „Ein schöner Jung' ist er. Was fehlt ihm? Und hast du etwas auszusetzen an ihm? Ein Jüdenkind ist er und von den Schlechten und Flausenmachern einer, wo nichts hinten und nichts vorn steckt, ist er auch nicht. Dazu hat er zwei Hände, und wenn er die aufhebt, hat er sein Auskommen, besser wie mancher Doktor.“

„Wer dich so reden hört, Scholem,“ erwiderte Mindel

gereizt, „möcht' nicht glauben, du bist Scholem Brandeis, der reiche Mann, der an Almosen in einer Woch' mehr ausgibt, als ein anderer in einem ganzen Monat einnimmt. Der letzte Schulklopfer könnt' auch nicht anders reden."

„Ein schöner Jung' ist er, und sein Auskommen hat er auch," wiederholte Scholem seinem Weibe wie zum Trotz.

Mindel hielt es nicht der Mühe wert, auf diese „widersinnigen Reden" ihres Mannes eines Weitern einzugehen; sie stellte sich an, als ob sie schliefe, und Scholem hatte dies kaum an ihrem Schweigen bemerkt, als er trotz des lärmenden Hämmerns den wirklichen Schlaf nicht mehr bewältigen konnte.

Drin in der Nebenstube konnten sich indes zwei andere Augen lange nicht schließen. Am offenen Fenster, das der Schlosserwerkstätte gerade gegenüber lag, stand im Nachtkleid eine schlanke, weibliche Gestalt, die hatte die Reden der beiden Eheleute vollständig vernommen. Als die Sprache auf den Schlosser gekommen war, den Scholem mit dem Prädikate eines „schönen Jungen" bezeichnete, bedeckten sich ihre Wangen mit einer so hohen Glut, daß, hätte man das feurige Eisen, dem der Schlosser um diesen Augenblick auf dem Ambosse die Form gab, dagegen halten können, der Zweifel rege geworden wäre, wo da ein Unterschied zu finden sei?

---

Das Hämmern in der Werkstätte dauerte noch in die späte Nacht hinein, bis es endlich schwieg. Erst jetzt, wo man wieder „sein eigen Wort" vernimmt, wie die wackere Frau Mindel in solchen Augenblicken zu sagen pflegte, können wir uns auch unserer Pflicht entledigen, und über all das Gesagte und Getane jene Andeutungen geben, deren Fäden uns sonst unter der Hand entrinnen würden.

Wir täten unserm Schlosser gar keinen Gefallen, wenn wir verschweigen wollten, daß er seinen Beinamen „Trenderl"

eigentlich seinem Handwerke zu verdanken hatte. Trenderl ist nämlich die Bezeichnung jenes schnurrenden Spielzeuges der Kinder, das fast unsterblich geworden ist und seit undenklichen Zeiten unter diesem Namen im Dichten und Trachten jedes kindlichen Gemütes liegt. Wo ist das Kind, dessen lebendigstes Wünschen nicht nach einem Trenderl ginge? Wir wissen es sehr gut, „Trenderl Schlosser" wird vor Freude noch einmal so kräftig, als er sonst pflegt, auf den Amboß schlagen, wenn er hört, daß wir keine Scheu genommen, ihn allerwärts kenntlich zu machen; denn wenn er auch mit seinem Wanderbuch und seinem eigentlichen Namen Wolf Turnauer fast die halbe Welt durchpilgerte, so dürfte man seinen eigentlichen Namen doch nur da kennen, wo er ihn empfangen hat.

Trenderl war, was so viele in unserer assoziationslustigen Zeit sind, das Geschöpf eines Vereines; er war aus einer Filiale des Wiener Handwerkervereines hervorgegangen, gewissermaßen also das Kind unsichtbarer Mächte, die von der Residenzstadt aus ihre väterlichen Arme nach ihm ausstreckten. Eines Tages flatterten nämlich, adressiert an den „wohllöblichen" Gemeindevorstand einige Bogen bedruckten Papiers, „Statuten" genannt; neben angeschlossen lag ein Brief mit einem großen Siegel daran, und bedeckt mit den Unterschriften einiger bekannten Wiener Glaubensgenossen, und dieser Brief enthielt die Aufforderung, beiliegende Statuten einer näheren Prüfung zu unterziehen, und im Falle man sich von deren Anwendung auf die Gemeinde ersprießliche Folgen verspreche, einen „Filialverein" zu gründen, der sich dem großen in der Residenzstadt anzuschließen habe. In eindringlicher Sprache machten die trefflichen Wiener Herren auf die Bedeutung des Handwerks in den Gemeinden aufmerksam, und wie man sich der Hoffnung hingebe, daß man bei der Auswahl der „Professionen" namentlich solche in Betracht ziehen werde, die ihrer schwierigen Erlernung oder

ihrer seltenen Ausübung wegen von den Glaubensgenossen mehr oder weniger gescheut und gemieden würden.

Ist das gedruckte Wort jene Feuersäule geworden, von der es in der Bibel heißt, daß das Volk dort stehen blieb, wo sie stand, und weiter zog, wohin sich der glänzende Himmelsschein bewegte? ...

Ganz merkwürdige Dinge könnten wir von der wahrhaft feierlichen Stimmung erzählen, mit der jene Zuschrift der Wiener Männer in der Gemeinde aufgenommen wurde. Man fühlte sich geehrt, daß man aus so weiter Ferne ihrer gedacht, und schon um dieser Ehre willen, und damit nicht ein anderer zuvorkomme, wurde nach kurzem Beraten beschlossen, sich mit der Residenzstadt in Verbindung zu setzen, und dem großen Vereine die „Konstituierung“ der Filiale geziemend anzuzeigen.

Damals wachte in der Gemeinde ein schönes Herz aus langem Winterschlafe zu einem neuen Frühling auf und entbrannte in lichter Glut für die Verwirklichung der Idee, die als fliegendes Blatt von Wien ausgegangen war und ihm als Offenbarung einer neuen Zukunft galt ... Doktor Prager — Klara würde Emanuel sagen — trat zum Erstaunen aller, die nur von seiner ärztlichen Wirksamkeit in der Gemeinde zu berichten wußten, aus seiner bisherigen Schweigsamkeit plötzlich hervor, und bewies den Vorstehern in beredter Sprache, wie hier etwas getan werden müsse, und daß es eine himmelschreiende Ungerechtigkeit und Versündigung an der nächsten und selbst an der noch um uns wandelnden Generation sei, wenn man hier zurücktreten wolle, wo sich eine so schöne Gelegenheit darbiete, zu zeigen, „was an einem ist.“

Der Doktor wurde einstimmig zum Vorsitzer, oder wie es in der deutschen Sprache wohlklingender heißt, zum Präsidenten der Filiale ernannt; seine leitenden Gedanken sollten den Verein beleben, erhalten und fortpflanzen; mit Geldmitteln

wolle man nicht kargen, wurde ihm von allen Seiten zugesagt. So ward der Verein wirklich ins Leben gerufen.

Man beauftragte ferner den Doktor mit der Antwort an die Wiener Männer, die zugleich ein Dank- und Beistimmungsschreiben sein sollte. In welcher Weise der Doktor diesem Auftrag genügte, mag aus folgenden Stellen hervorgehen, die wir uns nicht enthalten können, hier mitzuteilen.

Emanuel schrieb:

„Mit der innigsten Freude unserer Seelen begrüßen wir Ihren schönen Gedanken, wackere Männer, und flehen zum Himmel, er wolle zu dessen Verwirklichung seinen Segen geben. Muß es uns nicht freuen, wenn wir hier aus der Mitte jüdischer Männer eine Tatkraft sich entwickeln sehen, die gegen den Vorwurf, der uns tagtäglich gemacht wird, den der stagnierenden Tatlosigkeit, so glorreich auftritt?

Unser Volk hat nie arbeiten gelernt, und das ist die Geschichte seines ganzen Leidens. Nur darin liegt der Schlüssel zu all den Vorzügen, aber auch den Fehlern unserer Nation. Es gibt keine Trunkenbolde unter uns, sagen wir selbst, aber ist unsere Mäßigkeit im Essen und Trinken wirklich so hoch anzuschlagen, als etwa der Hang unserer christlichen Handwerker und Bauern zu diesen menschlichen Verirrungen wieder nicht genug zu verachten ist?

Ist es nicht wahrhaft grauenhaft, daß unter Millionen Dahingeschiedener und im Laufe von Jahrhunderten Begrabener so wenige die Seligkeit jener Empfindungen kannten, wie sie der Zimmermann empfindet, wenn er hoch oben auf dem Karste des Daches den buntbebänderten Blumenstrauß aufpflanzt, und seinen Spruch dazu hersagt, und mit einem gewaltigen Wurfe das weingeleerte Glas unter die Leute wirft? Weiß jemand von uns, was die Brust des Maurers so hoch aufpochen macht, daß auch er es gewesen, der an dem herrlichen Gebäude seinen Teil gemauert und die Idee des Werkmeisters ausführen geholfen habe? Und zuckt nicht

jede Wimper unseres Volkes vor dem bloßen Anblick, wenn der Schlosser an der Turmspitze der Kirche einen Blitzableiter anbringt? Unser Volk hat die Kühnheit des Auges und der Hand verloren, es muß sie wieder gewinnen. Nur wer kühn, ist auch heiter. Kann denn auch die Hand, die sich scheut, das heiße Eisen anzufassen und auf dem Amboß zu formen, es wagen, nach dem vollen Trinkglase zu greifen? Setzt nicht beides ein gewisses Mutigsein voraus? Und wie sollte das Auge, das da nie gelernt hatte, von den Zinnen eines Turmes herab den Abgrund zu ermessen, der ihm zu Füßen liegt, frei und unbefangen in ein anderes Menschenauge blicken können? Macht man uns nicht den Vorwurf der Kriecherei, der Demut, des Schleichens und Bückens? Die Hand und das Auge des Volkes müssen stärker und kühner werden, soll man nicht überhaupt an seiner Zukunft verzweifeln . . .

Wir haben hier in der Gemeinde auch Handwerker: Schneider zumeist und Goldschmiede, aber sie schauspielen ihr Handwerk, und bei der ersten günstigen Gelegenheit legen sie Schminke und Maske sogleich ab. Es ist ein widriger Anblick, diese Leute in der Halbheit ihres Berufes zu betrachten. Der Schneider sitzt nur darum auf seiner Bank so emsig sich abmühend, weil er in sich schon den künftigen Tuchhändler ahnt, der draußen „unter den Lauben" sein Gewölb' aufschlagen wird, und der Goldschmied bläst nur darum fast über sein Bedürfnis in das Lötrohr und hämmert und schmiedet, weil ihm der Juwelenkasten mit funkelnden Ringen und Ketten schon vor den Augen steht. Die echte Freudigkeit am Handwerk, jenes schöne Walten zwischen Ruhe und Arbeit kennen sie nicht; das Handwerk ist ihnen nur Erwerben, nicht der Erwerb selbst; es ist ihnen ein vorübergehender Zustand von Mühen und Drangsal, und wenn das Auge unserer Professionisten im Sterben bricht, fällt es nicht gerne auf die Werkstätte . . .

Es ist bedeutungsvoll und fast nicht ohne Ahnung geschehen, daß König Salomo zum Aufbaue seines Tempels fremder Hände und Künstler bedurfte. Wir lassen uns auch unsere Synagogen bauen; unser Volk ist überhaupt noch immer der Mietsmann dieser Erde; wir lassen alles für uns bereiten, ausschmücken und zahlen nur den Mietzins dafür. Sollte denn der Vorwurf, daß der Jude keine Heimat hat, so unbegründet sein? Kann er eine einzige Hütte unseres Vaterlandes nennen, die er selbst gebaut? ..."

Es war ein leicht verzeihlicher Irrtum jenes Herzens, dem diese Zeilen entsprangen, daß es in diesem Briefe Worte und Ansichten im Namen einer Menge aussprach, die nicht die ihrigen waren. Handwerker wolle man haben in der Gemeinde, hieß es von allen Seiten, denn zuletzt habe das „Dorfgehen" doch auch keinen rechten Grund mehr. Der Kaufmann in den Städten gebe die Ware schon so billig, daß es ein Spott auf den gesunden Menschenverstand wäre, wenn der „gemeine Mann" nicht lieber zu Hause bleibe und ein Handwerk vorzöge, das ihm „Nahrung bringt". Wozu aber ein Jude einen Dachstuhl zu besteigen brauche? Oder einen Blitzableiter zu befestigen? Ob man dadurch vom Einschlagen des Donners bewahrt werde? Solcher Fragen, die häufig mit einem mitleidigen Lächeln auf Emanuel verbunden waren, erschollen von vielen Seiten. Namentlich von den Frauen in der Gasse erfolgte gar bitterer und heftiger Widerspruch. Wenn man nicht wüßte, hieß es, daß der Doktor selbst der Sohn eines armen Dorfgehers sei, man müßte meinen, er wolle nur darum aus den Kindern Professionisten machen, damit sie nicht „Dorfgeher" würden wie sein Vater, und dem gleichsam ins Handwerk eingriffen! Zugeben würde das keine jüdische Mutter, ihr Kind wie eine Katze auf den höchsten Dächern herumgehend zu erblicken — und doch waren das dieselben Stimmen, die tagelang in Frost und Hitze, im Schneegestöber und sengenden Sonnenbrand auf den Märkten ihr

kupte, kupte laczinyi (kauft, kauft wohlfeil) schrien! Wenn der Doktor durch diesen wohlgezielten Widerstand entmutigt, die von ihm für so heilig angesehene Sache hätte fallen lassen, wen konnte dies in Staunen setzen? Man ist eher geneigt, der bleiernen Roheit des Vorurteils sich entgegenzusetzen und Schritt für Schritt des gewonnenen Erdreiches abzuringen; aber es ist ein kühnes Wagnis, dort kämpfen zu wollen, wo es, wie es hier geschah, die weichen Töne des Gemütes spricht. Aber Naturen, die einen so harten Kampf durchgerungen, wie ihn uns Emanuels Tat dargetan, bringen als Siegesbeute gewöhnlich eine gewisse Herbheit davon, die gerade gegen die Forderungen des Gemütes am entschiedensten auftritt. Sie wissen es aus Erfahrung, daß man vor diesen Syrenenklängen wie jener irrende König die Ohren verschließen müsse.

Der Doktor verlor nicht den Mut seiner stark gewordenen Seele; es war es sich bewußt, daß die Leute nur insofern in ihrem Rechte waren, als sie sich für eine Sache nicht begeistern konnten, die wie ein Baum im Walde, frucht- und tatlos dastand. Erst lange Jahre mußten dahingehen, ehe die Verwirklichung einer Idee lebendig und fruchttragend vor ihren Augen in rüstigen, arbeitgekräftigten Handwerkern sich darstellte. Trotz des geringen Eifers für sein Wollen und Wirken verlor Emanuel den Glauben an die bessere Zukunft nicht!

Der erste Knabe, um den der neugegründete Handwerkerverein seine schirmenden Arme legte, war das Kind eines armen „Dorfgehers", dessen Leben unter Mühe, Kummer und Drangsal erst kürzlich geendet. Es war eben unser Schlossermeister.

So hatten die Leute also doch recht, wenn sie den Doktor der „Parteilichkeit und des Brotneides" anklagten, da er ein Kind der Gasse dem Berufe entriß, den sein eigener Vater seit so vielen Jahren ausübte!?

Das Kind sollte nach der ersten Anregung Emanuels ein Zimmermann werden. Dagegen erhob sich aber von allen Seiten ein wohlorganisierter Widerstand. Weil das Kind ein Waisenkind sei, das keinen Vater und Mutter habe, sprach man hier und dort, glaube man, alles könnte aus ihm gemacht werden. Aber um Gottes des Lebendigen willen, so etwas solle man lassen und die Gemeinde dadurch nicht versündigen, so etwas könne zu gar nichts Gutem führen. Ob man das bei dem toten Vater jenes Kindes verantworten könne, wenn dieses einen Fehltritt auf einem steilen Dache machte und in die schwindelnde Tiefe hinabstürzte? Oder wenn es durch einen Balken erschlagen würde? Ob man an den Beispielen, die tagtäglich vorfielen, nicht genug hätte? Um Gottes des Allmächtigen willen solle man keine Neuerung anfangen; sie werde sich fürchterlich rächen und das an ganz unschuldigen Kindern. Nur schrittweise konnte es Emanuel über sich gewinnen, diesen immer lauter werdenden Klagen zu weichen; er war es endlich zufrieden, daß der Handwerkerverein seinen Schützling — zu einem Schlosser machen wollte.

Die Wahl dieses Handwerkes traf nicht mehr auf so heftige Gegenstimmen, trotzdem man sich nicht überreden konnte, was denn ein Schlosser in der Gasse solle? Ob man etwa glaube, daß ein jüdischer Schlosser von den zerbrochenen Schlüsseln und Schlössern der Gemeinde leben könne? Dennoch klagte man nicht über Versündigung an Gott, und das war den Mitgliedern des Vereins genug; denn ihre Seelen waren ob des wirren Geschreies der sie anklagenden Frauen wirklich schon zaghaft geworden.

Emanuel erfuhr es bald, welche Mächte einem einmal aufgerüttelten Vorurteil zur Seite stehen. Als man den Knaben bei einem der Schlossermeister im Orte in die Lehre verdingen wollte, wurde der Verein mit verletzender Grobheit zurückgewiesen. Es war nie erhört worden, daß ein Knabe

aus der „Gasse“ dieses Handwerk erlernt — und dazu noch die Hand bieten! Ihn die Kunstgriffe und das Handwerk lehren und sich so an seinem eigenen Vorteile kürzen! Am Handel habe man nicht genug, jetzt solle auch die Profession daran! So erging es dem Vereine bei drei, vier Meistern, bis sich ein fünfter fand, der aus „Mitleiden“ und weil er den Vater des Kindes sehr gut gekannt, ihm die Lehr- und Werkstätte auftat. Aber schon nach einer Woche wurde der Knabe mit der Weisung entlassen: „die Zunft“ sei dagegen, der „Zechmeister“ habe in ihrem Namen feierlich gegen die Aufnahme des Kindes protestiert; es müsse ihn nur wundern, daß man ihm selbst noch nicht die Fenster eingeschlagen.

Auch bei den Meistern in der Nachbarschaft hatten die Bemühungen des Vereines keinen bessern Erfolg, und Emanuel mußte es sich schmerzvoll gestehen, daß der Weg, aus Vereinen heraus einen jüdischen Handwerkerstand zu gründen, ein verfehlter sei. Was man dem einzelnen zugestanden, das schlug man entschieden den vielen ab, die gleichsam als die Vertreter des ganzen Volkes kamen . . .

Damals sagte ein „gescheit Jüdel“ in der Gasse, Hirsch Blaser genannt, weil er am Neujahrstage gewöhnlich den „Schofer“ (Horn des Widders) blies, von dem Knaben: „Sie machen aus dem Kinde ein Trenderl! Sie halten die Schnur in der Hand, aber das Trenderl muß herumspringen und weiter schnurren, wie's ihnen nur in den Sinn kommt. Bald zu dem, bald zu jenem muß es kollern und hat keine Ruh'. Es tut das nicht gut, wenn man aus einem Menschen ein Trenderl macht.“

So sprach Hirsch Blaser, das gescheite Jüdel, auf dessen Worte in der Gemeinde ein großes Gewicht gelegt wurde, und was Hirsch Blaser gesprochen hatte, das wurde bald das allgemeine Stichwort in der Gasse. Man hatte plötzlich für den armen Schützling des Handwerkervereins keinen andern Namen, als — Trenderl.

Eines Tages wanderte der Schlosserlehrling die große Heerstraße, die nach der Residenzstadt führt; man schickte ihn dorthin; ein Schreiben an den großen Handwerkerverein empfahl ihn seiner Sorge und enthielt die Schicksale des Knaben von seinem ersten Beginne in der Schlosserwerkstätte bis zu dem Augenblicke, wo man ihn, um jedem Vorurteile auszuweichen, nach Wien ziehen lassen mußte. In dem Briefe hieß es:

„Es ist immerhin ein Unglück, wenn die freie Selbstbestimmung des Individuums nicht aus ihm selbst, sondern aus einem Vereine hervorgehen soll. Die Wahl eines Handwerkes, ja selbst, daß man Handwerker wird, sollte mit einer solchen Freiheit verbunden sein, wie sie dem Individuum nur immer zugestanden werden kann. Das Individuum darf nach keiner Seite hin beengt werden; es muß sein menschliches Dasein ausfüllen können und es darf sich keine Gewalt finden die aus Kastengeist und Intoleranz dieses Dasein verschänden und verrücken könnte. Aber diese Zeit ist für uns noch nicht gekommen; das Individuum ist nicht frei, und der elektrische Schlag, der den einzelnen trifft, schlägt das ganze Volk. Noch sind Vereine nötig; sie repräsentieren in ihren Mitgliedern die verschiedenen Willensäußerungen des Volkes. Ihr Dasein hört aber mit dem Schlage der Stunde auf, die dem Individuum seine Selbstbestimmung wiedergibt. So lange, aber auch nicht länger, müssen wir Terroristen des einzelnen bleiben ...“

Seit jener Zeit blieb der Knabe verschollen. Nur das eine hatte man gehört, daß er bei einem tüchtigen Meister in der Residenzstadt in die Lehre gekommen war. Die Berichte des Wiener Handwerkervereins über den Knaben lauteten höchst befriedigend. Spätere Nachrichten ließen ihn auf einer großen Wanderung durch Deutschland und Frankreich begriffen sein; in der Gasse hatte man sich gewöhnt, mit Hirsch Blaser zu sagen: Trenderl Schlosser wird sich bis ans Ende

der Welt fortkollern; es dachte niemand mehr an seine Rückkunft. Da kam er eines Tages. Mitten in der Gasse schlug er seine Werkstätte auf, schon am achten Tage hämmerte und pochte es dort, und sprühende Funken fuhren zur Esse heraus.

Der erste Schlag auf dem Amboß klang wie Musik an Emanuels Ohren; er war an diesem Tage überaus selig.

Aber schon haben wir erfahren, welche Augen vor dem Lärmen des Schlossers sich nicht schließen konnten!

---

Gewaltig Unrecht würde man aber der wackeren Frau Mindel antun, wenn man annehmen wollte, daß ihr sonst mildes Gemüt von irgend einem Hasse gegen den Schlosser erfüllt war. Nicht einmal, daß sie sein Hämmern und Pochen um den Schlaf brachte, hatte sie wesentlich gegen ihn gereizt. Sie hatte nur eines gegen ihn, und das brachte sie nicht aus dem Kopfe.

Sie wußte nämlich, daß Trenderl in einigen Tagen auf der neugebauten Synagoge einen Blitzableiter zu befestigen habe, und das war es, was sie gegen ihn, und die ganze Welt so bitter machte. Jeder Schlag, der drüben in der Werkstätte erscholl, ging ihr wie eine Todesahnung durch die Seele; denn sie konnte des Gedankens sich nicht erwehren, daß es um des Schlossers Leben gehe, wenn er einmal hoch oben auf dem Dache säße, der Schwindel ihn erfaßte und ihn herabwürfe in die bodenlose Tiefe. Sie hielt seine Tage für gezählt. „Ob man darum," sagte sie oft, „das Kind von ‚jenem' armen Mann aufgezogen, es fortgeschickt in die weite Welt und wandern und plagen habe lassen, damit es jetzt in die Heimat zurückgekehrt, da seinen sichern Tod finde? Nicht erhört sei es, seitdem ein Judenkind auf der Welt ist, daß man sich so an seinem eigenen Volk,

gleichsam an seinem eigenen Blute versündige. Gott werde aber auch ein Wort darein zu reden haben, der werde, wenn der Schlosser im besten Tun sei, einen Schwindel als bösen Geist schicken; die Hand werde glauben, sie fasse etwas an, aber leere Luft werde es sein, und Trenderl könnte sich mit den Kabronim (Totengräbern) schon jetzt besprechen."

Als der Doktor am folgenden Tage nach jener Nacht in das Haus des reichen Scholem Brandeis kam, wo seine besten Freunde in der Gasse wohnten, fand er das ganze Wesen der guten Frau in einem beunruhigend aufgeregten Zustande. Ihre Augen glänzten von einem übernächtigen Feuer, auch ihre Wangen waren fieberhaft gerötet. Auf die mit Besorgnis ausgesprochene Frage, ob sie sich nicht ganz gesnnd fühle, antwortete sie gereizt:

„Ich hab' eine ganze Schlosserei im Kopf, und da soll ich mich gesund fühlen?"

Emanuel kannte die Abneigung der reichen Frau gegen die Handwerker; lächelnd sagte er:

„Wollen Sie denn die armen Leute gar nichts verdienen lassen, Frau Mindel? Und wenn es etwas lärmender zugeht? Er hat davon sein Brot."

„Ein anderer dürfte mir das nicht sagen," entgegnete sie böse. „Ich soll armen Leuten ihr Brot beneiden? Die Welt weiß vielleicht nicht, daß Scholem und Mindel Brandeis in einem Tage mehr Almosen austeilen, als mancher andere in vier Wochen verdient?"

„Auch wenn man sich über die Art beklagt, in der der Arme sein Brot verdient, kränkt man ihn," sagte Emanuel ernst.

Ergriffen von diesem Tone erwiderte die Frau: „Mit einer solchen Rede richten Sie bei Mindel Brandeis nicht aus, was auf ein Quentchen geht. Die Welt weiß, was sie von ihr zu halten hat, und Sie, Herr Doktor, auch. Mindel

Brandeis ist kein bös' Weib, ender zu gut, denn wenn sie das nicht gewesen wäre, in seinem Leben wäre aus Trenderl kein Schlosser geworden."

„Sondern ein armer Dorfgeher," fügte Emanuel mit einer gewissen Bitterkeit hinzu, „den hört man freilich nicht hämmern; der stört den Schlaf nicht, wenn er draußen auf der Landstraße hinschleicht, oder auf fernen Märkten seine wohlfeile Ware anpreist."

„Aber einen Menschen zwingen, daß er auf ein hohes Dach hinaufsteigt, einen Menschen dazu ‚auslernen', daß er Gott versucht, einen Blitzableiter ihm in die Hand zu geben und sagen: Da steig hinauf und probier's, ob dich Gott nicht tot hinunterwirft, dazu muß man ein bös' Weib sein, die das für eine Versündigung hält, und nicht schlafen darüber kann! Ich weiß, die Männer beten alle Tage in der Frühe: Ich danke dir mein Gott, König der Welt, daß du mich hast einen Mann werden lassen! Dafür danken und lobpreisen aber die Weiber, daß sie Gott nach seinem Willen und nicht anders geschaffen hat, denn ein Mann wäre ich nimmer geworden."

„Sie würden vom Handwerk dann ganz anders denken," sagte Emanuel, den die Worte der Frau ganz eigentümlich erfaßten, verlegen.

„Den Blitzableiter darf er mir nicht aufsetzen auf die Schul'," rief sie eifrig. „Hunderte von Gulden, wenn es kostet, so sind sie Mindel Brandeis wie ein Kreuzer, wenn sie weiß, daß sie dadurch ein Judenkind vor Versündigung an Gott abhält. Denn ungerochen läßt das Gott nicht."

„So fest sind Sie von dem überzeugt," meinte Emanuel lächelnd.

„Ich weiß, was ich weiß," sagte sie mit großer Bestimmtheit, „den stürzt der Schwindel herunter, kaum daß er oben auf dem Dache ist."

„Und wenn er wieder mit gesunden Gliedern zurückkommt?" fiel ihr Emanuel ins Wort.

„Er darf gar nicht hinauf,“ sagte sie kurz.

„Wie Sie das anfangen werden,“ meinte Emanuel spöttisch, „einen Handwerker von der Ausübuug seines Handwerkes abzuhalten? Er muß ja.“

„Er muß, er muß!“ rief sie in heftiger Aufwallung, die dem Doktor gar wohl gefiel, „er muß Gott versuchen? Wo steht das geschrieben? Denken Sie nur an Ihre Mutter.“

„Ich stand einst auch auf einer solchen Höhe,“ sagte Emanuel erblassend . . . „und bin zurückgekommen, als mich meine Mutter rief,“ setzte er still, fast unvernehmbar hinzu.

„Hab' ich also nicht recht?“ rief Mindel, die den leisen Ausruf des Doktors, den sie zu jeder anderen Zeit verstanden hätte, überhörte, „und das sollt' Mindel Brandeis, der man nicht nachsagen kann, daß sie gerade von den schlechtesten eine ist, nicht zu verhindern trachten? Wozu hätt' mir Gott meinen Reichtum gegeben, als Sünden zu verhüten und abzuhalten, wo man sich versündigen kann? Er darf gar nicht hinauf, und wenn es mich Hunderte von Gulden kosten sollt'.“

„Lachen Sie mich nur aus, Herr Doktor,“ fuhr Mindel dann mit zuversichtlichem Tone fort, „von Ihnen laß ich mich gerne auslachen, mehr als wenn andere mich rühmen und loben. Aber mit Gottes des Lebendigen Hilfe wollen wir Trenderl Schlosser schon bezwingen, kost' es was es will.“

„Sie wollten also wirklich?“ rief Emanuel erstaunt.

„Ob ich will?“ rief sie leidenschaftlich, „ob Mindel Brandeis will, daß ein Mensch nicht vom Dach herunterfällt? Das sagen Sie erst, wenn es mir gelungen sein wird. Wetten aber möcht' ich schon jetzt darauf, Trenderl Schlosser läßt sich nicht zweimal bitten und sagt lieber einmal ja, als zehnmal nein. Wenn ich aber dann stolz tun und mich rühmen werde, so wär's kein Wunder.“

Der Doktor starrte die siegesmutige Frau minutenlang an. Ein eigentümlicher, nicht mehr zurückdrängbarer Gedanke war ihm durch den Kopf geflogen. Sein Auge war

ernst, seine Wangen blaß geworden. Eine gewaltige Erschütterung schien ihn zu durchtoben. Aber so sehr mußte dieser Mann die äußerliche Ruhe des inneren Sturmes sich angelernt haben, daß er lächelnd, fast spöttisch sagen konnte:

„Warum nicht? Wäre es denn ein so großes Werk, einen jüdischen Handwerker seiner Profession untreu zu machen? Er wird Ihnen auf halbem Wege entgegenkommen; nicht die unbedeutendste Wette möcht' ich eingehen."

„Sie versprechen mir also, Herr Doktor," rief Mindel freudig, „daß Sie mir nichts in den Weg stellen wollen, daß Sie ihn nicht überreden werden? Denn Ihrem Worte folgt man, wie wenn's Gott geredet hätte und schwört darauf. Wenn Sie also dem Schlosser ins Gesicht predigen, so stehe ich für nichts gut."

„Wie falsch beurteilen Sie meine Stellung, wenn Sie mir eine Kraft zuteilen — die ich nie besaß," meinte der Doktor ernst. „Aber ich verspreche Ihnen auch, mich so stille zu verhalten, wie ein Kind, dessen Schweigen man mit einem Spielzeuge abkauft."

„Gut," sagte Mindel, „der drüben ist also noch nicht auf dem Dach gewesen."

Als Emanuel das Haus verlassen, fiel ihm der sonderbare Antrag, den man ihm gestellt, und den er eingegangen hatte, schwer aufs Herz. Er gab also die Seele des Handwerkers allen Versuchungen preis; er versprach noch, sie nicht zu warnen, sie vereinsamt und sich selbst zu überlassen? Kam das nicht einem treulosen Verrate an der guten Sache gleich, für die er so lange gewirkt und geeifert hatte? Wenn es der reichen Mindel wirklich gelang? Wäre das nicht ein unersetzbarer Verlust am Schatze der Zukunft, für die der Schlosser dem Vorurteile so schwer abgerungen worden? Er soll versucht werden, drängte sich ihm endlich mit aller Gewalt der Schlußgedanke auf; er soll sich erproben, wie sein Eisen, das er auf dem Amboß prüft. Ist er ein echter, rechter

Handwerker, wie ihn das Judentum bedarf, so entgeht er der Gefahr und zerreißt die Stricke, die man um ihn schlingt, wie Zwirnfäden. Läßt er sich kirren, so ist nur er verloren. Der Geist des verratenen Handwerks wird sich an ihm rächen. Wir aber müssen dann weiter bauen, bis wir den rechten Kitt und die rechten Menschen gefunden haben.

Emanuel nahm es sich vor, den Schlosser nur aus der Ferne zu beobachten. Nichts an ihm sollte verraten, daß er die Abgründe kenne, an die ihn die Versuchung gelockt habe. Er sollte erprobt werden!

Sein Weg führte ihn an Trenderls Werkstätte vorüber. Er konnte sich nicht enthalten, näher zu treten. Eine kräftige Männerstimme, deren Baß das Ohr angenehm berührte, sang darin zu den schrillen Klängen einer Eisenfeile das bekannte Volkslied:

„O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt,
Da drinnen liegt begraben
So manicher Soldat.“

Emanuel trat schnell in die Werkstätte. Bei seinem Erscheinen verließ der Schlosser, eine jugendlich kräftige Gestalt, den Feilstock, an dem er einen Schlüssel geglättet hatte, und zog ehrfurchtsvoll vor dem Doktor die Mütze vom Haupt.

„Ihr singt ja ganz prächtige Lieder, Herr Meister,“ rief Emanuel, „wo habt Ihr so was gelernt?“

Ohne jene lästige kriecherische Scheu, mit der der Handwerker gewöhnlich uns entgegentritt, antwortete Trenderl:

„Man sieht, der Herr Doktor ist noch auf keiner Wanderschaft gewesen. So was lernt sich, man weiß gar nicht wie, auf der Straße oder in der Herberg' man hat's oft gar nicht selbst gesungen, und da auf einmal fällt's einem ein, und man muß es singen. Und wie einem das Lied auf die Lippen kömmt, da erinnert man sich auch, wer's gesungen hat, in welcher Herberge es gewesen, oder mit wem man damals auf

der Straße gegangen ist. Mir ist dabei ein Kamerad eingefallen und eine Geschichte, und merkwürdig, das sind mehr als acht Jahre, seitdem ich das Lied auf dem Wiener Stephansturm gehört."

Der Doktor hatte bei den ersten Worten des Schlossers beschämt die Augen zu Boden gesenkt; er hatte diese Antwort aus seinem Munde nicht erwartet.

Wir werden den freudigen Ausruf begreifen, in den er ausbrach, wenn er überrascht, fast gegen seinen Willen, sagte:

„Ihr seid also auf dem Wiener Stephansturm gewesen, Herr Meister?"

„Einmal nicht, aber zehn- und zwanzigmal" entgegnete Trenderl, „mein Meister hat ja die Schlosserarbeiten dahin geliefert."

„Und Ihr habt hoch oben auf dem Turme gearbeitet?" fragte Emanuel in einem Tone, der dem Schlosser lächerlich vorgekommen wäre, hätte ihn nicht eine fast unnahbare Ehrfurcht vor dem Doktor erfüllt.

Treuherzig, doch nicht ohne Lächeln, meinte der Schlosser:

„Was hätte ich denn auf dem Turme getan? Hat denn so einer wie ich etwas anders auf einem Turme zu tun als zu arbeiten?"

Das war eine echte Antwort! Sie tat Emanuel unendlich wohl. Erst jetzt bemerkte er, wie die ganze Gestalt und das Wesen des Schlossers mit diesen Worten im Einklang waren. Welch' eine kräftige gedrungene Figur! Welch' ein männlich schönes, fast geschmiedetes Antlitz! Den ledernen Schurz um die kraftschwellenden Glieder geschnallt, mit entblößten sehnigen Armen, die zu den rußigen Hemdärmeln fast keinen Gegensatz bildeten, selbst das Gesicht in die braunschwarze Farbe des Handwerks gehüllt, das vom Feuer seine Gewalt holt, stämmig und eisern stand der Schlosser vor seinen bewundernden Blicken da!

Ein tiefes, freudiges Gefühl ergriff des Doktors Seele.

„Den werden sie nicht abbringen,“ sprach es in ihm, „das scheint eine ganze selbständige Natur darzustellen. Und hat er nicht bereits auf dem St. Stephansturm gearbeitet?“

So tiefergriffen war Emanuel von diesem Gedanken, daß er, um seine Verlegenheit zu verbergen, weil er in seiner Beschämung keine Antwort zu geben verstand, schnell auf ein anderes Feld hinübersprang.

„Habt Ihr schon ans Heiraten gedacht, Meister?“ rief er, „zu dem Meister gehört auch die Frau Meisterin.“

Der Schlosser schien sich erst auf eine Antwort zu besinnen. Dann sagte er rasch:

„O! das hat noch lange Zeit; ein guter Fußgänger könnt' indessen die halbe Welt umwandern.“

„Wie,“ rief Emanuel, „Ihr habt Euch aufs Warten verlegt, Meister? Was ist ein Handwerker ohne Hausfrau? Oder befürchtet Ihr, ein Weib nicht ernähren zu können? Darauf darf der rechte und geschickte Professionist nicht verfallen.“

„Das hab' ich nicht gesagt,“ meinte der Schlosser mit einiger Verlegenheit, „aber man möcht' doch auch nicht, daß dem Weib, was man nimmt, etwas abgehet! Man möcht' doch, sie soll's gut im Hause haben und an nichts leiden. Und dazu hab' ich's noch nicht gebracht; nur ein Anfänger bin ich noch.“

„Oho!“ rief Emanuel fast zornig, „seid Ihr auch schon einer von denen, die nicht leben und sterben zu können vermeinen, wenn sie nicht den Geldbeutel zu Kopf stehen haben? Laßt Ihr den lieben Herrgott und Euere zwei starken Fäuste dafür sorgen. Muß Euer Weib einmal in seidenen Kleidern gehen? Ihr seid ein Schlosser, und Euere Frau ist die Schlosserin.“

Diese harten Worte waren kaum dem Munde Emanuels entschlüpft, als er sie bereits heftig bereute. Besänftigend setzte er sogleich hinzu: „Ich möcht' Euch nur bewahren vor dem Unglücke, über Euer Handwerk hinaus zu wollen.“

„Und wenn man auch hinaus wollte,“ sagte der Schlosser trübe lächelnd, „es gibt schon Stricke und eiserne Haken, die einen zurückhalten.“

„Und die wären?“ rief Emanuel, aufmerksam geworden durch den geheimnisvoll tiefsinnigen Ausdruck, den Trenderl auf diese Worte legte.

„Das Geld,“ sagte dieser langsam, und Emanuel konnte bemerken, wie ein blitzschnelles Aufleuchten aus den Augen des Meisters das gegenüberstehende Haus traf. In demselben Augenblicke trafen sich die Blicke der beiden Männer. Emanuel hatte alles erraten. Wenn es nicht das Erröten des Schlossers trotz der Schmiedessenfarbe geoffenbart, — eine weibliche Gestalt, die gegenüber in dem Hause des reichen Brandeis am Fenster gestanden, und wie ein Windhauch vorübergeglitten war, als sie die Blicke der beiden Männer wie verabredet auf das Haus sich richten sah, hätte ihm alles gesagt. Ein furchtbarer Grimm wollte auf Emanuels Lippen treten und harte Worte dem Schlosser ins Gesicht schleudern. Innerlich riefen tausend Stimmen: „Der ist auch verloren! Das Geld hat es ihm angetan; auch der wird an seinem Handwerke zum Verräter werden, wird es an den Geldsack ankoppeln, und wir sind um eine Hoffnung ärmer geworden,“ aber keines dieser innern Gewitter fand seinen Ausbruch. Eher war es Mitleid und Erbarmen, das den Doktor sagen ließ:

„Ich fürchte, Meister, Ihr wollt mit Euerer Hoffnung weiter hinaus, als Ihr sollt. Das reiche Mädchen da drüben ist für Euch höher gestellt, als der höchste Blitzableiter auf dem St. Stephansturme! Das möchte ich Euch gesagt haben.“

Kopfschüttelnd blickte Trenderl dem Doktor nach, als dieser nach jenen ernsten Worten ohne Gruß aus der Werkstätte ging. Was wollte denn der Doktor gesagt haben? Während des Schmiedens stand ihm stets die ernste Gestalt Emanuels vor Augen, und die Ermahnungen, die aus dessen Munde ge-

kommen waren, folgten sich fast so gleichartig wie die Schläge des Hammers auf dem Amboß.

Zwei Stunden waren seit dem Besuche des Doktors verflossen und Trenderl eben im Begriff, eine glühende Eisenstange aus der Esse hervorzuholen, als er plötzlich, wie vom Wahnsinn befallen, die Zange weit wegwarf, mit der er das Eisen dem Feuer entreißen wollte, und in ein so lautes Gelächter ausbrach, daß die zwei Gesellen ganz verblüfft in der Arbeit einhielten und sich nach dem sonderbaren Tun des Meisters umwandten.

Dadurch entstand eine Stille in der Werkstätte, durch die das laute Gelächter Trenderls noch deutlicher als durch das Hämmern hindurchschallte.

„Meister, was gibt's?" fragte der eine der Gesellen.

Trenderl lachte noch immer, daß ihm die Tränen aus den Augen über die rußigen Wangen herabliefen. Da die Gesellen sahen, daß der Meister keine Antwort geben wollte oder konnte, griffen sie wieder zur Arbeit, konnten aber ein verwunderndes Kopfschütteln nicht unterdrücken.

Trenderl lachte aber noch lange, ja er lachte noch, als das heiße Eisen bereits auf dem Amboß lag, und unter seinen kräftigen Streichen die taugliche Form erhielt. Ihm war nämlich über den ersten Sinn der Worte, die der Doktor zu ihm gesprochen, die eigentliche Bedeutung aufgegangen. Meinte der Doktor nicht etwa, des Schlossers Sinnen und Trachten ginge nach Scholem Brandeis' Tochter? nach ihren zehntausend Gulden? Trenderl und Scholem Brandeis! Selbst ein Schalksnarr, und wenn er sich die größte Mühe gab, konnte keinen Reim finden, der die zwei aufeinander reimte!

Darum lachte der Schlosser, und daß der Doktor über eine Sache, „die nicht gestogen und nicht geflogen" war, so ernst mit ihm habe sprechen können. Als wenn das nur eine Möglichkeit wäre! Als ob er nicht wüßte, daß Trenderl

Schlosser und die Tochter des reichen Brandeis gar nicht füreinander bestimmt seien. Er nahm sich vor, den Herrn Doktor bei nächster Gelegenheit aufzuklären; ihm zu sagen, er wisse, was es heiße, auf dem höchsten Turm der Stephanskirche einen Blitzableiter aufsetzen, noch mehr wisse er aber, was es heiße, nach des reichen Brandeis Tochter und ihren zehntausend Gulden seine Augen richten!

Dieser Vorsatz war übrigens nicht so ernst gemeint, als es wohl den Anschein hatte. Trenderl war überhaupt an diesem Tage ein Rätsel für die mitarbeitenden Gesellen; er war heute nicht so emsig als sonst, trat öfters, als er gewöhnlich tat, vor die Türe der Werkstätte auf die Gasse, wobei seine Blicke vielleicht nur in zufälliger Gedankenlosigkeit, an den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses haften blieben!

Ein zweites Merkmal seiner rätselhaften Stimmung gab sich darin kund, daß er heute mehr als gewöhnlich sang und oft in so rascher Aufeinanderfolge, daß die zwei Gesellen, die sich mit ihren Stimmen dem Meister anschlossen, diesen Wechsel in Melodie und Text gar nicht ertrugen und ihn oft mitten im Liede allein ließen.

Auf das tiefinnere traurigschöne:

„O Straßburg, o Straßburg
Du wunderschöne Stadt“

kam das lustig philosophische Handwerkslied:

'sist mir alles eins, 'sist mir alles eins;
Ob ich Geld hab' oder keins.

Oder er sang das herrliche, aus voller Menschenbrust geschöpfte:

Gibt's denn goar kan Weg
Gibt's denn goar kan Steg,
Der mich außi führt aus dieser Welt?

Und gleich darauf folgte das schelmische Spitzbubenlied:

„Ich und mein altes Weib
Können schön tanzen!
Sie nimmt den Bettelsack,
Ich nimm den Ranzen.“ —

Hätte der Doktor an diesem Tage mehrmals seinen Fuß in die Werkstätte des Schlossers gesetzt — seine Verwunderung über den so reich hervorströmenden Gesang des Meisters hätte kein Ziel gehabt. Und doch staunte vorhin Emanuel, daß Trenderl überhaupt nur sang.

Hätte aber des Doktors gesamte Wissenschaft in den Grund dieses singenden Gemütes blicken können, ohne etwas von dem Auge überallblickender Allmacht zu besitzen? Hätte sie erraten können, was des Schlossers Seele so stürmisch auf und nieder wogen ließ, daß sie bald himmelan jauchzte, bald wieder in Traurigkeit unterging? . . .

In dem gegenüberliegenden Hause, nach dessen Fenstern sich die Augen Trenderls im Laufe des Tages nur zu oft richteten, dürfen wir uns gar nicht umsehen. Wir müßten erzählen, wie dort jeder gesungene Ton, der aus der Werkstätte heraufdrang, tausend andere in einem Herzen nachrief, dessen Geschichte eigentlich nur nebenher mit der unseres Schlossermeisters läuft.

Die sorgsame Mindel hielt übrigens noch an demselben Tage, an dem sie jenes bedeutsame Gespräch mit dem Doktor gehabt hatte, ihr Versprechen; sie spannte die ersten Fäden des Netzes aus, das zu nichts Geringerem bestimmt war, als eine ganze Werkstätte mit allem, was sie in sich birgt, voran aber denjenigen, der sie in Bewegung setzt, einzufangen.

Die Leute in der Gasse wußten nicht, warum Hirsch Blaser „das gescheit' Jüdel“ wie er allgemein hieß, so eilig zu Mindel Brandeis gerufen ward. Galt es der Tochter? fragte man sich. Keine lebende Seele ahnte den rechten Grund, selbst Emanuel vielleicht nicht, dem doch die Motive dieser eiligen Berufung klar sein mußten.

Hirsch Blaser kam nach einer Stunde wieder aus dem Hause, aber auf seinem Antlitze lag ein solch geheimnisvoller Ernst, daß er die Leute auf hundert Schritte abmahnte, sich ihm zu nähern. Manches bedeutungsvolle Winken wollte zwar den Grund dieser langen Unterredung erraten haben, aber nur das „gescheit' Jüdel“ selbst wußte von den geheimen Instruktionen, die ihm auf die Seele gebunden worden und keine andere wissen durfte. Warum hieß er auch sonst das „gescheit' Jüdel“?

Das Gesicht voll verschlagener Verschmitztheit läßt sich gar nicht schildern, mit dem Hirsch Blaser spät am Abend, als die „Gasse“ noch nicht menschenleer geworden war, um die Werkstätte des Schlossers herumstrich. Erst lange nachher, als er bemerken konnte, daß kein verräterisches Auge mehr sich an seine Schritte heftete, gewann es das gescheit' Jüdel über sich, allmählich näher und näher zu kommen, bis er urplötzlich auf der Schwelle der Werkstätte stand.

Trenderl befand sich allein darin; die Gesellen hatten bereits Feierabend gemacht. Er, der Fleißige, hatte noch immer zu schaffen und sich abzumühen, besonders heute. Er dachte heute gar nicht daran, die Werkstätte zu verlassen; sie war ihm mit einem Male so lieb geworden, er hätte nicht den ganzen Tag über, die ganze Nacht, ja das ganze Leben hindurch hätte er gerne darin geweilt. Trenderl fachte eben das Kohlenfeuer in der Esse an, als ihn der heisere Abendgruß Hirsch Blasers aus seinen, wahrscheinlich etwas wirren Gedanken aufweckte. Der Schlosser lud das gescheit' Jüdel ein, näher zu kommen. Hirsch Blaser ließ sich das nicht zweimal sagen.

„Was heißt?“ rief er mit einem gewissen schlauen Lächeln, „was heißt, jetzt noch arbeiten? Am Abend soll der Mensch ruhen und das Vieh, und soll keines sich mehr abplagen und abreißen. Leider Gott's der Jüd kennt gar kein Maß; da drauf kann man sich verlassen. Er muß immer

mehr tun als jeder andere. Der Schlüssel, den Ihr da macht, oder das Schloß, die haben vielleicht nicht Zeit, die können nicht warten?"

Der Meister fuhr ruhig in der Arbeit fort.

„Der Schlüssel," sagte er lachend hierauf, „oder das Schloß, die haben oft weniger Zeit und können zuweilen weniger warten, als der Mensch selbst. Sich selbst braucht der Mensch oft gar nicht, aber so einen Schlüssel braucht er; es sind Diebe in der Welt, und die haben lange Finger. Das muß der Handwerker am besten wissen."

„Ganz falsch ist das nicht, was du da sagst," meinte Hirsch Blaser, „es ist sogar ein klein Körnchen Wahrheit drin. Frag aber anders: Wer hat denn den Juden dazu bestellt, daß er die Schlüssel und die Schlösser macht? Ist er Gottes Polizei und muß die Diebe mit ihren langen Fingern abhalten?"

„Soll ich leben! ein gut und gescheit Wort," lachte Trenderl auf.

„Was heißt ein gut Wort?" rief Blaser eifrig, „ein wahr Wort, als wenn's einer von den Propheten gesagt hätte! Du hast nie etwas Gescheiteres gehört. Hätte man dir das Wort nur geschrieben und gesiegelt gegeben, wie sie dich nach Wien geschickt haben! Du möchtest dann anderswo stehen und brauchtest keine Schlüssel und Schlösser zu machen."

„War das nicht damals," meinte der Schlosser, „wo Ihr mir meinen ehrlichen Namen Trenderl aufgebracht habt? Nun, Rebb Hirsch! Hat das Trenderl noch keine Ruh' gefunden? Kollert sich das noch immer in der weiten Welt herum? Seht mich doch jetzt an! Bin ich nicht doch etwas geworden?"

Hirsch Blaser schaute sich minutenlang in der rußgeschwärzten Werkstätte um, achselzuckend sagte er:

„Und was ist aus dir geworden? Ein reicher Mann

etwa, der von seinem Kapitale lebt und Zinsen von Zinsen liegen läßt? Bis dato seh' ich dich noch immer Schlüssel machen und seh' den Hammer in deiner Hand."

„Ein Schlossermeister bin ich geworden!" rief Trenderl mit einigem Stolz, „ein Schlossermeister, den die Zunft aufgenommen und der sein ehrliches Auskommen hat."

Ein heiseres Gelächter Hirsch Blasers, das fast unheimlich klang, erfolgte auf diesen so natürlichen Ausruf des Schlossers. Ein unbeschreiblicher Hohn schwebte um die dünnen Lippen des gescheiten Jüdels. Ein guter Maler hätte daran seine Freude gefunden.

„Ein Schlossermeister!" rief er, „und dazu was für einer! Macht die besten Schlüssel in der ganzen Welt, und wo er ein Schloß hin arbeitet, da kann gar kein Dieb darüber! Merkwürdig, ganz merkwürdig! Und in der Zunft lassen sie ihn auch sitzen, und wenn Paul und Peter, oder Honza und Waclaw am Zechtage sich betrinken wollen, kann er auch dabei sein, kann sein Glas anstoßen mit Peter und Paul, mit Honza und Waclaw! Warum nicht? Ist er nicht ein Schlossermeister wie sie? Sein täglich Auskommen hat er auch, das heißt solange die alten Schlösser und Schlüssel nicht neu bleiben wollen. Und was weiter? fragt man sich, und wenn das Jüdenkind ein Schlosser geworden ist oder ein Maurer oder ein Zimmermann? Glücklich ist er dann geworden?"

Trenderl biß sich nach diesen höhnischen Worten grimmig in die Lippen, es juckte in seiner Faust, sich an dem Verächter seines Handwerkes zu vergreifen; doch unterließ er aus Ehrfurcht gegen das „gescheit Jüdel" jede tätliche Widerlegung. Aber das Blut flammte in seinen Adern.

„Ein anderer dürfte mir das nicht sagen, Rebb Hirsch," fuhr er ihn kurz, aber tief entrüstet an.

„Ein Jud' darf dem andern alles sagen," meinte Hirsch Blaser, den die geheimen „Instruktionen" von Mindel

Brandeis nicht ruhen ließen. „Hätten sie mich nur gefragt, wie sie dich nach Wien in die Schlosserei geschickt haben! Leider Gott's hat aber der arme gemeine Mann bei uns nichts zu sagen. Jetzt wärst du schon ein reicher Mann, wenigstens einer, der auf die Tasche schlagen und sagen könnte, da klingt's."

„Und wie hättet Ihr das angefangen, Rebb Hirsch?" mußte der Schlosser trotz seines früheren Grolles gegen ihn lachend ausrufen. „Man muß ja doch einmal wissen, wie man zu Geld kommt?"

„Wie ich das angefangen hätte?" entgegnete Hirsch Blaser. „Das sollst du gleich hören. Zuerst hätt' ich dem, der von der Schlosserei geredt hat, die Zähne eingeschlagen; das wär' vor allem andern geschehen. Dann hätte ich dich hergenommen und hätte dich gefragt: Trenderl, kannst du mir sagen, wieviel zwei mal zwei ist? Und wenn ich gehört hätte, daß du drauf nicht fünf sagst, hätt' ich fünf Gulden herausgezogen und zu dir gesagt: Trenderl, das sind fünf Gulden, und die gehören dir ganz an, du kannst damit schalten und walten wie es dir einfällt; du kannst dir Zündhölzchen dafür kaufen und sie wieder verkaufen, du kannst sie auch vernaschen. Sieh dir sie aber gut an; diese fünf Gulden sind für dich jetzt eine Million! In Wien da ist vor etlichen sechzig Jahren ein Kind mit Pfeifenschwamm und Stahl gestanden auf der Brück', wo man in die Leopoldstadt hinausgeht, und im vorigen Jahr, da haben sie in Wien einen Mann begraben — wie sie dessen Testament aufmachen, da sind zehnmal soviel Millionen da, als ich dir jetzt fünf Gulden zeige. Sieh dir sie daher genau an — und jetzt geh in Frieden. So hätt' ich mit dir geredt! Meinst du, das wäre ein schlechterer Rat gewesen, als der, dich in die Schlosserei zu stecken?"

Trenderls Kopf begann von dieser Rede wirr zu werden; was das „gescheit Jüdel" da vorbrachte, hatte

gewissermaßen einen Sinn; auch stand Hirsch Blaser nicht in dem Rufe, daß er etwas sagte, worüber man nicht nachzudenken hätte. Der junge Handwerker war in der Kunst, die manche so vortrefflich verstehen, nämlich Schlag auf Schlag dem Gegner zu versetzen, bis er am Boden liegt, nur wenig erfahren. Ja! wenn es mit den Fäusten hätte abgemacht werden können! So aber hatte er das „gescheit Jüdel“ vor sich, und dieses ragte in seiner Kleinheit und Unbedeutendheit jetzt weit über die breiten Schultern des Schlossermeisters hinaus.

Als Hirsch Blaser die Wirkung seines ganzen Kriegsplanes, wie sie so augenfällig in den gekniffenen Lippen Trenderls und dessen in Falten gelegter Stirne hervortrat, bemerkte, schwieg auch er eine kurze Weile; dann um das Eisen nicht „auskühlen“ zu lassen und dem Handwerker nicht die Zeit zu gönnen, sich von der Wucht seiner Beweisgründe zu erholen, rief er:

„Einen Schlosser haben sie aus dir gemacht, und was weiter? fragt man sich. Gib du einem Schlosser fünf Gulden in die Hand und frage ihn am Ende vom Jahre: Schlosser, was hast du mit dem Gelde getan? Entweder er hat sie nicht angerührt oder sie sind tot in seiner Hand geblieben. Das Kind, dem man auf der Leopoldstädter Brücke Pfeifenschwamm und Stahl abgekauft hat, das Kind hat Millionen hinterlassen! Nimm aber an, man hätt' das Kind in eine Schlosserei gesteckt, Trenderl. Wie der gestorben wär', hätt' man müssen die Mäuse aus allen Löchern herausjagen, um zu sehen, ob etwas dort versteckt ist. Mit Lichtern hätt' man suchen müssen, um einige hundert Gulden zusammenzuklauben, damit die Witwe und die Kinder nicht verhungern. Warum ist er auch ein Schlosser geworden?“

Der Schlosser zog um diesen Augenblick aus der feurigen Glut das längst bereite Eisen hervor, um es auf den Amboß zu tragen. Während des Hämmerns schien der Geist seines

Handwerkes wieder mächtig in ihm geworden. Plötzlich hielt er inne, und übel launig, fast bitter gereizt, sagte er:

„Geht, geht, Rebb Hirsch, mit Euren Reden; man kann schier den Kopf davon verrückt bekommen, hört man Euch lange zu. Wenn es nach Eurem Sinne ginge, so hätte ich das Gescheiteste getan, wenn ich die ganze Werkstätte da auf die Gasse hinauswerfen und mir alte Westen und Schnupftücher drin aufhängen möcht'."

„Und wenn?" meinte Hirsch Blaser mit merkwürdig schlauem Gesicht, „dein Unglück wär's vielleicht? Sei du nicht blind und mach die Augen weit auf und werde sehedig. Himmelhoch bitt ich dich, schlag du dein Glück nicht aus; das kommt nur einmal und nicht wieder."

„Was für ein Glück?" rief Trenderl, verwundert über den sonderbaren Eifer des „gescheiten Jüdels".

Da stellte sich Hirsch Blaser kerzengrade hin, und sein Gesicht zeigte einen Ernst, der das Wichtigste verkünden sollte.

„Trenderl," rief er feierlich, „tausend Gulden, und wenn du mehr brauchst, noch mehr will dir einer borgen und brauchst dich dafür nicht einmal zu bedanken. Man hat mich hergeschickt, dir das zu sagen."

„Mir tausend Gulden!" schrie Trenderl, „und für was und von wem?"

„Für was?" höhnte das gescheite Jüdel nach, „hat der Hahn sagen können, der einen Edelstein auf dem Mist gefunden hat! Aber einer, dessen Vater in seinem ganzen Leben keine fünf Groschen im Sack hat gehabt, soll das fragen? Und von wem? Das geht dich nichts an. Einer hat sich den Spaß ausersonnen und will aus Trenderl Schlosser etwas machen, woran Gott und die Menschen ihre Freud' haben — wenn er nämlich will?"

„Wer wird nicht wollen?" rief der Schlosser unbedacht.

„Es gibt schon Leut' in der Welt," meinte Hirsch Blaser

tückisch, „die lieber alte Schlüssel herstellen und auf's Dach hinaufsteigen und einen Blitzableiter aufrichten."

„Wie heißt?" fragte Trenderl verblüfft. „Soll ich vielleicht keine Schlüssel machen? Und ist mir nicht aufgetragen worden, den Blitzableiter auf dem Dach der Schul' aufzurichten?"

„Hör' an, Schlosser," sagte Hirsch Blaser ernst, „bloß wegen einem Spaß wird man dir nicht ein so groß Stück Geld anhängen. Da dafür muß man sich zu etwas hergeben. Ein Narr wird einer sein! Geld aus seiner Tasche nehmen, damit es wie ein Stück Eisen da im Ofen zusammenschmilzt? Wo Geld ist, muß Geld dazukommen."

„Ich versteh' Euch nicht, Rebb Hirsch," sagte der Schlosser ganz verwirrt.

Trenderl, verstell dich nicht!" rief das gescheite Jüdel mit geheucheltem Zorn. „Du weißt sehr gut, was ich will."

„Sterben soll ich!" beteuerte der Schlosser.

„Wirklich nicht?" meinte Hirsch Blaser mitleidig. „Man muß dir wirklich mit dem Löffel in den Hals? Gut! ich will dir's sagen."

Der Schlosser legte das Eisen wieder ins Kohlenfeuer und stemmte die beiden Arme in die Seite, um die Aufschlüsse des gescheiten Jüdels besser anhören zu können.

„Trenderl," begann er, „sind tausend Gulden ein groß Stück Geld?"

„Es hat's nicht jeder."

„Schenkt man die dem ersten besten Hergelaufenen?"

„Nein."

„Wofür will man dir tausend Gulden borgen?"

„Weiß ich's?"

„Aber ich."

„Also."

„Man will, daß du zwei-, drei- und zehntausend Gulden daraus machst."

„Das versteh' ich nicht."

„Gott Lebendiger! Geht denn das noch nicht in deinen Kopf?" schrie Hirsch Blaser nun in der Tat erzürnt. „Die Schlosserei mußt du aufgeben!"

„Wer?"

„Und auf dem Dach darf der Ableiter nicht aufgerichtet werden."

„Alles wegen der tausend Gulden?"

„Alles wegen dem. Ich mein', ich hab' mir die Lung' schier herausgeredt."

Dem Schlasser stand der Schlag des Herzens still, er starrte das „gescheite Jüdel" mit gläsernen Blicken an. Als dieser die augenblickliche Wirkung seiner feinen Kriegslist so glänzend eingetreten sah, brach er plötzlich auf, einem klugen Feldherrn gleich, der über nicht allzu große Streitkräfte gebietet und zu dem Siege bloß durch die Verblüfftheit des Gegners gekommen ist. Mit den Worten: „Ich denk', du überlegst dir das über Nacht," war er blitzschnell aus der Werkstätte entschwunden.

Es war das eine merkwürdige Nacht für Trenderl. Zum ersten Male seit langen Jahren, daß ihn die Müdigkeit der Tagesarbeit schlaflos allen Mächten des Nachdenkens überlieferte. Immerfort klingelten ihm die tausend Gulden in den Ohren; er wußte nicht, wie sie herausbringen! Hirsch Blaser, das „gescheite Jüdel", hätte seinen Triumph gefeiert, wenn er die Qualen dieses schlummerlosen Gemütes hätte beobachten können. Es war unstreitig ein saurer Tropfen in des Schlossers Seele gefallen. Das erste Gefühl, das lebendig in ihm aufwallte, war — Zorn gegen das „gescheite Jüdel", weil das ihm „etwas in den Kopf gesetzt habe". Er ballte die Faust gegen den Abwesenden, daß ihm die Finger schmerzten. Mitten in der finstern Nacht wäre er gern aufgestanden, hätte die Werkstätte geöffnet und da gehämmert und geschmiedet, bloß um Hirsch Blaser zu zeigen, wie er dessen Antrag verstehe.

Erst allmählich, dann aber mit desto stärkerer Gewalt, trat

der ganze Inhalt dessen, was er gehört, vor ihn hin; warum er Hirsch Blaser, ärgerte er sich, nicht gleich beim „Kragen“ genommen und zur Werkstätte hinausgeworfen habe? Eine bessere Antwort hätte er ihm nicht geben sollen!

Dann kamen andere Stimmen, tückische einschmeichelnde Stimmen, jene dunkeln, immer wachen Mächte, die über des Menschen Sein regieren und denen die Reinheit seiner Seele ein weiter Kampfplatz für ihre Gelüste und Verlockungen ist. Ob es nicht undankbar sei, raunten ihm diese Stimmen zu, auf einen Menschen zu zürnen, der einem ein so groß Stück Geld aufdrängen wolle? Was Hirsch Blaser eigentlich Schlechtes von ihm wolle? Glücklich machen wolle er ihn, nicht anders als reich und unabhängig. Sei es nicht schändlich, daß es Menschen in der Welt geben müsse, an die man gar nicht denken dürfe — wenn man sie auch noch so gerne habe? Was hätten andere Leute voraus als das Geld? Und die dürfen kühn ihre Blicke erheben zu allem, was sie reizt? Der Arme aber sei ausgeschlossen von allem. Hören, sehen und riechen dürfe er alles, aber danach greifen? — Wenn ihn schon der Doktor ausgelacht habe, was würden erst andere Leute tun? Trenderl fühlte sich sehr unglücklich. Wir wissen nun, worauf es bei ihm am meisten ankömmt, und darum fürchten wir für sein Unglück!

Hirsch Blaser hatte sich am folgenden Tage frühzeitig bei Mindel Brandeis eingestellt, um ihr Meldung zu tun, wie seine Sendung in die Schlosserwerkstätte ausgefallen. Das gescheite Jüdel erzählte den ganzen Hergang und verschwieg auch nicht den kleinsten Umstand. Die wackere Frau fühlte sich aber durch diese Mitteilungen nur wenig beruhigt: wenn man ein Haus umreißen wolle, sagte sie, dürfe man nicht alle Jahr bald eine Türe, bald ein Fenster ausbrechen, gleich müsse das geschehen, wogegen Hirsch Blaser freilich bemerkte, es sei immer besser, bald ein Fenster, bald eine Türe abzubrechen, als zuletzt gar kein Haus zu haben. Sie solle ihm nur alles

überlassen. In der halben Welt wisse man, daß Hirsch Blasers Kopf nicht von Stroh sei.

Das „gescheite Jüdel“ erhielt neue „Instruktionen“, die wir für jetzt verschweigen müssen; seufzend entließ ihn Mindel. Beim Abschiede rief sie ihm nach: „Eile tut not, denn eine lange „Kränk“ (Krankheit) ist ein gewisser Tod.“ Hirsch Blaser versprach das Unmöglichste.

Das „gescheite Jüdel“ hatte eine Taktik ersonnen, die seiner Klugheit und Beobachtungsgabe nicht wenig zur Ehre gereicht. Er berechnete, daß sich die tausend Gulden in des Schlossers Gemüte erst „setzen“ müßten, und darum besuchte er ihn auch am folgenden Tage nicht. Das erste Fenster war ja bereits ausgebrochen! Aber mit tausend Augen spähte er um die Werkstätte herum; keine der Bewegungen des Schlossers entging ihm. Schon konnte er bemerken, um wieviel lässiger das Tun des Meisters sich an diesem Tage ausnahm!

Trenderl sang auch nicht, und schon das war ihm ein Zeichen, daß sich die tausend Gulden „gesetzt“ haben mußten. Er sah ihn auch oft vor dem Amboß stehen und gewaltig hämmern — aber es ging der dritte Streich immer daneben, und dieses träumerische Gebärden war ihm ein neuer Beweis, wie tief bereits der sauere Tropfen in die unschuldige Seele Trenderls gedrungen war.

Am zweiten Tage, spät am Abend, stellte sich Hirsch Blaser wieder in der Werkstätte ein. Der Schlosser stand mit verschränkten Armen vor der Schmiedesse und starrte in die dunkle Glut hinein.

„Der Schlosser wär' gefunden,“ schrie plötzlich die heisere Stimme Hirsch Blasers.

Trenderl fuhr auf; vor ihm stand die kleine verwachsene Figur des „gescheiten Jüdels“.

„Was für ein Schlosser?“ rief er.

„Fragen kann er auch noch!“ meinte Hirsch Blaser mit merkwürdigem Gesichte. „Der was den Blitzableiter auf der

Schul' wird aufrichten," setzte er mit aller Bestimmtheit einer vollendeten Tatsache hinzu.

Trenderl sprach anfangs kein Wort, dann sagte er langsam:

„Bich ich verrückt? oder seid Ihr's, Rebb Hirsch? Soll denn ein anderer den Blitzableiter aufstellen, als ich?"

„Narr," meinte das gescheite Jüdel, „glaubst du denn, man wird einem tausend und mehr Gulden anhängen, der imstand' ist, auf ein Dach hinaufzukriechen und da sein Leben zu versuchen?"

Der Schlosser starrte den kleinen Sprecher mit großen Augen an, schüttelte dann den Kopf, als faßte er gar nicht den Sinn des Gesagten. Mit funkelnden Augen betrachtete Hirsch Blaser diese neue Wirkung seiner merkwürdigen Kriegslist.

„Da setzt Euch, Rebb Hirsch," sagte er tief aufseufzend, „und erzählt mir ordentlich, was es mit den tausend Gulden eigentlich ist; denn mir will das nicht in den Kopf eingehen."

Hirsch Blaser setzte sich; er begann, dem Schlosser sogleich reinen Wein einzuschenken. Trenderl werde eingesehen haben, so lautete der Gedankengang der ziemlich langen Rede, was das heißen wolle, ein jüdischer Handwerker zu sein. Der Jude sei einmal dazu gar nicht geboren. Einen Schneider oder Gerber oder Goldschmied, den lasse er sich immer noch gefallen, denn das seien Geschäfte und keine Handwerke, da lasse sich etwas „verdienen" dabei. Anders sei es mit den anderen Handwerken, für die sei der Jude einmal nicht geboren. Wäre es ein schweres, so ertrügen es seine Kräfte nicht, und er werde sich doch nicht einreden, daß, wenn er einmal eine Frau hätte, diese ihm erlauben würde, auf einen steilen Turm hinaufzukriechen, um dort ein „lumpig" Stück Eisen aufzustecken? Bedenken sollte er, daß ein Jude ein ganz anderes Gemüt habe als „sie", und genau solle er es sich überlegen, was dabei herauskomme, wenn der Blitzableiter wirklich von seiner eigenen Hand auf

dem Schuldach aufgepflanzt würde? Ob er damit die halbe Welt glücklich mache, oder sich selbst? Ein Vorteil sehe dabei nicht heraus, und dankbar solle er die Hand ergreifen, die ihm den Weg aus der Schlossereiwerkstätte herauszeigte. Aufgeben müsse er das Geschäft, denn das sei keines, wo man an einen alten Schlüssel oder ein verrostetes Schloß einen halben Tag verwende, um fünf Groschen zu verdienen. Ob man dafür seine Kräfte habe, stundenlang vor dem Feuer stehe und sich abmartere und plage? Gott danken solle er aus tiefstem Herzen, daß sich einer finde, der bloß aus Wohlgefallen an ihm die Mittel zeige, um ein anderes Leben zu schaffen. Tausend Gulden, ein groß Stück Geld für jeden angehenden Handelsmann! wären bereits gezählt und abgewogen, und er hätte nur ja zu sagen; heute schon wenn er wolle! Aber mit dem Dachstuhlbesteigen habe es dann ein Ende. Einem Wagehals werde man, wie gesagt, kein so groß Stück Geld anhängen; in keinem Falle dürfe er den Blitzableiter aufsetzen, Schlosser seien genug da, die für ihn sich dieser Arbeit unterziehen würden. Und jetzt habe er genug gesprochen, mehr glaube er, als nötig wäre, um ihn zu überzeugen.

Das „gescheite Jüdel“ hatte sich diesmal mit der sonst so klug ausgesonnenen Kriegslist getäuscht. Es hatte „Wunder“ von seiner Rede erwartet und siehe da, die reife Frucht, die es dem Falle nahe glaubte, blieb noch immer auf dem Baume. Hirsch Blaser hatte eines nicht bedacht — das Ehrgefühl des Handwerkers war beleidigt worden.

Als Hirsch Blaser geendigt, stand der Schlosser mit verschränkten Armen, regungslos vor ihm.

„Ihr hättet also schon einen andern Schlosser, der für mich die Arbeit macht?“ sagte er nach einer langen Weile.

„Hundert, wenn du willst“ —

„Ich soll also die Eisenstangen umsonst geschmiedet und gehämmert haben, soll dastehen und zusehen, wie ein anderer für mich sich abmüht?“

„Und wenn?“

Trenderl hielt einen Augenblick inne, dann schrie er, und seine Augen glänzten dabei in wilder Wut:

„Ender sterb' ich, als daß ein anderer auf das Schuldach hinaufsteigt.“

„Bist du nicht mehr sinnedig?“ rief Hirsch Blaser zu Tode erschrocken.

„Wo bin ich es nur gewesen,“ schrie dagegen grimmig der Schlosser, „daß ich Euch eine Minut' lang hab' angehört habe? Hinauswerfen hätte ich Euch sollen aus der Werkstätte, so hätte es jeder ehrliche Handwerker getan. Mir vorschlagen, ein anderer soll die Eisenstangen für mich aufsetzen!“

„Aber die tausend Gulden! Sind die nicht mehr wert als so eine lumpige Eisenstange?“ versuchte Hirsch Blaser in seiner Seelenangst zu beweisen.

„Nicht um eine Million tu ich's,“ rief der Schlosser.

„Aus Narretei,“ meinte Hirsch Blaser nun wirklich zornig, „aus purer Narretei.“

„Besser, als aus Schlechtigkeit,“ entgegnete Trenderl.

„Gott Lebendiger!“ schrie Hirsch Blaser verzweiflungsvoll. „Hat sich denn die Welt auf den Kopf gestellt? Ich versteh' die heutigen Menschen gar nicht. Zu meiner Zeit, wenn man jemanden zu einem Geschäft hätt' tausend Gulden leihen wollen, was hätt' der dafür nicht getan? Vor Freud' von Sinnen kommen wär' noch das wenigste gewesen. Und der da will tausend bare und gezählte Gulden, so ein groß Stück Geld in den Wind schlagen? Nicht erhört ist das worden, solang' die Welt steht.“

„Ich laß von keinem andern den Blitzableiter aufsetzen,“ sagte der Schlosser bestimmt.

„Du willst dich also nicht glücklich machen lassen?“

„So nicht,“ entgegnete Trenderl mit flammenden Wangen.

Da überlief das gescheite Jüdel der lang' verhaltene

Grimm; mit einer heftigen Gebärde sprang er vom Stuhl auf und war schon an der Türe.

„Ich hab' schon genug geredt," schrie er gellend, „mich bekommst du nicht mehr zu sehen."

Als er fort war, fühlte der Schlosser einige Reue darüber, daß er ihn so böse habe sich entfernen lassen. Es fiel ihm ein, daß er doch hätte fragen sollen, von wem denn eigentlich die tausend Gulden herrührten? Dann aber drängte sich ihm die Schamröte ins Gesicht, daß das gescheite Jüdel bereits auf einen andern gedacht hatte, der für ihn den Blitzableiter aufsetzte. „Da oben auf dem Dach," grollte es in ihm, „muß ich stehen, denn auf einer jüdischen Schul' muß ein jüdischer Schlosser zu tun haben."

Der Schlosser hatte sich in seine Natur wiedergefunden. Emanuel hätte seine Freude an ihm gehabt!

Hirsch Blaser wußte am andern Tage nicht Worte des Zornes genug zu finden, als er der wackern Frau Mindel Bericht über seinen zweiten Gang abstattete. Der da drüben sei in Grund und Boden hinein verloren; wenn man fünf Groschen für ihn ausgebe, so wären die wie ins Feuer geworfen. Er habe geredt, wie nur Gott reden möcht'; alles sei umsonst gewesen, und wenn man ihm selbst eine Kiste mit Perlen und Gold vorsetzte, so würde er auch nicht dazu greifen, um noch einmal zu dem „Unmensch" zu gehen, der ein so groß Stück Geld ausschlüge, um auf ein Dach hinaufzusteigen.

„Er wird also wirklich hinaufsteigen," jammerte Mindel trostlos, „hat man das je gehört, und Juden sollen das zugeben können?"

„Helfen Sie sich, Mindelleben," meinte das gescheite Jüdel mit Achselzucken; „mich kriegen Sie nicht mehr da hinüber."

Das gescheite Jüdel war auch um alles in der Welt nicht zu bewegen, den Gang in die Schlosserwerkstätte noch einmal zu wagen — und Hirsch Blaser war doch sonst keiner von den Reichen. Wenn Mindel gescheit sein wolle, meinte

er, so solle sie den „Unmensch“ nur auf das Dach hinaufsteigen und Gott versuchen lassen. Wenn er mit zerschmetterten Gliedern unten liegen werde, da könne es ihm dann freilich nicht einfallen, daß tausend Gulden „kein Spaß“ seien.

Das aber war es eben, was die gute Frau wahrhaft unglücklich machte. Sie sah das feingesponnene Netz ihrer geheimen Instruktionen zerrissen und fand zu ihrem Schrecken, daß sie keine neuen Fäden zu verwenden hatte. Wenn er schon dem Gelde widerstand, womit konnte er denn gebändigt werden?

Dem Doktor konnte sie ihre Qualen nicht anvertrauen, der hätte sie ausgelacht; ihrem Manne konnte sie sich auch nicht entdecken; er gehörte ja auch zu dem „Vereine“ und verstand sie nicht. So durchlebte diese wackere Frau mehrere Tage, die zu den traurigsten ihres Lebens gehörten; wachend und träumend sah sie den Schlosser zwischen Erd' und Himmel schweben, sie sah ihn fallen und mit zerbrochenen Gliedern da liegen. Dann freuete sie sich kindisch, wenn sie aus der Werkstätte herauf die frische Stimme Trenderls vernahm, ihr zum lebenden Beweise, daß er noch nicht auf das Synagogendach gestiegen war.

Zu ihrem Schrecken vernahm sie eines Tages von ihrem Manne, daß Trenderl den Blitzableiter binnen drei Tagen aufsetzen werde. Rebb Scholem tat diese Meldung mit so kalter Ruhe, daß Mindel vor ihm fast zurückbebte.

„Wehgeschrien,“ rief sie, „muß es also wirklich sein?“

Das war eine traurige Stunde für sie! Sollte sie wieder um das „gescheite Jüdel“ schicken? Der hatte es ja ein für allemal abgeschlagen und wollte ja mit dem „Unmensch“ nichts mehr zu tun haben. Oder sollte sie selbst zu dem Schlosser gehen, ihn bitten, von seinem Vorhaben abzustehen? Und wenn er es auch ihr abschlüge?

Ein merkwürdiger Gedanke, wie sie ihn selbst bezeichnete, fuhr ihr plötzlich durch den armen geplagten Kopf. An ein Wesen im Hause hatte sie nicht gedacht, das sich am trefflichsten

zu der Mission eignete, die nun einmal an Trenderl ergehen mußte.

Hatte sie nicht ihre Taube, ihre Tochter, und konnte ein besserer Bote aufgefunden werden?

Freudig überkam es sie, wenn sie bedachte, daß der Schlosser die Bitte der Mutter nicht zurückweisen könne, wenn sie ihm aus dem Munde ihrer Tochter, eines Mädchens, vorgetragen würde!

Gute Mindel! was hattest du da erdacht!

Im Tone des tiefsten Geheimnisses vertraute Mindel ihrer Tochter, der schönen Taube, die Qualen ihrer geängstigten Seele, und wie sie kein anderes Mittel mehr ausfindig zu machen wisse, als daß Taube selbst hinübergehe und an den Schlosser im Namen der Mutter die Bitte stelle, von seinem Wagnis des Dachbesteigens abzulassen und kein solcher „Unmensch" zu sein.

Hatte die gute Frau nur Augen für ihr eigenes Leid, keine für fremdes? Bemerkte sie denn nicht, daß das schöne Mädchen ob dieses „merkwürdigen" Antrages zu Tode erschrak, wie sie bald bleich, bald wieder flammenrot wurde? Hörte sie denn nicht deutlich die Schläge dieses jungen Herzens, dem verräterisch ein Geheimnis entfliehen wollte, das dort schon lange lebte?

„Mutter! was denkst du dir," rief Taube, „ich, ich soll zu dem Schlosser hinübergehen?"

Nein, nein, gute Mindel! du hattest doch kein Ohr für fremdes Wehe! Nach diesem Ausrufe hätte dir alles klar werden müssen!

„Und warum nicht?" meinte dagegen Mindel gereizt; „aufs Dach hinauf willst du ihn steigen lassen, und da, Gott behüt! sein Leben versuchen?"

„Um Gottes willen, nein, das will ich nicht," lallte Taube erbleichend.

„Ein braver Mensch ist er," fuhr Mindel fort, „und man tut etwas Gutes, wenn man sich seiner annimmt."

„Ja, ja," flüsterte Taube, und ihr bleiches Antlitz flammte wieder vor lauter Rosen.

Noch lange redeten die beiden Frauen von dieser Sache, bis sie zum Abschlusse gediehen war. Taube versprach endlich, dem Befehle der Mutter Folge zu leisten und dem jungen Schlosser von seinem kühnen Wagnis abzuraten. Erst jetzt beruhigte sich die gute Mindel.

Taube wählte zu dieser Sendung eine Stunde, die sie nicht besser gewählt zu haben glaubte. Als es später Abend und die Gasse menschenleer geworden war, die Eltern sich bereits zur Ruhe begeben hatten, da schlich eine weibliche Gestalt aus Scholem Brandeis' Hause und gerade hinüber in die Schlosserwerkstätte, in der es noch wie gewöhnlich hämmerte und pochte.

Unbemerkt war sie da hineingekommen; Trenderl ahnte nicht, wer hinter ihm stand. Mit dem Rücken ihr zugewandt, feilte er an einer Eisenstange. Mit einem Male stieß das Mädchen an ein Stück auf dem Boden umherliegenden Gerätes, und nun mußte der Schlosser sich umdrehen.

Trenderl war aber gar nicht erschrocken; er hatte ja soeben an diejenige gedacht, die nun lebendig vor ihm dastand!

Gut war es übrigens, daß der Schlosser nicht bemerken konnte, wie das Mädchen am ganzen Leibe zitterte und um nicht umzusinken, sich an einem der eisernen Amboße halten mußte. Er wäre sonst ebenfalls tief erschrocken!

„Ist in Ihrem Hause was zerbrochen, Fräulein Taube," fragte er, „und muß ich gleich kommen? Ein Schloß vielleicht? oder ist ein Schlüssel verlegt worden?"

„Nein ... ich ... ich komm' wegen etwas anderem," flüsterte Taube.

Und nun erzählte Taube unter Stocken und Unterbrechungen, wie sie eigentlich gekommen wäre, ihn um etwas zu bitten, was er ihr gewiß nicht abschlagen würde. Die Mutter sei fast krank vor lauter Sorge und Angst und das

alles wegen ihm; sie könne den Gedanken gar nicht ertragen, daß er den Blitzableiter aufsetzen werde! Tag und Nacht müsse sie daran denken .... Bald sehe sie ihn mit zerbrochenen Gliedern, bald als Krüppel vor den Augen; er solle um Gottes willen daran denken, was er unternehme! Ob er der Mutter zu Gefallen das Wagnis nicht unterlassen wolle? ... es käme so nichts Gutes dabei heraus.

„Und was kann da das Schlechte sein?“ frug der Schlosser lächelnd, als das Mädchen geendet.

Aber das Lachen verging ihm, als die schöne Taube darauf mit dem Ausdrucke tiefinnerster Seelenangst ausrief:

„Um Gottes des Lebendigen willen, fürchten Sie sich denn nicht? Ich komm' ja in später Nacht, um Sie abzuhalten davon ... Ist das nicht genug?“

Trenderls Herz stand um diesen Augenblick still. Welch ein Ton war an seine Seele geklungen! Ein unendliches Wohlbehagen durchströmte ihn; dann jagte ihm das Blut siedendheiß durch alle Glieder.

„Ich weiß nicht, wie ich mir vorkomme?“ sagte er nach einer langen Weile, während welcher sich die beiden sprachlos gegenübergestanden waren. „Ich weiß nicht, wie ich mir vorkomme? Erst diese Woche sind mir tausend Gulden angetragen worden, wenn ich den Blitzableiter nicht aufsetze ... und jetzt kommen gar Sie.“

„Das ist alles meine Mutter,“ rief Taube fast schreiend, „die will nicht, daß sich ein Judenkind so an Gott versündigt.“

Trenderl war still nach diesen Worten; aber sein Atem ging rasch. Er fuhr sich verlegen mit der Hand über die Augen.

„Ihre Mutter, sagen Sie,“ brachte er stotternd hervor, „geh' ich denn die so viel an?“

„Hätt' sie denn sonst so viel Sorge und Angst?“ meinte Taube mit niedergeschlagenen Blicken.

Trenderl wollte auf diese Bemerkung etwas erwidern, was schon längst aus seinem ganzen Wesen mit so feuriger Bered-

samkeit sprach; aber kein Laut kam über die Lippen . . . Woher kam das?

„Was soll ich also der Mutter sagen?“ fragte endlich Taube, die bereits ängstlich zu werden begann.

Der Schlosser richtete sich stramm auf; er wollte jetzt in der Tat dem Mädchen eine rechte Antwort geben, und wieder fanden sich die Worte nicht zusammen.

„Was will denn eigentlich Ihre Mutter von mir?“ fragte er kleinlaut.

In beredten Worten schilderte Taube noch einmal die Qualen ihrer Mutter; sie stellte ihm das Ungeheuerliche seiner Tat so lebendig vor, als wenn sie selbst es bereits überlebt hätte; Trenderl hätte ihr so die ganze Nacht hindurch zuhören mögen.

„Und was soll ich tun?“ sagte er dann verwirrt.

„Sind nicht andere Schlosser in der Stadt?“ fragte sie, ängstlich in seinen Blicken spähend.

Und wieder war es dieses Wort, was Trenderls Sinne zu neuem Leben aufraffte.

„Das geht nicht, das geht nicht,“ schrie er fast zornig, „sagen Sie das Ihrer Mutter, und wenn sie mir Millionen verspricht. Ich kann's nicht tun,“ setzte er leise, fast milde, als Antwort für Taube hinzu.

„Sie wollen also wirklich da hinauf?“ fragte sie fast unvernehmbar; und es war gut, daß Trenderl die Todesblässe auf ihrem Gesichte nicht bemerken konnte, die die Nacht seinen Augen entzog.

„Ich muß.“

„Fürchten Sie sich denn gar nicht?“ schrie Taube, „vor sich selbst . . und vor Gott?“

„Ich fürcht' mich, ja . . .“ rief er mit gedrückter Stimme, „aber nicht vor dem Dachbesteigen.“

„Gott, lebendiger Gott!“ jammerte sie leise.

„Ihre Mutter,“ meinte Trenderl, „macht sich da den Kopf mit etwas voll, was mir eigentlich ein Kinderspiel ist.

Ich bin an den Schwindel schon gewöhnt; ich kann auf dem steilsten Dach einen Blitzableiter aufsetzen und meine, ich bin in meiner Stube. Wozu bin ich denn ein Schlosser geworden? Und habe ich nicht schon auf dem Wiener Stephansturm gearbeitet."

„Dort waren Sie schon?" rief das Mädchen fast atemlos. „Und Sie haben sich nicht gefürchtet?"

„Gefürchtet ob Ich mich hab'? Ich hab' geweint und geschrien, hab' schier den Tod davon gehabt," sagte Trenderl.

„Und doch wollen Sie da auf das Dach hinauf? Versündigen Sie sich nicht?"

Der Schlosser mußte lächeln.

„Ich bin noch ein Kind gewesen," begann er wieder, „als sie mich in Wien zu einem Schlosser gegeben haben. Mein Meister war ein ganz merkwürdiger Mensch; man hat glauben können, er könnt' die ganze Welt verschlucken, wenn man sie ihm in einem Löffel vorsetzen möcht', so bitter bös und grimmig hat er ausgesehen. Auf zwanzig Schritte von ihm ist mir mein Herz immer stillgestanden, und die Haare haben sich mir aufgesträubt. Aber er war doch ein guter Meister und hat sich mit mir Mühe gegeben, und hör' ich einmal, daß er gestorben ist, so zünd' ich an seinem Sterbetag ein Licht, wie ich's für meinen Vater im Grab zur „Jahrzeit" mache. Ich hab' noch einen Kameraden gehabt, der hat „Nazi" geheißen und war ein lustiger Kerl. Wir haben uns gut vertragen, und er hat mir nie vorgeworfen, wie die andern Lehrjungen, daß ich ein Jude bin . . . Einmal hat der Meister zu uns gesagt: „Ihr geht heute mit mir; es ist etwas auf dem Stephansturm zu tun; nehmt das und das, was ich brauchen werde." Heiliger Gott! auf den hohen, auf den gewaltigen Stephansturm hätt' ich hinauf sollen? Ich hab' immer nur mit Schrecken zum Zifferblatt der Uhr hinaufsehen können, und jetzt wollt' der Meister, ich sollt' mit ihm auf den Stephansturm! Ich hab'

geweint, gejammert, hab' mich auf den Boden geworfen, und habe geglaubt, ich müßt' schon sterben, noch ehe ich hinaufgestiegen. Da ist mein Meister zu mir gekommen, hat mich aufgehoben mit seiner gewaltigen Faust und mich gerade hingestellt vor sich. Darauf sagt er zu mir: „Wolf, sieh mir in die Augen!“ Ich schlage die Blicke zu ihm auf. „Jud', fürcht'st du dich?“ ruft er mit fürchterlicher Stimme, daß mir mein Herz noch jetzt erbebt. „Und jetzt gehst du gleich mit mir,“ befiehlt er, und ich — ich habe gehorchen müssen.“

Trenderl hielt inne, das Mädchen sah ängstlich der Fortsetzung seiner Erzählung entgegen.

„Denken kann sich's keiner,“ fuhr er fort, „was ich auf dem Wege bis zu der Turmspitze hab' ausgestanden an Furcht und Angst; aber das Aug' meines Meisters ist immerfort auf mir gelegen. Ganz anders war mein Kamerad Nazi; der ist hingegangen, als hätt' man ihm gesagt: Bring mir aus dem Garten eine Blume. Unter Zagen und Herzbangen sind wir die Stiegen vom Stephansturm hinaufgekrochen, nahe bis zur Uhr. Draußen an dem Gemäuer hat der Meister eine Arbeit zu verrichten gehabt. Wie ich da hätte hinaustreten sollen, überfällt mich wieder ungeheure Angst, ich fang' wieder zu heulen und zu jammern an und bitte den Meister himmelhoch, er möcht' mich nach Hause gehen lassen. „Jud', fürchtst du dich?“ sagte er wieder mit seiner strengen Stimme, und wenn ich in diesem Augenblicke dem Sterben wär' nah gewesen, der Meister hätt' mich auch nicht gehen lassen.“

„Gott! Allmächtiger!“ flüsterte Taube.

„Für meinen Kameraden Nazi,“ erzählte der Schlosser weiter, „war das alles wie ein Spaß. Der ist da oben auf dem Turme gestanden, wie in einem sichern Bette. Auf einmal, als der strenge Meister sich auf einen Augenblick entfernen muß, fängt mein Kamerad gar zu singen an, ich weiß noch,

was es für ein Lied war; es hat sich mir gut in das Gedächtnis eingeprägt:

„O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
So manicher Soldat.“

So hat Nazi gesungen und mir sind die Haare zu Berg' gestanden über den leichtsinnigen Kameraden, wie der da auf und nieder geklettert ist und jeder Tritt ihn in den Tod bringen konnte und hat doch dabei gesungen! „Nazi,“ sag' ich zu ihm weinend, „du kannst jetzt noch singen?“ Da lacht er laut auf, und zum ersten Male seit wir beisammen in der Lehr' sind, sagt er zu mir: „Jud', fürchtst du dich vielleicht?“ Ich weiß nicht, warum mir dieses Wort gerade aus dem Munde meines Kameraden so fürchterlich vorgekommen ist in diesem Augenblicke. Aber es war ein Wort, das ein Mensch zur rechten Zeit ausgesprochen hat. „Fürchten? Nazi,“ rief ich ihm zu, „sieh her, ob ich mich fürcht'?“ Und nun fang' ich mit ihm um die Wette zu klettern, zu springen und zu singen an; meine Seele war wie toll geworden. Mein Kamerad hat mich ganz verwundert angeschaut; auch der Meister. Keiner weiß sich's zu erklären, wie mir so auf einmal die Furcht vergangen ist. Ich war in jener Stunde ein ganz anderer Mensch geworden; ich hätt' mich mit der halben Welt herumgeschlagen, wenn es hätte sein müssen. Keiner hätt' mir sagen dürfen: Jud, fürchtst dich? Denn ich hab' mich nicht mehr gefürchtet; ich war wie Nazi, wie die andern geworden, und mein Meister hat zu mir auch gesagt, was ich mir ewig merken werde: „Siehst Wolf! die Furcht, das ist der Unterschied zwischen Juden und Christen; ihr seid ein geplagt Volk gewesen, und darum fürchtet ihr euch; aber wie ihr das einmal abgelegt habt, so seid ihr uns gleich. Da hast du einen Zwanziger und fürcht' dich auch

weiter nicht mehr. Es kann aus dir ein tüchtiger Schlossermeister werden." — Ich zünd' auch meinem Meister ein Jahrzeitlicht an, wenn ich einmal höre, daß er gestorben ist."

Trenderl schwieg; sein ganzes Wesen schien sich aber durch den lange verhaltenen Stoff wieder Bahn geöffnet zu haben; eine starke Männlichkeit blickte aus seinen Augen, und die gedrungene kräftige Gestalt schien noch einmal soviel Kraft und Stärke zu verkünden, als ihr vielleicht inne wohnte. Wer um diesen Augenblick den leuchtenden Strahl, der aus den Blicken des Mädchens auf ihn fiel, aufnehmen und erklären hätte können!

Gleich darauf sagte sie aber seufzend:

„Jetzt ist's freilich aus!"

„Mit wem und warum?" fragte der Schlosser erschrocken.

„Sie fürchten sich ja nicht . . ." flüsterte sie leise.

„Und soll ich's denn?" rief er bebend, „soll Hirsch Blaser, das gescheit' Jüdel, sollen die christlichen Schlosser mir sagen können, was ich selbst von meinem Meister und meinem Kameraden nicht habe hören können: „Jud', fürchtst du dich?"

„Und wie wär's, wenn Sie ein Weib hätten? . . . und das Weib Sie himmelhoch möcht' bitten," sagte Taube mit unaussprechlich zitternden Lauten.

Trenderl unterdrückte einen so gewaltigen Freudenschrei, daß, hätte er ihn ausgestoßen, die ganze Welt ihre schlummernden Augen aufgetan hätte. Sein Atem flog so rasch, als jagte ihn ein Sturmwind vorwärts, als befände er sich mitten in einem brennenden Hause und müßte eilen aus der Gefahr zu kommen!

„Nein, nein, Taube," schrie er mit ungeheurer Anstrengung, „das können Sie nicht fordern . . . ich möcht' auch keine, die einen Schlosser nicht will . . . so muß sie mich nehmen, wie ich bin . . . ich bleib' bei meinem Handwerk . . ."

Zwei Seelen pochten um diese Stunde mit allen Schauern ahnungsvoller Liebe sich entgegen; sie erfaßten sich bereits Hand an Hand und doch blieb das Geständnis auf ihren Lippen . . .

„Sie wollen also nicht? . . .“ sprach Taube mit einem vorwurfsvollen Blick, der ihm tief in das Herz drang.

„Ich kann's nicht . . . ich kann's nicht,“ rief er mit schmerzlicher Überwindung, „und daß ein anderer Schlosser für mich die Arbeit macht, gar nicht.“

Tonlos sagte das Mädchen darauf:

„Da werd' ich der Mutter eine schlechte Nachricht bringen,“ und ohne Abschiedswort, ohne Nachtgruß war sie aus der Werkstätte hinausgegangen.

Als das Mädchen fort war, schlug sich Trenderl mit der geballten Faust an die Stirne.

„Narr, Narr!“ rief er! „Du hast ihr ja gar nichts gesagt.“

---

Der Doktor jubelte vor tiefster Freude auf, als er vernahm, heute werde der Schlosser den Blitzableiter auf dem Dache aufsetzen. Aus dem fast krankhaft aufgeregten Wesen der wackern Mindel hatte er entnehmen können, daß all die feinen Netze, die sie und das „gescheit' Jüdel“ gesponnen haben mochten, zerrissen sein mußten. Trenderl erschien ihm als ein zweiter Simson.

Am Tage des „großen Ereignisses“ ging ein ungeheurer Jammer durch die Seele des armen Frau. Sie konnte sich am frühen Morgen kaum aus dem Bette erheben; sie nahm das Psalmenbuch und betete lange daraus. Aber ihre Angst wich nicht; denn die Gefahr, in die sich heute ein Judenkind begab, war noch nicht vorüber. Je mehr man sie tröstete, desto höher stieg ihre Sorge. Man begann wirklich für sie bekümmert zu werden.

Aber mit Taube war eine wunderbare Veränderung vorgegangen; sie blickte mit freien Augen umher, und eine leuchtende Glut, die dem Morgenrot ihre Flammen entliehen zu haben schien, lag auf ihrem Antlitze. Mehr als einmal sagte sie im Laufe des Tages zu der jammernden Mutter:

„Du wirst sehen, der kommt gesund und stark zurück: den wird Gott nicht fallen lassen. Der fürcht' sich nicht.“

Und noch ahnte Mindel nicht, welches Gefühl aus diesen Worten sprach! — —

Taube stand am Fenster, als der Schlosser mit seinen Gesellen und Lehrjungen, die die Eisenstangen trugen, sich zur Synagoge begab. Trenderl betrachtete dies als ein gutes Zeichen. Ihre Blicke trafen sich, senkten sich, aber jedes schien sich seinen Teil zu denken.

Dennoch bebte sie innerlich, als der Schlosser um die Gassenecke verschwunden war.

Man wird es gewiß nicht verlangen, daß wir unsern Trenderl an sein Werk begleiten und in einer Schilderung dartun, wie von ihm der Blitzableiter auf dem Dache der Synagoge aufgesetzt ward. Trenderl würde uns auslachen, wenn er vernähme, daß wir aus einer Tat seines Handwerkes „eine lange Geschichte“ ersonnen haben, die für ihn, der auf dem St. Stephansturme gearbeitet, eine so kurze war.

Wir bleiben lieber im Hause der wackern Frau Mindel Brandeis, helfen ihr Trost zusprechen, wenn sie in ihrem Jammer unterliegen will, beten mit ihr und holen das Psalmbuch herbei, wenn sie glaubt, dort stehe das Heil, und flüstern nebenbei der schönen Taube Worte des Glaubens und der Überzeugung ins Ohr, daß sie nicht umsonst auf die glückliche Rückkehr des Schlossermeisters harre.

Scholem Brandeis war weggegangen, um dem Schlosser „zuzusehen“, wie er sagte. Was ihn betrifft, so verriet nicht der leiseste Muskel an ihm, daß er irgend eine Unruhe für das Schicksal Trenderls empfinde.

Er begriff nicht die aufschreiende Verwarnung, womit ihn Mindel von diesem Gange zurückhalten wollte: „daß er sich selbst an Gott versündige, wenn er einem Werke beiwohnte, das Gott nicht wohlgefiel.“

„Sei du kein Narr!“ rief er, „das ist vielleicht eine Sünd', wenn man auf Gottes Haus einen Blitzableiter aufsetzt, daß es nicht getroffen wird? Mein Schlosser ist ein

schöner Jung', und der ist zu etwas Besserem aufgehoben, als vom Dache herunterzufallen und das Genick zu brechen. Hab' ich nicht recht, Taube mein Kind?"

Wir wissen nicht, ob er von dem schönen Mädchen eine Antwort erhalten!

Trotzdem kam nur wenig Ruhe in das aufgeregte Gemüt der guten Frau; eine mächtige Spannung hielt alle ihre Empfindungen in Aufruhr und ließ sie aus jedem Geräusch auf der Gasse, aus jedem eiliger nahenden Schritt das gräßlichste Unglück ahnen, das die Einbildungskraft nur ersinnen konnte.

Gegen Mittag kam Scholem nach Hause. Lustig rief er:

„Prächtig kann er's, unser Trenderl, der sitzt da oben auf dem Dache und singt dabei, als wär' er in einem Tanzsaal. Wer hätt' zu meiner Zeit geglaubt, daß das ein jüdischer Professionist zustande bringen wird? Die Zeiten werden doch anders."

Neue Zuversicht lebte in Taubes Herzen auf, daß das Werk gelingen werde. Trenderl sang ja auf dem Dache!

Mindel entgegnete gar nichts, es ging eine Wandlung in ihr vor, die im Laufe der kommenden Stunden immer bestimmter hervortrat; die ungeheuere Spannung, die in allen ihren Gliedern lag, war gewichen, und ein Gefühl abwartender Ruhe war in ihr Gemüt zurückgekehrt, dem es seit dem Beginne dieses Tages ein so fremder Gast gewesen. Sie konnte am Nachmittage sogar in ihrem Lehnstuhle einnicken, und ein sanfter Schlummer entrückte sie mit linden Fittichen allem Jammer und Kummer der sie unterdrückenden Sorge.

Es war Abend geworden; da wurde sie plötzlich durch einen laut gellenden Schrei aus dem Schlafe geweckt. Taube war's, die geschrien hatte:

„Er kommt, er kommt!"

Taumelnd fuhr Mindel auf; bleich, mit furchtbar aufgeregten Zügen fragte sie:

„Um Gottes willen! Ist das Unglück geschehen? Bringt man ihn zurück?"

Taube vermochte augenblicklich keine Antwort zu geben, dann rief sie mit einem Tone, der aus dem tiefsten Leben ihrer Seele zu kommen schien:

„Nein, Mutter! er ist gesund und lebendig zurück. Ich habe ja gewußt, dem wird Gott nichts antun.“

Mindel sank in den Lehnstuhl zurück; ihre Hände hatten sich gefaltet; aber menschliche Ohren haben das Gebet nicht vernommen, das in diesem Augenblicke von ihren Lippen vor den Herrn des Himmels trat.

Nicht lange darauf kam Scholem zurück.

„Schön gefoppt hast du mich, Mindel,“ rief er, „wenn du geglaubt hast, unserem Trenderl wird etwas zustoßen. Er hat dir da eine Arbeit gemacht, worauf die Gemeinde stolz sein kann. Hat man's denn schon erlebt, daß ein jüdischer Schlosser einen Blitzableiter aufgesetzt hat?“

„Ich möcht' ihn jetzt sehen,“ sagte Mindel fast verschämt; „ich möcht' mir ihn doch ansehen.“

„Ob nicht etwas zerbrochen ist an ihm,“ meinte lustig Scholem, „ob er noch ganz ist? Schicken wir gleich um ihn.“

Taube flüchtete sich in den äußersten Winkel der Stube.

Der Schlosser kam, noch in seinem Handwerkeranzug; den ledernen Schurz um die kraftschwellenden Glieder geschnallt, im rußigen Hemde die Ärmel weit über die nackten, sehnigen Arme heraufgeschürzt. Er grüßte verlegen die reichen Leute, auf deren Geheiß er gekommen war.

„Trenderl,“ rief Scholem Brandeis, „sei nicht bös, wenn ich dich noch einmal so heiß', denn du bist ein braver Jung' und hast dir und uns Ehre gemacht. Mein Weib will sich bei dir bedanken, daß du nicht vom Dach hinuntergefallen bist.“

Der Schlosser wußte nicht, wie ihm geschah.

„Ja,“ rief Mindel mit unaussprechlicher Innigkeit, indem sie seine Hand ergriff, „ja ich dank' dir, daß kein Unglück dir zugestoßen ist; denn jetzt weiß ich, mit dir wird Gott

auf allen Tritten und Schritten sein und wird dich bewahren, und du bist ein braves jüdisches Kind. Ich aber hab' mich an Gott versündigt, denn ich hab' mein Herz zu besorgt gemacht und habe nicht genug Vertrauen zu ihm gehabt. Mein Mann hat heut' früh gesagt: ‚Sollt' das eine Sünde sein, wenn man Gottes Haus vor einem Unglück bewahren will?' Mich hat das eigentlich getröstet und hat mich aufrecht erhalten. Hämmre du nur jetzt zu, ich werde dir gerne zuhören, wenn es mich auch nicht schlafen läßt. Dir sieht man's an, eine gute jüdische Mutter hat dich geboren. Recht hast du gehabt, daß du dich nicht hast verleiten lassen, zurückzutreten von deinem Handwerk; nicht sagen kann ich's, wie recht du gehabt hast und wie unrecht ich, daß ich dich habe verleiten wollen. Es ist mir die Blindheit von den Augen gefallen."

Trenderl wußte nicht, was mit ihm vorging. Seine Blicke suchten in der Stube verlegen forschend umher, auf wem sie am längsten haften sollten.

Seitwärts in einem Winkel stand Taube und weinte still vor sich hin.

---

Emanuel hatte das Geständnis des Schlossers längst erraten, noch ehe dieser eines Tages gekommen war, um ihn um sein Fürwort bei den Eltern seines Mädchens zu bitten.

„Zwischen uns beiden ist alles richtig und abgemacht. Ich bleib' ein Schlosser, und meine Taube wird eine Schlossermeisterin. Sie hat mir's selbst gesagt, sie will gar keinen andern, und wenn ich mein ledern Schurzfell umhab' und in Hemdärmeln am Amboß stehe und da arbeite, so bin ich ihr lieber wie alle jungen Leut' in der Gasse. Viel Geld brauch' ich nicht, und wenn mir Herr Scholem Brandeis gar keines geben will, so bin ich's auch zufrieden. Aber meine Taube muß er mir geben."

Es fiel dem Doktor nicht schwer, das Jawort der Eltern

zu erwirken. Scholem hatte schon längst sein Gefallen an dem „schönen Jungen“, und die wackere Mindel tat gern, wozu ihr das eigene Herz und das Wort des ihr viel teuren Doktors anrieten.

Als es am heurigen „Cholemoed“ des Osterfestes hieß: der Schlosser und Scholem Brandeis Tochter seien Braut und Bräutigam geworden, ging ein ungeheures Erstaunen durch die ganze Gasse. Man begriff das Unerhörte dieser Tat nicht.

Hirsch Blaser, das „gescheit Jüdel“, schüttelte den Kopf und schrumpfte vor lauter Achselzucken fast zu einer Katze mit gekrümmtem Rücken und grünfunkelnden Augen zusammen.

„So soll ich leben und sterben,“ sagte er, „ich kenn' mich in der Welt nicht mehr aus. Rebb Scholem Brandeis gibt einem armen Handwerker, gibt Trenderl Schlosser seine Tochter? Entweder ich bin nicht gescheit, oder die Welt ist etwas ganz anderes geworden. Ich versteh' mich und sie nicht mehr.“

Spät in der Nacht, als Emanuel von dem Verlobungsfeste der beiden Glücklichgewordenen zurückgekehrt, drängte ihn sein Herz zu einigen Bemerkungen, die er dem Papier anvertrauen mußte.

Lesen wir, was der Doktor um diese Stunde fühlte und dachte:

„Seit neun Jahren zum ersten Male habe ich heute die Empfindung wie damals, als mir meine Mutter, wenn ich zu Bette mußte, den Abendsegen vorsagte und ich Wort für Wort ihr nachredete. Ich möchte heute beten, so voll ist mir das Herz.“

„Glaube mir, Klara! was ein Menschenherz an Reue und bittern Stunden durchzuleiden fähig ist, das habe ich im Laufe dieser neun Jahre durchgerungen und gelitten. Was ist aber all dieses Märtyrertum einer Seele gegen das, was ich jetzt hinter mir habe? Wohl weiß ich, daß der Riß, den meine Rückkehr zur Familie durch unsere Seelen schnitt, ein ewiger ist — und doch steht es heute klarer als je vor meinen Augen, daß eine unsichtbare Hand das tödliche Instrument geführt hat.“

„Die neue Gesetzgebung unseres Vaterlandes sorgt für jedes Rädchen im Staate; sie ordnet und regelt die große Maschine, aber sie hat wie ein Schuldner, der Tausende von Gläubigern zu befriedigen hat, gerade diejenigen vergessen, die durch ihn unsäglich elend geworden sind.“ . . .

„Die neue Gesetzgebung unseres Vaterlandes, die den Boden frei gemacht, die mein Volk auf den Acker und in den Gemeindeverband, in das freie Haus und in die freie Kirche gerufen hat . . . für uns hat sie noch keine Zeile finden gekonnt, nicht das armseligste, kleinste Wort!“

„Laß dich nicht vergällen Herz! durch den bittern Niederschlag dieser Gedanken. Du bist ja heute zufriedengestellt. Hat nicht der Schlosser sein Tagewerk redlich und zu deiner Beschämung vollbracht?“

„Sein Meister hat einst zu ihm auf dem St. Stephansturme gesagt: ‚Jude, fürchtest du dich?‘ und das Wort ist mächtig in ihm geworden und hat ihn vor Verrat und Treubruch gewahrt . . .“

„Fürchte nichts mein Volk! und tu ab die Furcht. Nur so wirst du frei werden! Der Schlosser ist es bereits . . .“

„Werfe ich einen Rückblick zurück auf die neun Jahre meines Leids, so seh' ich doch, ich habe gewonnen. Ich bin ja doch aus meinem Volke herausgewachsen, und mein Abfall wäre doch Verrat gewesen! Ich habe es erst jetzt mit aller Klarheit ersehen.“

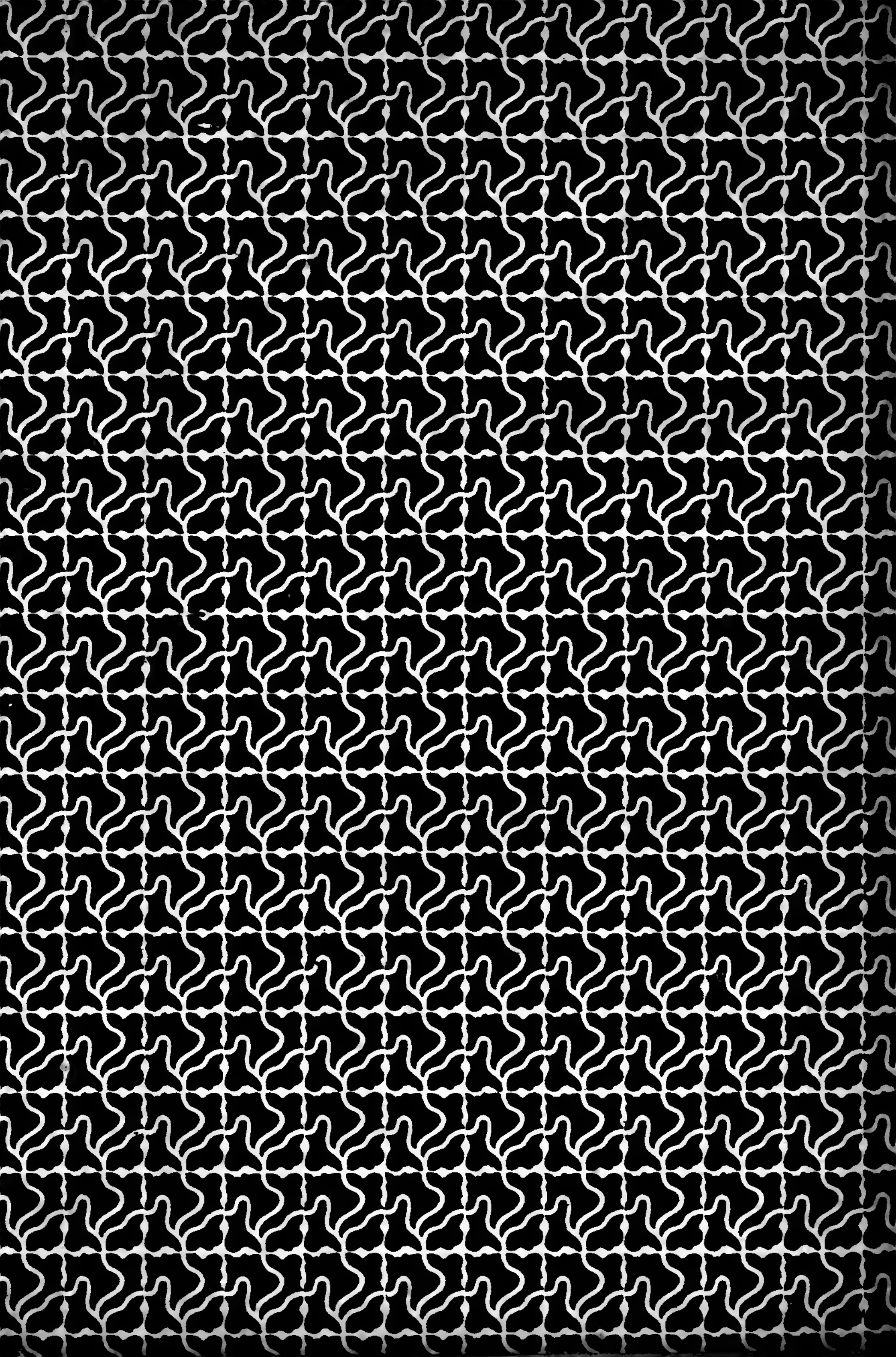
„In einigen Stunden wird der Schlosser wieder am Amboß und bei der Esse stehen und der noch schlafenden Welt in kräftigen Hammerschlägen sein Erwachen kund geben.“

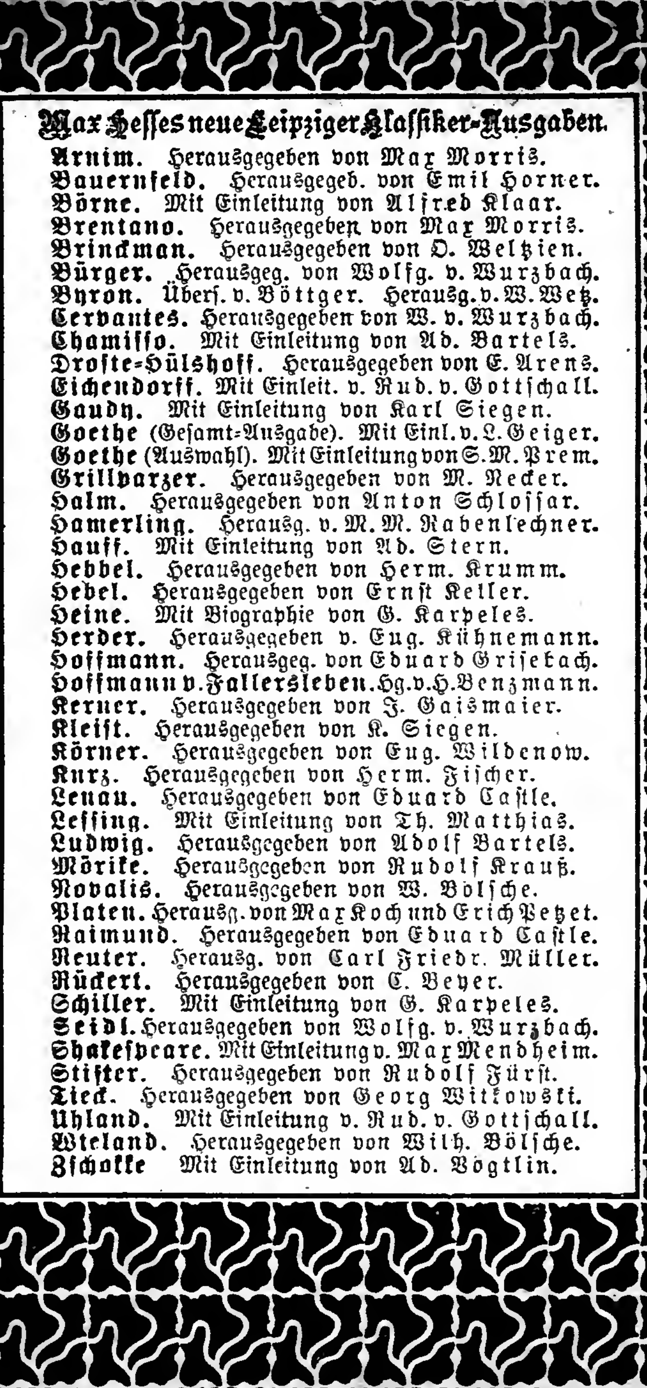
„Hämmere so fort, Schlosser! Jeder Schlag auf den Amboß bricht ein Glied von der Sklavenkette deines Volkes ab und klingt als Willkommgruß der neuen Zeit entgegen.“

„Hämmere so fort!“

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.




Max Hesses neue Leipziger Klassiker-Ausgaben.
Arnim. Herausgegeben von Max Morris.
Bauernfeld. Herausgegeb. von Emil Horner.
Börne. Mit Einleitung von Alfred Klaar.
Brentano. Herausgegeben von Max Morris.
Brinckman. Herausgegeben von O. Weltzien.
Bürger. Herausgeg. von Wolfg. v. Wurzbach.
Byron. Übers. v. Böttger. Herausg. v. W. Wetz.
Cervantes. Herausgegeben von W. v. Wurzbach.
Chamisso. Mit Einleitung von Ad. Bartels.
Droste-Hülshoff. Herausgegeben von E. Arens.
Eichendorff. Mit Einleit. v. Rud. v. Gottschall.
Gaudy. Mit Einleitung von Karl Siegen.
Goethe (Gesamt-Ausgabe). Mit Einl. v. L. Geiger.
Goethe (Auswahl). Mit Einleitung von S. M. Prem.
Grillparzer. Herausgegeben von M. Necker.
Halm. Herausgegeben von Anton Schlossar.
Hamerling. Herausg. v. M. M. Rabenlechner.
Hauff. Mit Einleitung von Ad. Stern.
Hebbel. Herausgegeben von Herm. Krumm.
Hebel. Herausgegeben von Ernst Keller.
Heine. Mit Biographie von G. Karpeles.
Herder. Herausgegeben v. Eug. Kühnemann.
Hoffmann. Herausgeg. von Eduard Grisebach.
Hoffmann v. Fallersleben. Hg. v. H. Benzmann.
Kerner. Herausgegeben von J. Gaismaier.
Kleist. Herausgegeben von K. Siegen.
Körner. Herausgegeben von Eug. Wildenow.
Kurz. Herausgegeben von Herm. Fischer.
Lenau. Herausgegeben von Eduard Castle.
Lessing. Mit Einleitung von Th. Matthias.
Ludwig. Herausgegeben von Adolf Bartels.
Mörike. Herausgegeben von Rudolf Krauß.
Novalis. Herausgegeben von W. Bölsche.
Platen. Herausg. von Max Koch und Erich Petzet.
Raimund. Herausgegeben von Eduard Castle.
Reuter. Herausg. von Carl Friedr. Müller.
Rückert. Herausgegeben von C. Beyer.
Schiller. Mit Einleitung von G. Karpeles.
Seidl. Herausgegeben von Wolfg. v. Wurzbach.
Shakespeare. Mit Einleitung v. Max Mendheim.
Stifter. Herausgegeben von Rudolf Fürst.
Tieck. Herausgegeben von Georg Witkowski.
Uhland. Mit Einleitung v. Rud. v. Gottschall.
Wieland. Herausgegeben von Wilh. Bölsche.
Zschokke Mit Einleitung von Ad. Vögtlin.